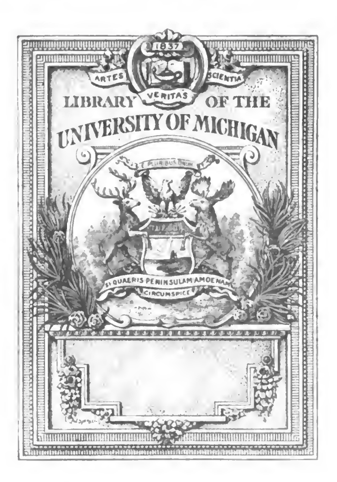
Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens


1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

Bibliothek
der
Unterhaltung
und des
Wissens.

Mit Original-Beiträgen
der
hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten.

Jahrgang 1888.

Zwölfter Band.

Stuttgart.
Verlag von Hermann Schönleins Nachfolger.

Inhalts-Verzeichniß des zwölften Bandes.

	Seite
Die Augen Wischnu's. Roman von Hanns v. Spielberg. (Fortsetzung)	5
Der Schatten der Vergangenheit. Novelle von E. Merk	80
Der Lebenslauf eines Schwärmers. Biographische Skizze von A. Berthold	175
Wie man im Orient ißt und trinkt. Schilderungen aus dem Morgenlande. Von Richard Fritsche	186
Berühmte Kerker. Historische Studie von Eugen Schmitt	199
Pelzbiene und Oelwurm. Naturwissenschaftliche Skizze von J. Heimwahl	211
Ehe und Ehescheidung. Ein Ausflug in das Gebiet der Statistik. Von A. Oskar Klaußmann . . .	220
Im Matrosen-Logis. Ein Bild aus dem Seemannsleben. Von F. Meister	230
Mannigfaltiges:	
Gute Lektion	247
Eine kühne Dame	249
Goethe's Gesuch um Zulassung zur Advokatur .	252
Ein prophetischer Traum	253
Bauernloos	254
Eine seltsame Bittschrift	255
Der „Reisbeißer"	255
Zeit ist Geld	256
Kindliche Naivetät	256

Die Augen Wischnu's.

Roman

von

Hanns v. Spielberg.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Ducord mußte sich setzen, die Füße versagten ihm den Dienst, sein Gesicht glühte fieberhaft. „Herrlich, unvergleichlich!" war Alles, was er mit tonloser Stimme hervorbringen konnte. Die Augen starr auf die beiden Juwelen gerichtet, mit denen Robilant jetzt kleine, im kurzen Nachschimmer aufleuchtende Kreise beschrieb, saß er wie gelähmt auf seinem Sessel.

Erst als Beauviller die Blende von dem Kaminfeuer entfernte und der Marquis die erhobenen Hände sinken ließ, athmete er wieder auf. „Das sind Steine, wie sie nur in Kronschätzen vorkommen," stöhnte er. „Um des Himmels willen, meine Herren, sagen Sie mir, wo stammen diese Diamanten, diese unvergleichlichen Sapphire her? In ganz Europa gibt es kaum vier Diamanten, von den Sapphiren will ich ganz schweigen, welche diesen hier an Größe und Schönheit gleich sind."

„Kriegsbeute!" lachte Beauviller.

„Rechtmäßige Kriegsbeute, mein Bester," wiederholte Robilant gleichmüthig. „Sie können unbesorgt sein. Es ist Ihnen ja sicher bekannt, daß Indien das Land der Edelsteine ist — man muß sie nur zu finden wissen. Aber wollen Sie sich nun vielleicht näher von der Echtheit der Juwelen überzeugen?" Er reichte ihm einen der Steine hinüber. „Wir sind nicht so mißtrauisch wie Sie, verehrtester Herr; im Geschäft gilt Vertrauen gegen Vertrauen."

Fast zaghaft hatte Ducord das Juwel in die Hand genommen, aber er betrachtete es doch sorgfältig von allen Seiten. Es entging ihm auch nicht, daß die schwache Goldfassung, durch welche die Sapphire mit dem Mitteldiamant vereinigt waren, gleich der Rückplatte leichte Schrammen zeigte, er hielt die Letzteren sogar scharf gegen das Licht, wie um sich über die rohe Art, mit welcher das Ganze augenscheinlich losgebrochen war, zu vergewissern. Endlich reichte er die Steine zögernd und mit einem tiefen Seufzer zurück.

„An der Echtheit ist nicht zu zweifeln," sagte er tief aufathmend. „Ich verstehe mich darauf, es sind mir im Lauf der Jahre zahlreiche Juwelen, wenn auch niemals von nur annäherndem Werth wie diese, durch die Hände gegangen. Ich schätze, jeder der beiden Diamanten hat reichlich seine neunzig Karat, die Steine sind sicher nicht unbedeutend größer, als der Sancy im Schatz unseres allergnädigsten Königs, und von mindestens ebenso reinem Wasser, wenn auch roher geschliffen."

„Und wie hoch schätzen Sie als Kenner unser Eigenthum?" fragte Robilant lauernd.

„Schätzen — schätzen!" rief der Bankier und wand sich förmlich auf seinem Stuhl, als quälten ihn die entsetzlichsten Schmerzen. „Wie soll man solche Steine abschätzen? Ja, wenn es sich um Diamanten von zehn oder fünfzehn, vielleicht auch um zwanzig Karat handelte, da könnte man wohl einen Preis machen, aber für Juwelen, wie diese dort, welche nur Könige kaufen können, ist das ganz unmöglich."

„Es handelt sich ja auch nur um eine annähernde Werthangabe," warf Beauviller ungeduldig ein.

Ducord sann nach. „Wenn Sie denn durchaus wollen, meine Herren, will ich Ihnen meine ganz unmaßgebliche, vorläufige Ansicht nicht vorenthalten: ich denke, jene beiden Diamanten werden je acht- bis neunhunderttausend Livres werth sein. Hierzu würden noch die dreißig Sapphire, die ich auf je fünfzehntausend Livres schätze, treten, der Gesammtwerth der in Ihren Händen befindlichen Juwelen würde also fast 2¼ Millionen Livres betragen."

„Und für diese Summe, glauben Sie, würde man sie verkaufen können?"

„Wenn das Geschäft nicht übereilt wird, sondern in Ruhe abgewickelt werden kann: ja! Man müßte dann vor Allem einen oder einige der großen Amsterdamer Edelsteinhändler zu Rathe ziehen."

Die beiden edlen Freunde waren ebenfalls erregt geworden, auch ihnen mochten die Millionen den Kopf schwindeln machen. Der Marquis faßte sich zuerst.

„Wir wären nicht abgeneigt, Ihnen den Verkauf zu übertragen," sagte er möglichst geschäftsmäßig und kühl.

„Sie würden uns auch generös finden, nur müßten Sie auf einige besondere Bedingungen, auf welche wir Werth legen, eingehen. Vor Allem dürften unsere Namen in dem Geschäft unter keiner Bedingung genannt werden."

„Das würde sich wohl machen lassen," entgegnete der Bankier nach kurzem Zögern. Seine Begierde hatte längst alle Bedenken aus dem Felde geschlagen, er wußte recht wohl, wie niedrig seine Schätzung gewesen war.

„Weiterhin müßten Sie uns sofort einen kleinen Vorschuß geben. Sie können sich gewiß denken" — Robilant blickte mit spöttischem Lächeln um sich — „daß wir nicht gerade mit übermäßig gefüllten Börsen aus Pondichéry zurückgekehrt sind. Wir brauchen indessen nicht viel. Fünfzigtausend Livres würden uns für's Erste genügen."

Diesmal zögerte Ducord denn doch bedenklich lange. Er mochte indessen wohl ein ähnliches Verlangen vorausgesehen haben, denn schließlich sagte er: „Auch darauf würde ich wohl eingehen, vorausgesetzt freilich, daß Sie mir durch Ueberlassung von vieren der Sapphire ein genügendes Pfand in die Hand geben. Ich habe natürlich das Geld nicht bei mir," setzte er schnell hinzu.

„O, das thut nichts! Wir haben Tinte und Feder zur Hand, und Ihre Unterschrift auf einer Anweisung genügt uns vollkommen," beeilte sich Beauviller zu bemerken und holte auch bereits die Schreibmaterialien herbei.

Der vorsichtige Geldmann war indessen noch nicht so weit. Er legte die Feder nochmals aus der Hand. „Wir müssen uns vor Allem noch über den Prozentsatz einigen,

der mir als Provision für den Verkauf zufallen soll," meinte er zögernd.

„Ich denke, zehn Prozent werden genügen."

„Sagen Sie fünfzehn und das Geld steht zu Ihren Diensten." Ducord war bereits wieder ganz ruhig geworden, jetzt befand er sich völlig in seinem Fahrwasser, „Die Kürzung meines alten Guthabens von dem auf Sie, Herr Marquis, entfallenden Erlös behalte ich mir selbstverständlich vor."

„Es sei!" entschied Robilant kurz. „Die näheren Vereinbarungen mögen einem späteren Vertrage vorbehalten bleiben." Er reichte Ducord noch einmal mit einem, ein wenig verächtlichen Zucken um die Lippen den einen der Edelsteine. „Brechen Sie sich Ihre Sicherheit heraus, Sie verstehen jedenfalls mit diesen Dingern besser umzugehen, als wir."

„Bitte sehr, die bisherige Arbeit scheint auch nicht ganz ungeschickt gemacht zu sein," entgegnete der Bankier mit leichtem Spott, während er mit zitternder Hand vier Sapphire löste und in seiner Brusttasche barg. Dann schrieb er schnell die Anweisung und war im Begriff, sich zu empfehlen, als ein unerwarteter Zwischenfall ihn noch zu bleiben zwang. Der Marquis, der bisher ruhig auf seinem Lehnstuhl gesessen hatte, richtete sich plötzlich auf, seine Augen erstarrten, das Gesicht tauchte sich in dunkle Gluth, die Edelsteine entfielen seinen zitternden Fingern und fielen klirrend auf den Fußboden nieder.

„Da — da — seht nur!" stieß er gellend hervor und deutete mit erhobener Hand nach einer Ecke des Zimmers,

als ob dort eine gespenstische Erscheinung aufgetaucht sei. „Seht nur dort Matreyi, den Waischnava, die Priester Wischnu's — sie kommen! Flieht, flieht! Nein, verlaßt mich nicht! Zu Hilfe, zu Hilfe!"

Er taumelte nach vorn, Schaum trat ihm auf die Lippen, und ehe Beauviller hinzuspringen konnte, stürzte er zu Boden und wälzte sich in fürchterlichen Krämpfen auf dem Teppich.

Ducord schauderte, der alte Landsknecht blieb verhältnißmäßig ruhig. Er hob den Marquis mit Riesenkraft empor, bettete ihn auf das Sopha und goß ihm eine Karaffe Wasser in das Gesicht.

„Es ist ein Anfall, der häufig wiederkehrt," sagte er. „Unser Freund wurde verwundet und wahrscheinlich war die Waffe vergiftet — diese indischen Halunken sind die reinsten Teufel. — Ah, er kommt schon wieder zu sich — gehen Sie, gehen Sie jetzt! Es ist Robilant kaum lieb, daß Sie ihn in diesem Zustand gesehen haben. Ich komme morgen zu Ihnen."

Ducord warf noch einen entsetzten Blick auf die sich krümmende Gestalt, dann verließ er hastig das Zimmer. Ihm schauerte es durch Mark und Bein, im Kopf wirbelte es ihm, er athmete erst auf, als die frische Abendluft draußen seine heißen Schläfen umspielte. Aber kaum stand er auf der Straße, so tastete er doch nach den Steinen auf seiner Brust.

Ah — wahrhaftig, sie waren da! Das Ganze war also doch kein wüster Traum gewesen!

Elftes Kapitel.

Ein Wiedersehen.

„Nicht, wie man des Lebens Tage
Kümmerlich verläng're, frage —
Frage, wie man sie ertrage."
Feuchtersleben.

Als Graf Chadreux nach seiner ergebnißlosen Unterredung mit Ducord den Wagen bestieg, hatte er kaum die Fassung, dem Kutscher zuzurufen: „Nach Hause!" Ihm war's, als stürze ganz Paris mit ihm und seinen letzten Hoffnungen zusammen. Und als dann der Wagen vor dem ehrwürdigen alten Hotel der Chadreux hielt und er die hohe stolze Halle des Treppenhauses betrat, von deren eichengetäfelten Wänden die Bilder seiner Vorfahren auf ihn herabblickten, schien es ihm wie ein Traum, daß all' der uralte Glanz und Schimmer dem Zusammenbruch so nahe sein sollte; wie ein häßlicher Traum erschien ihm auch, daß er selbst in die Höhle eines Wucherers hatte gehen können, um von diesem flehentlich einen Aufschub, eine kurze Nachsicht zu erbitten.

War's nicht wirklich, als ob der Sieur dort oben mit dem langwallenden, eisgrauen Bart, der Connetable der Normandie, zornig den Kopf schüttele, war's nicht, als ob jener Armand Chadreux, der seinem König Henry IV. die Schlacht von Coutras gewonnen hatte, mit ganz anderen Augen denn sonst auf seinen Urenkel herabschaute.

O der Schmach und der Schande! Die Gerichtsdiener würden kommen und an das alte Ahnenschloß ihre rothen

Zettel: „Zu verkaufen!" kleben; die schönen, stolzen Bäume des Parkes, unter denen einst Könige als Gäste lustwandelten, sollten gefällt werden und Trödler eindringen in die Räume, die niemals ein unedler Fuß betreten hatte!

Und um was das Alles? Um Geld, um elendes, schmutziges, verächtliches Geld! Ja, die Sünden der Väter werden heimgesucht an den Kindern. Schon Dir, tapferer Armand Chadreux, war nächst dem Klang der Waffen das Rollen der Würfel die liebste Musik gewesen; Dein Sohn verlor im Spiel die schönsten der Herrschaften in der Bourgogne; Dein Enkel lieh von Wucherern, und Dein Urenkel muß nun um ihre Gnade flehen! — Weh ihm, wenn einst sein Sohn als Bettler von Thür zu Thür ziehen wird, um Brod und Almosen heischend, Eltern und Voreltern fluchend! —

Der Kammerdiener des verstorbenen Grafen, der, als ob es sich von selbst verstände, auch dasselbe Amt bei dem Sohn übernommen hatte, bemerkte schon zum dritten Mal leise, daß die gnädigste Comtesse den Herrn Grafen im blauen Salon erwarte. Leon hörte nichts von alledem, was um ihn vorging, er lehnte an dem geschnitzten Geländer der breiten Treppe und starrte wie betäubt in's Leere. Endlich fuhr er zusammen: die mächtige Glockenuhr, die im Treppenhause gerade dem Portal gegenüber angebracht war, schlug zwölf Uhr, der tiefe, klangvolle Ton rief den Träumer in die Wirklichkeit zurück.

„Was sagtest Du von meiner Schwester, Servais?" fragte er sanft. „Ich träumte und hörte daher nicht, was Du mir meldetest."

Der alte Diener schüttelte betrübt den weißen Kopf. „Ich wollte, wir wären erst wieder draußen in der gesunden Luft von Chadreux, die würde den Herrn Grafen bald von den bösen indischen Fiebern befreien. Die gnädigste Comtesse wartet im blauen Salon," wiederholte er dann sofort, fast erschrocken, daß er gewagt hatte, einer eigenen Meinung Ausdruck zu geben.

„Ich gehe hinauf, mein Alter!" sagte der Graf. „Und dann sende mir Sidi in mein Arbeitszimmer, er mag mich dort erwarten."

Comtesse Louison kam dem Bruder bereits auf der Treppe entgegen. Sie blickte ihm sorgenvoll in die Augen und zog ihn dann rasch in ihr Zimmer.

Kaum hatten sich die Thüren hinter ihnen geschlossen, so umschlang sie ihn zärtlich. „Mein armer Leon, ich brauche Dich nicht zu fragen — es war umsonst."

Er löste sich sanft aus ihren Armen und ließ sich tief erschöpft auf einen Lehnstuhl fallen. „Umsonst," wiederholte er leise. „Alles, Alles umsonst. —

Es ist, als ob das Unglück sich an jeden meiner Schritte heftete," fuhr er dann lebhafter fort. „Ob ich für meine Freunde handle, ob für mich selbst, der Mißerfolg ist derselbe. Seit fünf Tagen antichambrire ich bei dem Kriegsminister, heute endlich werde ich vorgelassen, heute, nachdem ich gestern Dupleix' Zurückberufung erfahren habe. Seine Excellenz waren sehr gnädig — Du kannst Deinem Bruder zum Ludwigskreuz gratuliren, Louison — sobald das Gespräch indessen auf den General kam, brach er kurz ab. Die Denkschriften, die Dupleix mir so hoff-

nungsvoll übergeben hatte, legte er kühl auf einen Seitentisch. ‚Es wird mir ein schätzenswerthes Material sein,‘ sagte er kurz, aber mit einer Höflichkeit, die jede Entgegnung ausschloß. ‚Im Uebrigen wird General Dupleix ja jetzt selbst Gelegenheit haben, sich zu verantworten.‘ —

Mein armer, tapferer Dupleix!“ stöhnte Leon tief und schmerzlich auf. „Sie werden ihm kalten Blutes den Todesstoß geben, denn seine Ehre anfechten heißt ihn tödten! — Aber höre weiter, Louison! Ich fuhr zu Champfleury, zu d'Albert, zum Vicomte Server, mit anderen Worten zu den besten Freunden Papa's. Erlaß mir die Schilderung, wie es mir bei ihnen erging, die Wiedergabe all' des Bedauerns, der eigenen Klagen über schlechte Zeiten, des Achselzuckens. Der Vicomte allein machte eine Ausnahme, ich muß es erwähnen, er bot mir zwanzigtausend Livres, sage ganze zwanzigtausend Livres an. Dann kam endlich der letzte und der schwerste Gang — zu unserem Gläubiger. Ich hätte ihn mir ersparen können, denn auch er war vergebens. Nicht den kürzesten Aufschub wollte der alte Wucherer mir gewähren, und doch habe ich, fast schäme ich mich, es Dir zu sagen, ihn geradezu angefleht, ich habe mich erniedrigt, ihn zu bitten — umsonst, umsonst!“

Louison kniete neben dem Bruder nieder und küßte ihn innig. „Mein armer, armer Leon. Daß ich Dir helfen, daß ich Dir einen Theil Deiner Sorgen abnehmen könnte!“ Dann lächelte sie plötzlich unter Thränen. „Wunderbar übrigens, daß gerade jener Ducord unser Gläubiger sein muß.“

Der Graf blickte erstaunt auf. „Wunderbar? Warum das? Kennst Du den Geldmann denn?"

„Ich ihn kennen? Wie soll ich zu dieser Ehre kommen! Nein, aber seine Tochter Madeleine kenne ich, sie wurde mit uns in La Brèche erzogen. Und auch Du solltest, meine ich, Dich ihrer erinnern; Du wurdest ja sogar einmal zu ihrem Ritter, als Du uns im Kloster besuchtest. Erinnerst Du Dich nicht des kleinen, hübschen Mädchens, die Du damals in unseren Kreis zogst und wegen der Du Clementine eine Zurechtweisung ertheiltest, die sie an ihren steuernsammelnden Großpapa mahnen sollte?"

Leon preßte die Lippen bei den letzten Worten fester aufeinander und auf seiner glatten Stirn zog sich eine tiefe Falte. „Ich habe jene Episode nicht vergessen können," sagte er kurz, fast heftig. „Erst in diesen Tagen wurde ich wieder lebhaft an sie erinnert. Aber des kleinen Mädchens habe ich dabei allerdings nicht mehr gedacht."

„Sie war ein liebes Kind, ja, wir wurden sogar gute Freundinnen. Wie mag der Vater zu solcher Tochter kommen?"

„Vielleicht ahnt sie nichts von seinen Geschäften, vielleicht leidet sie selbst unter ihnen. Sie hatte ein warm empfindendes Herz in der Brust, das fühlte ich damals schon, recht im Gegensatz zu dem Eindruck, den mir die Vicomtesse Clairfont machte." Leon erhob sich. „Ich sehe Dich heute noch?"

„Ich denke doch!" entgegnete Louison erstaunt. „Marcel wird mit uns speisen."

Der Graf sah stumm und starr zu Boden.

„Um Gottes willen, Leon, was hast Du vor?" rief sie erschrocken. „Was planst Du?"

Er zog sie zärtlich an sich. „Mein Schwesterchen, daß ich es selbst wüßte! In meinem armen Kopf geht es wie ein Mühlrad herum, ich schwanke von einem Entschluß zum andern." Er stöhnte tief und schmerzlich auf. „Ich habe es Dir verschwiegen, aber es muß heraus: Clairfont hat bei mir durchblicken lassen, daß eine Werbung meinerseits um Clementine ihr und ihm nicht unwillkommen wäre. Clementine ist reich — ein Wort und mir würde also geholfen sein!" — Leon lachte bitter. „Du siehst, ich habe eigentlich gar keinen Grund für alle Sorgen, die Millionen fliegen mir nur so zu. Aber Du, was würdest Du sagen, wenn ich mit beiden Händen zugriffe?"

Louison schlug die Augen nieder und beugte sinnend das Haupt. „Es kommt mir wohl nicht zu, Deinen Entschluß zu beeinflussen," sagte sie endlich zögernd. „Auch dann nicht, wenn Du von mir einen Rath, ein Urtheil begehrst. Ein Mann muß anders denken, wie ein Weib, wo die Frau nur dem Herzen folgen darf, mag vielleicht bei dem Manne auch der Verstand mitsprechen; erlaß mir darum die Antwort und prüfe Du Dich selbst."

Er nickte. Auch ohne daß Louison ihm direkt geantwortet hatte, wußte er, was sie meinte, was sie fühlte; es bedurfte keiner Worte mehr zwischen ihnen. —

Im Arbeitszimmer erwartete Sidi bereits seinen Herrn. Sein braunes Gesicht glänzte vor Erregung, er bezwang sich so augenscheinlich, als er schweigend mit gekreuzten Armen seinen üblichen Gruß darbrachte, daß der Graf

sofort fragte: „Was ist's mit Dir, mein Bursche? Hast Du Heimweh? Wer weiß, vielleicht kehren wir eher nach Indien zurück, als wir Beide je gedacht haben."

„Nein, Herr, das ist es nicht," betheuerte Sidi. „Wo Du bist, bin auch ich glücklich. Aber ich habe Dir Merkwürdiges zu melden: Chatanaya Matreyi ist hier!"

Der Graf fuhr erstaunt auf: „Matreyi? Du faselst, Sidi; wie käme der Oberpriester nach Paris."

„Es ist, Herr, wie ich Dir sagte. Als ich heute früh durch den Garten, in dem mehr Menschen als Bäume sind, ging," — er meinte den Tuileriengarten — „begegnete ich dem großen Priester. Er hatte ein Kleid an wie Du, aber ich erkannte ihn sofort. Herr, mich schauderte und ich wollte eilenden Fußes fliehen, denn ich meinte, er würde mich vernichten. Aber er kam mir nach und hielt mich fest. Auch er hatte mich erkannt. ‚Was treibst Du in Paris?' herrschte er mich an und durchborte mich fast mit seinen stechenden Augen. Sobald ich ihm jedoch sagte, daß ich mit Dir in dieser großen Stadt sei, schien der Priester hoch erfreut und befahl mir, Dich für ihn zu heute Mittag um eine Unterredung zu bitten. Er ist soeben gekommen und wartet bereits im Treppenhaus."

Chatanaya Matreyi in Frankreich, in Paris? Was bezweckte der Oberpriester Wischnu's hier? Wollte er die Machthaber der Compagnie zu energischeren Kämpfen gewinnen; wollte er Dupleix anklagen oder für ihn Zeugniß ablegen? So sehr Leon von seinen eigenen Angelegenheiten in Anspruch genommen war, im Augenblick traten dieselben doch zurück. Er zögerte nicht, den Priester zu

empfangen. „Führe Matreyi zu mir, ich freue mich, den würdigen Mann zu sehen!" sagte er.

Mit fast herzlichem Gruß ging Leon dem Priester entgegen, und Chatanaya legte ebenso seine Rechte fest in die dargebotene Hand des Grafen. Der Waischnava sah fremdartig in der europäischen Kleidung aus, die weichen und doch charakteristischen Züge, die gelbe Färbung der Haut verriethen sofort den Orientalen. Aber Matreyi bewegte sich andererseits mit merkwürdiger Gewandtheit in der ungewohnten Tracht, seine eigenartige und vielseitige Begabung bewährte sich auch unter den fremden Formen, die er sich wie spielend angeeignet zu haben schien. Er war durchaus der vornehme Mann, sein ganzes Auftreten würde ihm auch in Frankreich sofort einen Platz unter der ersten Gesellschaft angewiesen haben. Er sprach sogar, wenn auch gebrochen, französisch, und ging erst auf die besondere Aufforderung Leon's zu den gewohnten sanften Klängen seiner schönen Heimathssprache über.

„Es ist sehr liebenswürdig, Herr," sagte er nach den ersten Begrüßungen und nachdem er mit dem ernsten Anstand eines gut erzogenen Cavaliers Platz genommen hatte, „es ist sehr liebenswürdig, daß Du mich sogleich empfängst. Hätte ich geahnt, daß Du in Paris wärst, so wäre ich längst zu Dir gekommen. Ich habe Dir viel — nur wenig Gutes freilich — zu erzählen und ich habe auch eine schwerwiegende Bitte an Dich auf dem Herzen."

„Nichts sollte mich mehr freuen, als Dir irgendwie behilflich sein zu können. Ich fühle mich zudem wirklich in Deiner Schuld. Es waren schwere Stunden, in denen wir schieden."

Der Priester machte eine höflich ablehnende Handbewegung. „Wie kannst Du von einer Schuld sprechen? Wäre ich Deinem Rath gefolgt und hätte einen Posten in dem Heiligthume meines Gottes geduldet, wie Vieles wäre uns erspart geblieben! Ich werde im Gegentheil nie vergessen, daß Du in eben jenen schweren Stunden an meiner Seite standest. Du ahnst gewiß, Herr, was mich hierhergeführt hat."

„Ich kann nur Muthmaßungen hegen, Chatanaha Matreyi. Ich selbst bin, durch eine schlechte Ueberfahrt aufgehalten, erst vor wenigen Wochen hier eingetroffen und fand in persönlichen Angelegenheiten viel zu thun in Frankreich vor. Aus Indien erfuhr ich inzwischen nur eine Kunde — eine schlechte zudem: General Dupleix ist abberufen!"

„Großer Wischnu, auch das hast Du Deinen Kindern nicht ersparen wollen!" rief der Indier verzweifelt. „Du hast uns Alles genommen, jetzt raubst Du uns auch den letzten, den besten Freund Deines Volkes! — Ich hätte es mir denken können — ich habe es gefürchtet, Herr," fuhr er dann ruhiger fort. „Mit dem Raub der strahlenden Augen des Gotterbarmers erlosch jeder Schein des Glücks, jede Hoffnung. Es mußte der Wille Gottes sein, daß die trüben Schatten auch auf Euern großen Radschah zurückfielen! Aber höre, was ich Dir melden kann. Da Du selbst keine Nachrichten besitzest, muß ich weiter ausholen, als ich für nothwendig hielt; es hat sich Vieles geändert, wenig gebessert im Lande der armen Hindus seit jener Nacht, in welcher ihr größtes Heiligthum, ihre Zuversicht, den erbärmlichen Händen jener Schurken zum

Opfer fiel. — Euer General hatte schwer gefehlt, daß er unsere rechtzeitigen Warnungen wegen des Marquis Robilant, den Wischnu verdammen möge, nicht beachtete. Mein Herz trägt ihm dies Fehl nicht nach, denn er hat sich nach jener Schreckensnacht redlich bemüht, gut zu machen, was versäumt war. Daß all' sein Mühen vergebens sein mußte, ist nicht seine Schuld — es ist das Verhängniß der Götter, es ist gewiß auch ihre Strafe für unsere Sünden. Damals blieben also zunächst alle Nachforschungen vergeblich, es konnte nur ermittelt werden, daß die Räuber sich unmittelbar in das englische Feldlager begeben hatten. Dupleix zögerte nun nicht, von dem Befehlshaber der Briten sofort ihre Auslieferung zu verlangen. Er theilte dem feindlichen Feldherrn offen mit, daß die Elenden große Schätze aus unserem Tempel entwendet hätten — als gemeine Diebe bat er, sie ihm zu überliefern, denn als selbstverständlich nehme er an, so schrieb er, daß Clive, ein ehrlicher, offener Gegner, den Tempelräubern weder Schutz noch Rückhalt gewähren würde.

Jetzt aber zeigte es sich, mit welcher Schlauheit die Schurken zu Werke gegangen waren, es zeigte sich zugleich auch, daß Clive wirklich ein ehrlicher Feind und ein Mann von großem Geiste ist. Er beantwortete den Brief des Generals umgehend. Ich habe sein Schreiben selbst in Händen gehabt und Dupleix hat seinen Inhalt mir so oft wiederholt, daß ich ihn auch Dir gewiß fast wörtlich wiedergeben kann. ‚Ich würde keinen Augenblick zögern,‘ schrieb er, ‚Ihnen, mein General, die Räuber auszuliefern, denn Ihr Wort genügt mir als Beweis für

ihre Schurkenthat. Auch daß wenigstens der Eine von ihnen seit fast einem Jahre uns Spionendienste geleistet, sollte ihn nicht schützen — man gebraucht Spione gleich den Citronen, die man verächtlich fortschleudert, wenn sie nutzlos geworden sind. Aber Ihre Botschaft, mein General, kam zu spät. Als gestern Abend jener Marquis Robilant mit einem Begleiter, dessen Name mir unbekannt ist, bei mir eintraf, war sein erstes Begehren nach einem frischen Reitelephanten, er müsse unbedingt sofort nach Fort Gingi zu Mehemed Ali. Ich konnte ihm, ohne Ahnung, was vorgefallen, in Anbetracht der von ihm bisher geleisteten Dienste, diese Bitte nicht abschlagen; er ist indessen nicht nach Gingi gegangen, der vor kaum einer Stunde zurückgekehrte Mahud hat mir vielmehr gemeldet, daß beide Elenden etwa drei Meilen von hier den Elephanten verlassen haben, und zwar, wie es mir scheint, in der Absicht, unbemerkt die Meeresküste zu erreichen. Um Ihnen, mein General, gefällig zu sein, habe ich sofort einige Streifpartien nachgesandt, hege indessen wenig Hoffnung, daß die Wiederergreifung der Flüchtigen gelingen wird.' — Sie gelang nicht, Herr, wohl aber erfuhr ich später durch meine Getreuen, daß die Schurken wirklich das Meer gewonnen hatten. Ein armer Fischer hatte sich durch eine hohe Belohnung verleiten lassen, sie auf seinem schwanken Fahrzeug nach Colombo auf der Insel Ceylon zu bringen, und das Wagniß war geglückt; Wischnu muß nicht gewollt haben, daß sein höchstes Heiligthum eine Beute des nimmersatten Oceans würde.

Ueber uns aber breitete sich mit dem Erlöschen seiner



strahlenden Augen tiefe, schreckliche Finsterniß. Als die Kunde des Raubes unter die Meinen drang, bemächtigten sich zugleich alle bösen Geister ihrer Herzen, ihr Muth, ihre Hoffnungen schwanden dahin, nichts vermochte sie mehr im Feldlager zu halten. Und nun erhielt Euer großer Radschah fast gleichzeitig Nachrichten, die ihn zum weiteren Rückzug zwangen, die Mahratten im Norden hatten sich plötzlich erhoben. So wurde Seringham fast ganz wehrlos, denn das kleine Corps, mit dem Saëb Radschah treu zu uns hielt, war kaum zu rechnen. Ich barg daher, was dem Tempel an Schätzen geblieben, in jener Höhle, die auch Dir bekannt ist, und brachte selbst in derselben fast vier Wochen im Gebet und in Kasteiungen zu. Als ich jedoch wieder, von einer neuen Verheißung des Allerbarmers aufgerichtet, zum Licht der Sonne emporstieg, hatten sich merkwürdige Dinge vollzogen: zwischen dem englischen Heerführer und Mehemed Ali waren ernste Zwistigkeiten ausgebrochen, Clive hatte nicht nur das Tempeleiland von Seringham geschont, er hatte auch mit dem tapferen Radschah von Ghatastapana einen ehrenvollen Frieden geschlossen, der diesem eine große Zukunft und eine bedeutende Machtstellung verheißt. Auch in meiner Brust war die erste Verzweiflung neuer Hoffnung gewichen, Wischnu hatte mir die Wege gewiesen, die ich wandeln mußte, er hatte in mir die Gewißheit auf's Neue erweckt, daß ich sein Heiligthum wiederfinden sollte. Die höchste Pflicht meines ihm geweihten Lebens soll fortan diese Aufgabe sein und — dem Allerbarmer sei's gedankt — ich bin auf der Spur der Räuber."

Der Waischnava athmete tief auf, ehe er fortfuhr: „In Colombo begann ich meine Nachforschungen. Ich hatte mich reich mit Gold versehen und ich sparte es nicht. Bald erfuhr ich, daß die beiden Schurken ein nach London segelndes Schiff benutzt hatten. Ich gewann einen gewandten, mit Euren Sitten und Eurer Sprache vertrauten Begleiter und schiffte mich mit der nächsten Gelegenheit nach England ein. Wischnu war mir gnädig, günstige Winde schwellten unsere Segel, vor drei Wochen landete ich in der Stadt der ewigen Nebel und des dichten Rauchs und setzte sofort meine goldenen Hebel in Bewegung. Da aber Gold, verzeihe Herr, bei Euch Europäern Alles vermag —“

„Wahrhaftig, Du hast Recht, das thut es leider!“ konnte der Graf sich nicht enthalten bitter einzuschalten.

Matreyi blickte ihn einen Augenblick erstaunt an, dann fuhr er fort: „Da ich also mit vollen Händen gab, blieb der Erfolg nicht aus. Ich, oder vielmehr ich und mein Begleiter, ein Mister Smith, stellten fest, daß die Elenden wirklich einige Wochen in der britischen Riesenstadt geweilt hatten, aber bereits wieder abgereist seien. Ihre Spuren wiesen nach Paris. Ich reiste sofort hierher, aber hier ist bisher all' mein Wollen und Können gescheitert. Es scheint, als ob die Räuber in ihrer Vaterstadt bessere Gelegenheit, sich zu verbergen, gefunden haben, kurz, sie sind wie von dem Erdboden verschwunden, und ich stehe rathlos da, wenn Du mir nicht helfen willst.“

Leon fand nicht sofort eine Antwort. Was sollte er dem Priester rathen, wie sollte er ihm Beistand leisten, er, der selbst von der eigenen Verzweiflung fast erdrückt

wurde? Und doch dauerte ihn jener Mann, der so ernst und zuversichtlich zu ihm emporblickte, es schien ihm unmöglich, ihn ohne ein Wort der Theilnahme, ohne irgend einen gutgemeinten Rathschlag von sich gehen zu lassen. „Die Hilfe der Polizei hast Du jedenfalls schon in Anspruch genommen, Chatanaya Matreyi?" sagte er endlich. „Unsere Polizei steht nicht mit Unrecht im Ruf außerordentlicher Tüchtigkeit."

„Ich zweifle keineswegs, daß sie ihn verdient," entgegnete der Priester mit einer leichten, höflichen Verbeugung. Indessen setzte er sofort mit echt orientalischem Mißtrauen hinzu: „Aber was soll ich mit Eurer Polizei? Gesetzt wirklich, sie fände jenen Robilant, den übrigens mein Dolch für alle Ewigkeit gezeichnet hat, gesetzt, sie nähme ihm wirklich den Raub ab, glaubst Du nicht selbst, daß sie die strahlenden Augen des Allerbarmers, die unvergleichlichen Steine, als willkommene Beute für den eigenen Staat betrachten würde? Und dann, Herr, ich jage ja nicht nur jenen unschätzbaren Juwelen nach, Rache will ich an den Elenden nehmen, die es wagten, ihre schmutzigen Hände nach dem Heiligthum Wischnu's auszustrecken! In ihrem Blut will ich die Schmach abwaschen, die auf mir, als dem Hüter der Strahlenden, lastet!"

Er hatte heftig gesprochen, seine Wangen brannten, in seinen Augen loderte das unheimliche Feuer wilden Hasses; aber nur einen Augenblick währte diese Erregung, er bezwang sich sofort wieder und setzte ruhig und wie in kühler Ueberlegung hinzu: „Was soll mir dazu die Polizei helfen, was nützte es mir, wenn die Räuber hinter den festen

Mauern Eurer Gefängnisse schmachteten — nein, nein! Die Polizei würde mich nur hindern, anstatt mich zu fördern. Hilf Du mir, Herr, jene Erbärmlichen finden, überliefere Du sie meiner Rache und dann verfüge über Chatanaya Matreyi als über den getreuesten Deiner Diener. Meine Dankbarkeit wird ebenso grenzenlos sein, als es mein Haß ist."

Eine merkwürdige Idee durchzuckte Leon. Wie, wenn es ihm wirklich gelingen könnte, dem Priester zu helfen, wie, wenn dieser ihm zum Dank dafür hilfreiche Hand leistete? Daß Matreyi über enorme Reichthümer verfügte, über Reichthümer, denen gegenüber selbst der materielle Werth der Augen Wischnu's kaum in's Gewicht fiel, war gewiß; Leon hatte ja selbst mit angesehen, wie sich die einmaligen Gaben der Waischnavas zu seinen Füßen gehäuft hatten. Aber nur einen Moment beschäftigte den Grafen dieser Gedanke, im nächsten verwarf er ihn schon als phantastisch und unausführbar. Einmal hatte Matreyi sicher in Europa nicht jene Summen zur Hand, deren er schon für die nächste Zeit bedurfte, und dann widerstrebte es Leon's Herzen doch auch allzusehr, von dem Fremden eine Hilfe zu erbitten, welche selbst die nächsten Verwandten kühl versagt hatten. Konnte er dem Priester rathen oder helfen, so sollte es ohne Anspruch auf Dankbarkeit und Entgelt geschehen.

„Mein lieber Chatanaya," sagte er daher endlich, „was meinerseits geschehen kann, soll geschehen, freilich muß ich Dich bitten, meine geringen Kräfte nicht zu überschätzen. Ich werde die ganze Angelegenheit reiflich überlegen, auch mit einigen erfahrenen Freunden darüber sprechen und vor

Allem den ersten der hiesigen Juweliere, den ich zufällig kenne, in vertraulicher Weise zu Rathe ziehen. Laß mir einige Tage Zeit, mein Freund, ich gebe Dir dann durch Sidi Nachricht."

Der Priester nickte lächelnd. „Du hast Dir also in dem Burschen, dessen ich mich sogleich sehr wohl erinnerte, einen treuen Diener erzogen? Hoffentlich vergißt er nie, daß er sein Leben nur Dir dankt. Aber sende ihn, bitte, nicht zu mir. Es scheint, als ob schon mein Anblick ihn ängstigt, derartige Leute sind schlechte Boten. Schreibe mir nach dem Hotel ‚Zum König von Spanien', in dem ich abgestiegen bin. Und nun vor Allem: nimm im Voraus meinen herzlichsten Dank, Herr! Seit ich weiß, daß Du Dich meiner Sache annehmen willst, bin ich ganz ruhig, ich fühle sicherer denn je, daß Alles gelingen wird."

„Du hast allzu viel Zutrauen zu mir, Chatanaya Matreyi."

„Zu viel Zutrauen?" sagte der Priester ernst und drückte die Hand des Grafen herzlich. „Nein, Herr, ich weiß, Du bist unter glücklichen Sternen geboren, was Du auch beginnen wirst, es führt sicher zum guten Ende. Ich habe es gewußt seit dem ersten Male, da ich Dich in der Pagode mit dem goldenen Dache sah, Du bist ein Kind des Glückes, und ich täuschte mich noch niemals in den Augen eines Mannes." Er wandte sich zum Gehen, an der Thür jedoch kehrte er noch einmal um. „Beim Wischnu!" rief er. „Ich werde alt und meine Gedanken sind schwach. Fast hätte ich eine Kunde Dir zu melden vergessen, die Dich im höchsten Grade interessiren wird.

In wenigen Tagen trifft Saëb Radschah hier ein und auch Rani *) Dolarie begleitet ihn!"

„Saëb kommt hierher, nach Paris? Und das sagst Du jetzt erst, Matreyi?" rief Leon lebhaft. Es war ihm nicht anders, als tauche plötzlich ganz Indien vor ihm auf. „Aber wie in aller Welt ist das möglich? Erzähle, erzähle!"

„So wunderbar es Dir klingt, Herr, so einfach ist es in Wirklichkeit. Ich sagte Dir bereits, Saëb Radschah machte mit Clive einen ehrenvollen Frieden, ja der britische Feldherr eröffnete dem Herrscher von Ghatastapana weite Aussichten auf eine umfassende Vergrößerung seines Gebietes, Mehemed Ali wird die Kosten zu zahlen haben und Niemand wird es bedauern. Saëb konnte gar nicht anders, als mit beiden Händen zugreifen, denn sein Fürstenthum war bereits rings von Feinden umgeben und auf Dupleix war für Jahre nicht zu rechnen; Euer General selbst gestand es zu. Während ich nun in der Höhle in den Bergen von Kartaka weilte, war Saëb nach Kalkutta gegangen, um einer Einladung des englischen Generalgouverneurs zu entsprechen. Hier aber machte man ihm den Vorschlag, in London die Direktoren der Compagnie und den König selbst aufzusuchen; vielleicht," schaltete der Priester lächelnd ein, „daß man in der Stadt der ewigen Nebel ein wenig mit einem indischen Fürsten glänzen wollte. Du kennst unseren Freund. Er liebt schnelle Entschlüsse, und er hatte vielleicht wirklich Grund, von einer Anwesenheit in London große Erfolge zu erhoffen, kurz, während

*) Rani ist der Titel der indischen Fürstinnen.

ich mich in Colombo zur Abreise rüstete, war er bereits auf einem englischen Kriegsschiff nach dem Inselkönigreich unterwegs. Jetzt ist er auf der Rückreise, will aber in Paris noch einige Zeit zubringen, wohl um die Verhältnisse der französischen Compagnie an Ort und Stelle kennen zu lernen."

Chadreux wiegte ernst das Haupt. „So sehr mich der Gedanke beglückt, ihn wiederzusehen, so erscheint mir sein Kommen doch nicht ganz unbedenklich, Chatanaya Matreyi. Wie er sich auch stellen möge, hüben oder drüben, diesseits oder jenseits des Kanals wird er falsch beurtheilt werden, und diese Urtheile werden in Indien nachwirken."

„Du meinst es gut, Herr, und Saëb Radschah hat bereits das Gleiche vorausgesehen. Ich kann zu Dir ja im Vertrauen sprechen: man hat ihm in London englische Pässe gegeben, er kommt nur von wenigen vertrauten Dienern begleitet als ein reicher Kaufmann aus Bombay, unter dem Namen Rohini, hierher. Aber nun noch einmal, habe Dank im Voraus für alle Deine Güte und glaube meiner Ahnung: Dich hat Wischnu berufen, sein Heiligthum aus den Händen der Räuber zu erretten."

Zwölftes Kapitel.

Auf der Spur.

„Den Zufall gibt die Vorsehung — zum Zwecke
Muß ihn der Mensch gestalten."
Schiller, Don Carlos.

Madeleine Ducord hatte schwere Tage gehabt. Die Kleine zermarterte sich das Köpfchen, wie sie dem armen Grafen, ihrem Ritter aus der Pension, helfen könne. Vergebens versuchte sie wieder und immer wieder das Herz

des Vaters, der übrigens außerordentlich guter Stimmung war, zu erweichen, vergebens zankte, schmollte, bat und weinte sie. Alle ihre weiblichen Waffen prallten von der eisengepanzerten Brust des Alten ab. Ducord stritt sich nicht einmal mehr, er wurde auch nicht heftig, sondern er begnügte sich einfach damit, sein Töchterlein auszulachen, ein Mittel, das freilich bei dem kleinen Trotzkopf am allerwenigsten verfing. Endlich begann sie das Vergebliche ihrer direkten Bemühungen einzusehen und änderte ihre Taktik.

Fräulein Madeleine wurde plötzlich äußerst gefallsüchtig. Ducord bemerkte mit Staunen, welches Interesse sein Kind gänzlich unerwarteter Weise für Juwelen und Schmucksachen zu entwickeln begann, aber er freute sich aufrichtig darüber, sie war also doch des Vaters echte Tochter. Der Bankier hatte von jeher eine große, begreifliche Vorliebe für Perlen und edle Steine gehabt, und seine verstorbene Gattin, mehr als der guten einfachen Dame oft lieb gewesen war, mit kostbarem Schmuck, den er „billig einzukaufen" verstand und als eine vortreffliche Kapitalsanlage ansah, behängt. Als dann Madeleine aus La Brèche zurückgekehrt war, übergab er ihr die ganzen Juwelen der Mutter. „Das ist Dein Erbtheil und Dein Eigenthum!" hatte er damals gesagt, und erst als die Tochter sich merkwürdig gleichgiltig gegen die glitzernden Steine und die mattschimmernden Perlen zeigte, nahm er die Kostbarkeiten wieder in seine eigene Verwahrung.

Jetzt bat Madeleine zu seiner größten Ueberraschung, ihr die Schmucksachen herauszugeben, und als die Ketten

und Bracelets, die Agraffen und Diademe vor ihren Augen auf dem kleinen Tisch des Privatcomptoirs ausgebreitet lagen, jubelte sie laut auf. „Und das ist Alles mein Eigenthum, ganz mein Eigenthum?“ rief sie. „Ich kann damit machen, was ich will?“ Dabei hing sie auch schon schmeichlerisch an dem Hals des Vaters und küßte ihn, die kleine Heuchlerin.

Dem Alten war es lange nicht so gut geworden. Er freute sich aufrichtig, daß Madeleine endlich wieder einmal „eine verständige Idee“ zeige. „Gewiß ist es Dein Eigenthum, kleine Maus, und ich denke, wenn Du recht artig bist, werden wir die hübschen Sachen bald um einen Armreifen vermehren können. Dein Namenstag steht ja vor der Thür.“ Dabei klopfte er dem „Kinde“ wohlwollend auf die rosigen Wangen und dachte zugleich an das glänzende Geschäft, das ihm mit Robilant und seinem Genossen bevorstand.

Madeleine packte ihr Eigenthum glückstrahlend in ihren eigenen Schrank und war den ganzen Tag so ausgelassen lustig und so guter Dinge, wie seit langer Zeit nicht. Am Nachmittag des nächsten Tages aber, als der Vater ausgegangen war, ließ sie sich plötzlich durch Charles, dessen stille Verehrung für die Tochter seines Prinzipals ebenso groß war wie sein ewiger Hunger, eine verschlossene Portechaise holen und stieg, ein kleines, zierliches Körbchen am Arm, in dieselbe ein.

„Wohin befehlen Sie, Fräulein?“ fragte der dürre Commis mit einem möglichst schmachtenden Blick.

„Nach der Rue Mormartin,“ gab sie schnell zurück.

„Wenn Papa bald nach Hause kommen sollte, bitte sagen Sie ihm, ich würde nicht lange auf mich warten lassen.“ Sie hatte dabei ein so ernstes, würdiges Gesicht gemacht, daß Charles, nach seiner Gewohnheit sich leise auf den Fußspitzen wiegend, ihr ganz verwundert nachschaute.

Kaum war die nächste Ecke jedoch passirt, so warf sich Madeleine auf ihrem Sitze zurück und klatschte vor Vergnügen in die Hände. „Was Papa wohl für eine Miene machen wird, wenn er den Streich erfährt, den ich ihm zu spielen im Begriff bin?“ Und bei dieser Vorstellung lachte sie so herzhaft, daß die beiden Portechaisenträger wie auf Kommando das Traggestell niedersetzten.

„Nun, was soll's?“ rief sie ungeduldig.

„Wir glaubten, das Fräulein hätte einen Befehl für uns,“ sagte der Vordere. „Und dann wissen wir auch noch gar nicht, wohin die Gnädigste wünschen: die Rue Mormartin ist lang.“

„Nach dem Hotel Chadreux!“ entgegnete sie plötzlich ernst werdend.

* * *

Leon hatte sich in den letzten Tagen oft der Worte Matreyi's erinnern müssen, die ihn unter glücklichen Sternen geboren nannten. Wie täuschte sich doch der Priester. War's nicht ganz im Gegentheil, als ob jeder Tag ihm eine weitere Hoffnung abschnitte? Wen hatte er nicht alles für seine Angelegenheiten zu interessiren versucht — war ihm aber auch nur von einer Seite eine

Aussicht auf wirklichen thatkräftigen Beistand geworden? Nein, nein, es war Alles, Alles verloren. Schließlich hatte Leon selbst die weiteren Versuche aufgegeben. Der Kampf war doch umsonst; so mochte denn das Schreckliche geschehen. Er zog sogar sein bereits eingereichtes Abschiedsgesuch zurück. Sobald der von Ducord beantragte gerichtliche Verkauf seines Erbes rechtskräftig geworden war, was nach der Ansicht seines Notars in kürzester Frist zu erwarten stand, wollte er sich auf's Neue für die indische Compagnie einschreiben lassen. Unter dem Lärm der Waffen hoffte er das Gefühl seines Unglückes noch am leichtesten zu überwinden.

In der Angelegenheit Chatanaya's hatte er ebenfalls wenig thun können. Vertrauliche Rücksprachen mit verschiedenen hochgestellten Beamten und eine eingehende Unterredung mit Herrn Letellier, dem Hofgoldschmied Seiner Majestät, hatten ein völlig negatives Resultat ergeben. Höchstens das Eine stand fest, daß die in Frage stehenden Edelsteine bisher noch nicht auf dem Pariser Juwelenmarkt zum Verkauf ausgeboten worden waren.

Mehr zufällig, als absichtlich kam heute bei einer Unterredung mit Marcel Baudry das Gespräch auf den Diamantenraub. Der Graf schrieb in der Gegenwart seines Schwagers ein Billet für den Wischnupriester und nannte dabei den fremdklingenden Namen. „Eine indische Bekanntschaft," setzte er lächelnd hinzu. „Der ehrwürdige Mann hat mich hier aufgesucht, um mich zur Theilnahme an der Jagd auf zwei Diebe aufzufordern, die ihn oder vielmehr seinen Tempel um einige millionenschwere Dia-

manten bestohlen haben. Es ist eine Geschichte, wie sie auch nur in Indien vorkommen kann."

Marcel lachte herzlich. „Und diese Gelegenheit läßt Du Dir entgehen? Wie hängt denn die Sache zusammen? Diamanten im Werthe von Millionen sind doch nicht so dicht gesäet wie Kieselsteine."

„Das sind sie allerdings nicht. Zwei Steine zumal, wie die Augen des Wischnu von Seringham, dürfte es in ganz Europa kaum noch einmal geben."

„Die Augen des Wischnu?" fragte der Kapitän verwundert.

„Ja, ja, die Augen des Wischnu! Wenn es Dich interessirt, will ich Dir gern erzählen, wie und wo ich sie zuerst sah und wo sie entwendet wurden. Hier — setze Dich, die Geschichte ist nicht ganz kurz, aber dafür auch nicht ganz uninteressant. Sie bildet übrigens kein Ruhmesblatt in den Annalen unserer indischen Armee und ihres Offiziercorps."

Baudry lauschte mit gespannter Aufmerksamkeit der lebendigen Schilderung seines Schwagers. Als dann Leon den Namen Robilant's zum ersten Male nannte, fuhr er fast wie erschrocken empor, als Jener aber die Verwundung des Marquis am rechten Fuß erwähnte, unterbrach er ihn hastig.

„Am rechten Fuß, sagtest Du? Bei Gott, das ist merkwürdig. Aber erzähle nur weiter, ich habe Dir nachher vielleicht einen kurzen Nachtrag zu Deinem Bericht mitzutheilen!"

Der Graf beendete seine Erzählung bald. Marcel war

längst aufgesprungen und schritt unruhig im Zimmer auf und ab. Als aber Leon endlich erwähnte, daß sich Robilant und Beauviller wahrscheinlich in Paris versteckt hielten, konnte er sich nicht länger beherrschen. „Und nun höre mich und staune!" rief er. „Eure Millionendiebe sind gefunden, ich habe Robilant gestern gesehen!"

„Marcel! Um Gottes willen, überlege, was Du sagst. Ist es möglich? Täuschest Du Dich nicht?" Chadreux sprach in höchster Erregung. „Das wäre wahrlich nichts Anderes, denn eine Fügung des Himmels."

„Laß mich in Ruhe erzählen und dann urtheile selbst. Wir haben vor drei Tagen neue Rekruten erhalten; meiner Kompagnie war ein Bursche zugetheilt worden, der auf dem Pariser Pflaster groß geworden, zwar sein Handgeld gern genommen hatte, aber sich nur zu bald nach der goldenen Freiheit seines Straßenlebens zurücksehnte. Kurz und gut also, vorgestern war mein Leport, so heißt er, plötzlich verschwunden, und uns fiel die angenehme Aufgabe zu, den Herumtreiber in der Riesenstadt Paris zu suchen; wir mußten wenigstens versuchen, ihn zu finden, wenn ich mir nicht von meinem gestrengen Kommandeur eine sehr empfindliche Rüge zuziehen wollte. Zum Glück gab es einige Anhaltspunkte. Einer der mit Leport zusammen geworbenen Burschen, auch echt Pariser Vollblut, kannte von früher her dessen Lieblingsaufenthalte und machte wohl oder übel den Führer der Patrouille. Ich aber schloß mich ihr selbst an, einmal weil ich durch meine Gegenwart etwaige Reibereien meiner Leute mit der Bevölkerung verhindern wollte und dann, weil mir ein Einblick in jene Sphären,

in denen wir Leport suchen mußten, wirklich nicht uninteressant erschien.

Wir hatten schon ein halbes Dutzend Spelunken und Herbergen in den Vorstädten mit unserem Besuche beehrt, ohne eine Spur des Flüchtlings zu finden, als wir ihn endlich, in die Gaststube eines kleinen, schmutzigen Hotels in einer der Nebenstraßen der Rue de St. Denis eintretend, ruhig vor einem Glase Wein am Schänktisch sitzen sahen. Uns aber erblicken und durch eine Hinterthür entwischen, war für ihn Eins! Meine Leute stürmten ihm sofort nach und faßten ihn auf dem Hofe, gerade als er über einen hohen Zaun in den Garten eines Nebengrundstücks klettern wollte. Ich war der Patrouille langsam gefolgt und nahm soeben die Meldung des Korporals, daß Leport gefaßt sei, entgegen, als aus dem Seitenflügel der Herberge plötzlich ein Mark und Bein durchdringender Schrei hervortönte. Der Galgenvogel von Wirth, der sich inzwischen auch eingefunden hatte, flüsterte mir zwar erklärend zu: es sei ein kranker Herr, der dort oben seinen Schmerzen Ausdruck gebe! Mir schien die Sache indessen nicht recht geheuer, die ganze Umgebung war zu verdächtig, und ich bildete mir wirklich schon ein, daß wir einem Verbrechen auf der Spur seien. Das war nun allerdings lächerlich, denn als ich, von dem Herbergsvater mit devotester Bereitwilligkeit geführt, in das Zimmer trat, aus dem jene sich immer noch wiederholenden Schmerzensschreie hervordrangen, sah ich wirklich nichts, als einen sich in fürchterlichen Krämpfen wälzenden Kranken, und in diesem Kranken meinte ich sogleich zu meinem maßlosen

Erstaunen den einstigen Günstling des Herzogs von Orleans, den eleganten Marquis Robilant, wiederzuerkennen. Der Wirth nannte ihn allerdings Masson, aber ich habe mich gewiß nicht getäuscht, ich bin dessen heute noch sicherer, als gestern, denn als wir den Kranken, der von seinem Bett herabgeglitten war, auf sein Lager betteten, bemerkte ich, daß sein rechter Fuß verbunden war. Ich wollte dann noch nach einem Wundarzt senden, aber der Hausbesitzer bat mich dringend, es zu unterlassen; die Krampfanfälle gingen meist schnell vorüber, und sein Gast habe sich einen Chirurgen ein- für allemal verbeten, da er selbst ausreichende ärztliche Kenntnisse besitze. Mich ging die Sache ja auch nichts an, mein Ausreißer war gefunden, und so ging ich mit meinen Leuten. Erst heute bei Deiner Erzählung kam mir der Gedanke, daß mein gestriges Erlebniß vielleicht von Wichtigkeit sei."

Leon sah sinnend vor sich hin. „Deine Entdeckung gibt der ganzen Angelegenheit allerdings eine völlig andere Wendung. Ein Zweifel ist ja kaum möglich," sagte er endlich. „Ich werde Chatanaya Matreyi natürlich sofort benachrichtigen, oder noch besser, ihn zu uns bitten lassen. Wie hieß jenes Gasthaus und wo lag es?"

„Es führt den Namen des ‚rothen Kaninchens'. Den Namen der Gasse kann ich Dir im Augenblick freilich nicht nennen, getraue mir aber, sie wiederzufinden. Im Nothfall kann uns auch jeder der dort stationirten Sicherheitskommissäre Auskunft geben."

„Ich will sofort zu dem Priester senden." Der Graf schellte, aber anstatt des weißen Hauptes des alten Kam-

merdieners streckte plötzlich Louison ihren zierlichen Kopf durch die Thürspalte.

„Störe ich Euch? Ich möchte Dich gern einen Augenblick allein sprechen, Leon," sagte sie. Ihre zarten Wangen waren geröthet und in ihren Augen schimmerte es feucht.

„Es ist ja nur Marcel hier, Schwesterchen, und vor ihm wirst Du doch kein Geheimniß haben." Leon lachte. „Komm nur herein. Aber wie schaust Du denn aus, Liebling; ich glaube gar, Du hast geweint, und doch lächelst Du so verklärt, als sei Dir ein seltenes Glück begegnet."

„Ist es nicht auch ein seltenes Glück, wenn man gute Menschen und edle Herzen kennen lernt! O Leon, was ich in der letzten halben Stunde erlebt habe? Fast möchte ich Dich rathen lassen, denn Dich geht es doch zumeist an."

„Liebe Louison, bitte erzähle. Weder Marcel noch ich sind groß im Räthsellösen."

„Also denkt Euch, vor einer halben Stunde wird mir ein junges Mädchen gemeldet, die mich dringend zu sprechen begehre. Ich lasse um ihren Namen bitten, sie erklärt, sich nicht nennen zu wollen, sie kenne mich jedoch von La Brêche her. Ich befehle meiner Zofe, sie einzulassen, und wer tritt ein? Ihr würdet nie darauf kommen: Madeleine Ducord war es."

Die Comtesse weidete sich einen Augenblick an den erstaunten Gesichtern der beiden Herren, dann fuhr sie lebhaft fort: „Ja, ja, so unglaublich es klingt, die Tochter des Herrn Ducord war es leibhaftig, die mich aufzusuchen kam, und ich kann Euch Beiden versichern, sie sah so reizend aus mit ihren leichtgerötheten Wangen und dem

schüchternen Augenaufschlag, daß es mir von vorn herein unmöglich gewesen wäre, den Groll gegen den Vater auf die Tochter zu übertragen.

„Gnädigste Comtesse," begann sie leise und trotz aller Schüchternheit doch nicht ohne ein gewisses Selbstgefühl. „Gnädigste Comtesse, ich muß sehr um Verzeihung bitten, daß ich, gerade ich zu Ihnen zu kommen wage. Mein Vater weiß nichts von meiner Absicht, Sie aufzusuchen, ich komme lediglich aus eigenem Antrieb; ich habe Ihnen eine große, persönliche Bitte vorzutragen. Würden Sie mir einige Minuten Gehör schenken?"

Ich bat sie Platz zu nehmen. „Durch einen Zufall, Comtesse, wurde ich ungesehen Zeuge eines Gespräches zwischen meinem Vater und Ihrem Herrn Bruder. Ich erfuhr zu meinem tiefen Bedauern aus diesem Gespräch, daß der Herr Graf sich in augenblicklichen finanziellen Verlegenheiten befindet. Mein Vater" — sie erröthete noch tiefer und konnte nur zögernd fortfahren — „war leider, wie er mir später selbst bestätigte, außer Stande, den Wünschen Ihres Herrn Bruders nachzukommen. Gnädigste Comtesse, ich verstehe ja nun von allen diesen Geschäften gar nichts und habe wohl überhaupt keine Ahnung von dem Werth des Geldes, aber mich schmerzte es tief, daß Ihnen, die Sie stets so liebenswürdig und gütig zu mir waren, Unannehmlichkeiten bevorstehen könnten." Dann holte die Kleine tief Athem, als käme nun die Hauptsache, und sah mich dabei so naiv und so kindlich gut an, daß mir ganz warm um's Herz wurde. „Comtesse Louison," nahm sie endlich wieder das Wort, mich

wie im Kloster anredend, „Comtesse Louison, Sie werden es mir nicht übel nehmen, wenn ich nun mit meiner großen Bitte zum Vorschein komme. Ich besitze von meiner verstorbenen Mutter her ziemlich viele und, wie man mir gesagt hat, auch recht kostbare Schmucksachen, die ganz allein mein Eigenthum sind, ich habe mir das Letztere noch heute von Papa ausdrücklich bestätigen lassen. Ich werde niemals so werthvollen Schmuck tragen, eine Rose im Haar oder ein paar Veilchen im Gürtel sind mir tausendmal lieber, als all' die kalten Steine und Perlen; würden Sie mir da nicht die Gnade erweisen, die Sachen als Darlehen, nur als Darlehen bis auf bessere Zeiten anzunehmen? Ich bringe sie Ihnen, Louison, Ihnen allein, und es ist ganz unnöthig, daß Ihr Herr Bruder davon etwas erfährt." Sie hatte die letzten Worte, sich selbst überstürzend, wie um nur möglichst rasch zu Ende zu kommen, hervorgestoßen, und dabei kramten die zitternden, zierlichen Fingerchen aus einem kleinen Korbe, den ich noch gar nicht bemerkt hatte, auch schon Armbänder und Perlenagraffen und ich weiß nicht was Alles noch auf meinem Tisch aus.

Ich war sprachlos. Derselbe Antrag aus anderem Munde hätte mich vielleicht tief verletzt, aber die wahre kindliche Herzensgüte, die aus Madeleine sprach, ihre rührende Bescheidenheit überwältigten mich gänzlich; ich konnte nicht anders, ich mußte ihr um den Hals fallen, und ich schäme mich der Thränen nicht, die in jenen Momenten meine Augen füllten.

Sie mochte mich mißverstehen. „O Louison, wie danke

ich Ihnen, daß Sie mich nicht von sich weisen," sagte sie leise.

Es wurde mir ordentlich schwer, ihren Irrthum zu beseitigen, aber es mußte ja sein. „Nein, liebste Madeleine, Ihr Opfer kann ich nicht annehmen, mein Bruder würde mir das nie vergeben —"

„Der Herr Graf soll und darf ja gar nicht erfahren —" wollte sie entgegnen, ich schloß ihr aber den Mund mit einem herzlichen Kuß und sagte ihr noch einmal, daß wir ihre Güte unmöglich annehmen könnten, ihr aber darum nicht minder dankbar seien. Dann bat ich sie unter irgend einem Vorwand einen Augenblick zu verweilen, und eilte hierher, Dir, lieber Leon, die sonderbare Mittheilung zu machen. Willst Du dem lieben Kinde nicht selbst danken?"

Chadreux und Marcel hatten schweigend zugehört. Der Graf war abwechselnd roth und blaß geworden, die Erzählung der Schwester hatte ihn tief ergriffen.

„Ob ich ihr danken will?" rief er jetzt. „O wie mir die kindliche Güte dieses Mädchens, deren ich mich kaum noch erinnerte, wohl gethan hat nach allen den Zurückweisungen, all' der schnöden Härte, die ich in den letzten Wochen erfuhr. Verzeih' einige Augenblicke, Marcel, wir können Dich nicht wohl mit hinübernehmen, Du aber, Louison, komm — komm, ich kann es kaum erwarten, ihr zu sagen, daß ich nie vergessen werde, was sie für mich thun wollte."

Die Comtesse schritt dem Bruder schnell voran. Als sie die Portière zu ihrem Zimmer zurückschlug, sagte sie leise und innig: „Madeleine! Mein Bruder kommt!"

„Comtesse Louison, warum haben Sie mir das an-

gethan!" gab das junge Mädchen erschrocken zurück. Purpurröthe übergoß plötzlich ihre Wangen, und als schäme sie sich ihrer Absicht, trat sie schnell vor den Tisch, wie um die glitzernden Juwelen zu verdecken. Ihre ganze Gestalt bebte leise, sie suchte mit der Rechten nach einer Stütze und wehrte nicht ab, als Louison ihre Hand ergriff und herzlich drückte.

Leon Chadreux aber stand unter der Portière wie angebannt. Ja, war denn das Alles ein Traum, ein Spiegelbild seiner Phantasie? Täuschten ihn seine Augen? Das holde Mädchenbild dort drüben, Zug um Zug, Linie um Linie glich es jener fernen, herrlichen Frauenblüthe des Ostens, die er nur kennen gelernt hatte, um sie wieder zu verlieren! Da waren die sanft geschwungenen, edlen Linien des Profils, die feingezeichnete Nase, die schwellenden, halbgeöffneten Lippen, das dunkle, üppige Haar, die biegsame Gestalt; da war vor Allem jenes träumerische Augenpaar mit seinem mandelförmigen Schnitt, den langen, seidenen Wimpern und dem eigenartigen, ruhigen Glanz! — „Dolarie!" hätte er rufen mögen, und lebensvoll stieg plötzlich in ihm die Erinnerung an jene Augenblicke empor, da er im Zelt zuerst der Braut Saëb's, seines Freundes, gegenüberstand und nur mit schmerzlicher Gewalt das eigene pochende Herz bezwingen konnte. War denn ein derartiges Spiel der Natur möglich? Selbst die Verschiedenheit der Kleidung beeinflußte die staunenswerthe Aehnlichkeit nicht, die schüchterne, ungesuchte Anmuth der ganzen Erscheinung, der unendlich liebenswürdige Ausdruck des Gesichtchens war völlig der gleiche.

Der weltgewandte Mann hatte wirklich seine ganze Geistesgegenwart verloren, das Herz war ihm so übervoll, daß er mühsam nach Fassung ringen mußte.

„Mein Fräulein, zürnen Sie Louison nicht, daß sie mir Alles gesagt hat," trat er endlich zu Madeleine heran und zog ihre Hand an die Lippen. „Hätte die Schwester denn den Bruder des Glücks berauben sollen, Ihnen zu danken?" Wie armselig ihm doch die eigenen Worte vorkamen. „Glauben Sie nicht, daß wir Ihre Güte nicht voll würdigen, weil wir sie nicht annehmen dürfen," fuhr er tiefbewegt fort. „Seien Sie vielmehr versichert, daß wir uns auch ohnedem ewig tief in Ihrer Schuld fühlen werden. Gott, der Allgütige, gebe, daß ich noch einmal in meinem Leben in die glückliche Lage kommen möge, Ihnen meine innige Dankbarkeit anders und besser als mit Worten beweisen zu können!" Madeleine zuckte zusammen, eine Thräne war aus seinem Auge auf ihre Hand gefallen. Leon setzte leise hinzu: „Meine Schwester und ich dürfen vielleicht weniger als alle anderen Menschen auf die Möglichkeit hoffen, daß dieser Fall je eintritt; bedürfen Sie, mein Fräulein, aber jemals einer Freundin, eines wahren, aufopferungsfreudigen Freundes, dann, Fräulein Madeleine, dann denken Sie zuerst an Louison und an Leon Chadreux!"

Noch einmal beugte er sich über ihre Hand, dann ließ er sie wie zögernd aus der seinen gleiten und trat langsam zurück.

Madeleine sank schluchzend in Louison's Arme, aber unter Thränen flüsterte sie ihr zu: „Ich bin sehr, sehr

glücklich; er zürnt mir nicht, er hat verstanden, wie ich es gemeint habe."

Dreizehntes Kapitel.

Aus trüber Jugendzeit.

„Was Du nicht lieben kannst, mußt Du
darum nicht hassen.
Erklären wird es sich, entschuldigen sich
lassen."
Rückert, Weisheit des Brahmanen.

Herr Ducord und der ehemalige Lieutenant Beauviller saßen in dem kleinen Privatcomptoir in der Rue Lachapelle einander gegenüber. Die beiden Männer waren in der vortrefflichsten Laune. Der Bankier hatte soeben dem ehemaligen Offizier, dessen Aeußeres in der letzten Zeit bedeutend eleganter geworden war, ein neues Darlehen ausbezahlt und dafür noch eines der „kleinen, allerliebsten Sapphirchen", wie er sich auszudrücken beliebte, in Verwahrung genommen. Außerdem aber wußte er zu berichten, daß Mynheer Johstreeter aus Amsterdam schon in den nächsten Tagen in Paris eintreffen sollte, um die Diamanten zu besichtigen; wahrscheinlich würden er und der holländische Händler dann die Steine gemeinschaftlich kaufen, „natürlich gegen baare Kasse", verfehlte er nicht vorsichtiger Weise hinzuzusetzen, „und das wird Ihnen und dem Herrn Marquis sicher am willkommensten sein."

„Unser armer Marquis," hatte Beauviller darauf gedehnt und mit einem lauernden Seitenblick erwiedert. „Es geht ihm recht schlecht, dem armen Robilant. Ich fürchte, er wird nicht mehr viel Freude an dem Reichthum haben."

„Ja, ja, die Anfälle müssen entsetzlich sein." Ducord schauerte zusammen. „Ich kann Tag und Nacht die Erinnerung an den Anblick des unglücklichen Kranken nicht los werden, im Träumen und im Wachen verfolgt mich der Gedanke an die fürchterlichen Krämpfe."

„Leider kehren dieselben jetzt in immer kürzeren Zwischenräumen wieder und treten mit sich unaufhörlich steigernder Heftigkeit auf. Es ist nicht anders möglich, der Dolch des Indiers muß mit irgend einem Gift getränkt gewesen sein. Ich fürchte, das Ende ist nahe." Beauviller kaute nachdenklich an seinem grauen Schnurrbart und zählte die Knöpfe seines Rockes. „Mein bester Herr Ducord, Sie sind ja selbst an dem Leben unseres theuren gemeinsamen Freundes interessirt, da Sie noch Wechsel von ihm in Händen haben. Denken Sie, wenn er plötzlich sterben sollte!"

Der Bankier wurde aufmerksam. „Das wäre in der That ein herber Verlust für mich. Ich hoffe jedoch, Sie sind als sein bester Freund auch sein einziger Erbe und als solcher ja sogar gesetzlich verpflichtet, für seine Schuld einzutreten."

„Gesetzlich? Sehr gut gesagt!" meinte Beauviller kurz auflachend. „Es war aber, offen gestanden, meine Absicht, mit Ihnen, verehrter Herr und Gönner, die Eventualität des schlimmsten Falles, des Todes Robilant's, zu besprechen; ich würde in der That nicht abgeneigt sein, die Schuld des Marquis auch ohne die Berufung auf das Gesetz anzuerkennen, sobald ich andererseits die Gewißheit hätte, daß Sie" — er zögerte einen Augenblick in der

Wahl seiner Worte — „daß Sie unter allen Umständen auch mit mir allein, falls ich mich Ihnen als den alleinigen Besitzer der Steine vorstelle, das Geschäft anstandslos und ohne Weiterungen zum Abschluß brächten."

„Ich sehe keinen Grund, weshalb ich anders handeln sollte," entgegnete Ducord.

„Gesetzt also, ich bringe Ihnen die Diamanten —"

„Nach dem Tode des Marquis, der hoffentlich noch in recht weiter Ferne steht, treten eben Sie für ihn mit in den vereinbarten Vertrag ein."

Ducord war, wie immer, ein coulanter Geschäftsmann. Das erkannte Beauviller auch an, schüttelte seinem „lieben Freunde" die Rechte und empfahl sich. Die beiden neuen Genossen hatten sich vortrefflich verstanden.

Die Geschäfte Ducord's gingen überhaupt ganz zur Zufriedenheit des Bankiers, denn auch die Chadreux'sche Angelegenheit, die ihm fast noch mehr am Herzen zu liegen schien, als das Diamantengeschäft, stand unmittelbar vor ihrer Erledigung. In acht Tagen schon mußte der gesammte gräfliche Besitz dem Hammer des Auktionators verfallen sein, und Ducord trug sich allen Ernstes mit der Absicht, nach Abwickelung der beiden schwebenden großen Geschäfte sich als Privatier auf Schloß Chadreux zurückzuziehen. Damit hätte sich ja das Ideal seiner Träume verwirklicht.

Wie schade, daß die frohe Aussicht auf all' die Herrlichkeiten des Landlebens jetzt Madeleine gar nicht mehr zu entzücken schien. In dem verknöcherten Herzen des alten Geldmannes war trotz alledem eine Ader lebendig

geblieben — er liebte seine Tochter wirklich und er empfand es sehr schmerzlich, daß die Kluft zwischen ihr und ihm sich täglich vertiefte. Es war ganz natürlich, daß er die Schuld nicht in sich selbst suchte, er maß sie aber auch durchaus nicht Madeleine zu, sondern lediglich ihrer Erziehung. Tag für Tag verwünschte er den Entschluß, sie in La Brêche haben ausbilden zu lassen, dort allein waren ihr seiner Ansicht nach all' diese „überspannten, sentimentalen" Ideen eingeimpft worden. Auch die plötzliche Vorliebe des jungen Mädchens für Schmucksachen, die ihn noch vor Kurzem so hoch erfreut hatte, war ebenso schnell verrauscht, wie sie gekommen war. Madeleine hatte ihm den Kasten mit all' den Kostbarkeiten zurückgebracht und ihn fast verächtlich auf den Tisch gesetzt.

„Ich habe es mir überlegt, Papa," sagte sie kurz, „die Sachen haben für mich doch keinen Werth."

Er war so erstaunt, daß er nur die letzten Worte hörte und ganz empfindlich erwiederte: „Keinen Werth? Du bist närrisch, Mädchen, das Perlencollier kostete mich allein zehntausend Livres."

„Du verstehst mich nicht, die Sachen haben für mich keinen Werth. Ich werde überhaupt nie mehr Schmuck tragen." Damit hatte sie schnell das Zimmer verlassen, wie um einer weiteren Auseinandersetzung aus dem Wege zu gehen.

Der ganze heitere Frohsinn des jungen Mädchens, der seit ihrer Rückkehr aus La Brêche das alte, düstere Haus wie mit Sonnenstrahlen durchleuchtet und selbst in die staubige Schreibstube des armen Charles noch einen letzten

Schein von Licht und Wärme geworfen hatte, schien entschwunden. Stunden lang saß Madeleine in ihrem Zimmer allein am Fenster und blickte träumend den Wolken nach und den Schwalben, die drüben in dem verschnörkelten Hausgiebel nisteten. Nur am späten Nachmittag, wenn der Vater ausgegangen war, verließ sie regelmäßig das Haus. Comtesse Louison hatte gebeten, sie recht oft zu besuchen, so lange das Hotel Chadreux noch im Besitz der Familie war; da galt es, die kurze Frist auszunutzen, denn Louison wollte, sobald sich Alles endgiltig entschieden hatte, zu ihren zukünftigen Schwiegereltern auf das Land gehen und dort bis zu ihrer Verheirathung bleiben.

Es waren glückliche Stunden, die Madeleine bei ihrer Freundin verlebte, die beiden Mädchen hatten sich innig aneinander angeschlossen. Marcel Baudry war fast stets in ihrer Gesellschaft, und Louison empfand mit inniger Freude, daß er ihre Zuneigung zu der Bankierstochter nicht nur billigte, sondern selbst aufrichtig theilte. Leon dagegen ließ sich selten sehen, fast schien es, als ob er mit Absicht einer häufigeren Begegnung mit Madeleine, vor Allem jedem Alleinsein mit ihr aus dem Wege ging, und das junge Mädchen selbst war herzlich dankbar dafür denn sie vermochte ein gewisses beschämendes Gefühl ihm gegenüber nicht los zu werden. Traf der Graf dennoch zufällig einmal in den Zimmern seiner Schwester mit ihr zusammen, so war er auffallend schweigsam, er vermied, sie direkt anzusprechen, und begegnete ihr mit achtungsvoller Förmlichkeit.

Anfangs wunderte sich Louison wohl über die Eigenart

seines Benehmens, als sie dann aber bemerkte, wie das Auge des Bruders trotz aller seiner Zurückhaltung doch unaufhörlich auf Madeleine ruhte, sobald er sich nur unbeobachtet glaubte, als sie sah, wie aufmerksam er jedem ihrer Worte lauschte, lächelte sie still. Jetzt wußte sie genug. Einen Augenblick kam selbst ihr wohl das Bedenken, ob eine Verbindung zwischen dem Grafen Leon Chabreux und dem einfachen Bürgerkind überhaupt möglich, ob es nicht ihre Pflicht sei — und zwar ihre Pflicht nicht nur gegen den Bruder, sondern mehr noch der Freundin gegenüber, der emporkeimenden Neigung Beider rechtzeitig entgegenzutreten. Ein Blick auf Leon und Madeleine sagte ihr jedoch, daß alle ihre Befürchtungen nichtig seien, er mußte als Ehrenmann selbst wissen, was er zu thun hatte, und Madeleine war trotz aller ihrer mädchenhaften Schüchternheit ein Charakter, dem es keineswegs an Selbstständigkeit fehlte. Die Beiden mußten ihren Weg selbst finden, mochte das Ziel auch durch Gestrüpp und Dornen versteckt, mochte der Pfad zum Glück schwierig und voll von Hindernissen sein — wahre und tiefe Liebe ist eine Wegweiserin, die nie fehlgeht.

Die Liebe? Verstand denn Madeleine überhaupt die schüchternen Regungen des eigenen Herzens? Ihr war der Gedanke, daß Graf Leon sie, seines hartherzigen Gegners Tochter, lieben könnte, noch niemals gekommen, sie dachte dazu auch viel zu anspruchslos von ihrer eigenen Persönlichkeit. Aber auch was sie für ihn empfand, nahm sie selbst nicht für Liebe, sich selbst täuschend nannte sie ihr unbewußtes Sehnen Dankbarkeit und innige Zuneigung;

Leon war ihr noch immer ihr Ritter aus dem Klostergarten von La Brêche, und jetzt, wo sie sah, wie ernst und gefaßt er einer trüben Zukunft entgegensah, erschien er ihr noch viel bewundernswerther, als damals dem Kinde der elegante Offizier. Nur wenn sie daran dachte, wie bald Louison Paris verlassen würde, daß der Graf demnächst nach Pondichéry zurückkehren wolle, dann krampfte sich ihr Herz zusammen; ihre Freunde, kaum gewonnen, auch schon wieder zu verlieren, das schien ihr das härteste, das schmerzlichste Schicksal.

Herr Ducord hatte sich niemals um die Ausgänge seiner Tochter gekümmert, er würde es gerade jetzt, wo sein Kopf mehr denn je in Anspruch genommen war, sicher am wenigsten gethan haben, wenn nicht sein Commis ihm eines Tages einen nicht mißzuverstehenden Wink gegeben hätte.

Der Bursche mußte schon seit einiger Zeit irgendwie Verdacht geschöpft haben. Bis über seine rothen Ohren in Madeleine verliebt, hatte er sich wohl einmal eine Aeußerung seiner verstohlenen Neigung erlaubt, und das junge Mädchen hatte ihn tüchtig ausgelacht. Er kam ihr in der That unsäglich komisch vor mit seinen kurzen Aermeln, seinen schiefgetretenen Absätzen, dem faden Gesicht und den noch faderen Redensarten. Charles war jedoch ein nicht zu verachtender Feind; er schlich Madeleine mehrere Nachmittage nach und bemerkte zuerst mit Erstaunen, dann mit wachsender Wuth. daß sie regelmäßig ihre Schritte nach der Rue Mormartin, nach dem Hotel Chadreux lenkte. Den Grafen Chadreux aber hatte er

noch von dessen erstem und einzigem Besuch im Comptoir her in guter Erinnerung. So machte er sich denn kurzer Hand seinen Vers, und als Ducord eines Nachmittags heimkehrend ganz beiläufig fragte, ob seine Tochter nicht hinterlassen habe, wohin sie gegangen sei, zog er sein dümmstes Gesicht auf und entgegnete, ohne von den Contobüchern aufzusehen, hämisch: „Mademoiselle wird wohl wieder nach dem Hotel Chadreux gegangen sein — wie alle Tage."

Ducord erwiederte kein Wort, aber der Stachel hatte getroffen. Er wurde leichenblaß und mußte sich fest auf seinen Pult stützen, die Füße schienen ihm den Dienst zu versagen; es war ihm plötzlich klar geworden, weshalb Madeleine sich damals so lebhaft zur Fürsprecherin des Grafen aufgeworfen hatte. Zitternd vor innerer Erregung ging er in sein Privatzimmer und warf sich in den Lehnstuhl. Als wenige Minuten später die Hausthür ging und der leichte Tritt des Mädchens auf dem Korridor hörbar wurde, rief er sie herein.

Er konnte sich kaum beherrschen, als sie ihm gegenüberstand. „Wo warst Du, Madeleine?" herrschte er sie an. „Rede die Wahrheit, rathe ich Dir."

Sie blickte ihn erschrocken an. So hatte sie den Vater noch nie gesehen, seine Wangen glühten und in seinen Augen blitzte eine verhaltene Wuth. „Ich ging spazieren," wollte sie antworten, aber die Worte kamen nicht über ihre Lippen. Sie hatte noch nie die Unwahrheit gesagt, sie vermochte es auch diesmal nicht.

„Ich war im Hotel Chadreux," entgegnete sie leise,

aber fest. „Du hast mir niemals gesagt, daß Du es nicht wünschest."

Bitter lachte er auf. „Als ob man so etwas ausdrücklich sagen, förmlich verbieten müßte! Also wirklich im Hotel Chadreux? Ducord's Tochter im Hotel Chadreux — beim Himmel, der Gedanke ist nicht auszudenken!"

„Aber weshalb darf ich denn meine Freundin, die Comtesse Louison nicht besuchen?" Die Augen Madeleine's füllten sich mit Thränen.

Der Alte verlor den letzten Rest seiner Selbstbeherrschung. „Die Comtesse besucht und das Gräflein gemeint," brauste er auf. „Leugnest Du etwa, daß Du ihn getroffen hast?"

„Wenn Du den Grafen Leon Chadreux meinst, so habe ich gar keinen Grund, in Abrede zu stellen, daß ich ihn einige Male bei meiner Freundin, seiner Schwester, sah." Das Mädchen hatte nicht ohne Stolz gesprochen, jetzt richtete sie sich hoch auf und blickte dem Erregten fest in die Augen. „Ich hoffe, mein Vater, Du kannst von Deiner Tochter nichts Uebles denken!"

„Bei meiner Freundin sah," wiederholte er. „Freund und Freundin, wie schön, wie edel das klingt. Du, Gustave Ducord's Tochter, sprichst von Freundschaft zu jenen Leuten, denen ich ewigen Haß geschworen habe? Du wagst es, zu ihnen zu gehen — zu ihnen, die ich vernichten und verderben will?" Er faßte sie heftig am Arm und hob die Hand: „Noch einen Schritt in jenes Haus und Du sollst mich kennen lernen! Ich kann keine Vermitt-

lerin, keine Zwischenträgerin zwischen mir und Jenen brauchen."

Sie löste sich leise aus seinem rohen Griff und trat einige Schritte zurück. Die Hand fest auf das pochende Herz gedrückt, das Köpfchen gebeugt, die Augen voll Thränen blieb sie schweigend stehen.

„Rede, verantworte Dich!" rief er.

Sie zögerte immer noch. Dann streckte sie plötzlich wie abwehrend die Hand aus. „Ich wollte, Du verlangtest nicht, daß ich mein Schweigen breche," sagte sie schmerzlich. „Denn was ich allein sagen könnte, müßte unkindlich und ohne Ehrfurcht klingen."

Er stampfte mit dem Fuße auf. „Rede! Du kannst nichts Schlimmeres sagen, als Du gethan hast."

Madeleine athmete tief auf. „Wenn Du es denn willst, mein Vater, ich brauche Dir nichts zu verschweigen. Was mich in das Hotel Chadreux trieb, es war allein die natürliche Gegenwirkung Deiner erbarmungslosen Härte, gegen die sich jede Fiber meines Herzens empört. Mir bist Du stets ein gütiger, liebevoller Vater gewesen — o warum überträgst Du nicht einen Bruchtheil dieser Güte auch auf Andere? Es ist so leicht und es ist so schön, Gutes zu thun — warum machst Du Dich nicht selbst dieses Glückes theilhaftig? Du bist reich — weshalb strebst Du nach immer neuem Gewinn, der Dir nimmer Segen und Zufriedenheit bringen kann?"

Der Vater hatte bei ihren ersten Worten auf's Neue heftig auffahren wollen, aber er bezwang sich. „Das sind Dinge, die Du nicht verstehst," sagte er verhältnißmäßig ruhig.

Sie trat dicht an seinen Sessel heran und stützte sich leicht auf die Lehne. „Die ich nicht verstehe," wiederholte sie. „Du hast ganz recht, aber ich füge hinzu: die ich gottlob nicht verstehe. Das hindert aber nicht, mein Vater, daß sie mich tief schmerzen — um Deinetwillen. Erinnerst Du Dich, wie ich Dir einst erzählte, daß die Mädchen im Kloster mich das Wuchererkind genannt haben? Glaubst Du, ich hätte den Stachel dieses Wortes je ganz aus meinem Herzen herausreißen können? Es kommt mir gewiß nicht zu, über Deine Geschäfte zu urtheilen, Du aber, mein Vater, wirst mich auch nie zwingen können, sie zu achten. Was haben Dir die Menschen, was haben jene Leute im Besonderen Dir gethan, denen Du mir verbieten willst, das einfachste Mitgefühl zu zeigen? Was hat Dein Herz gegen die ganze Welt, mich allein ausgenommen, verbittert?" Sie warf sich auf die Kniee und umklammerte ihn krampfhaft: „Vater, ich möchte Dich lieben, so recht lieben, aber warum spaltest Du selbst mein Herz?" rief sie schluchzend. „So lange ich ein Kind war, konnte ich mich selbst betrügen, heute sehe ich nur zu klar und diese Klarheit ist fürchterlich. Soll ich jenen Kindern in meiner Seele Abbitte leisten müssen, die ich einst haßte, weil sie mich die Tochter eines Wucherers hießen? Bei Deiner Liebe zu mir, Vater, an der ich nie zweifelte, erbarme Dich meiner, sage mir, daß ich Unrecht habe, sage mir, daß es nicht der unersättliche Durst nach dem Niedrigsten, was es auf der Welt gibt, ist, der Dich so hart, so erbarmungslos gemacht hat!"

Ducord hatte schweigend, fast regungslos zugehört. Er

unterbrach sie nicht, er ließ die Wucht ihrer verzweiflungsvollen Klagen über sich ergehen, ohne aufzubrausen. Es kam kein heftiges Wort mehr über seine Lippen, sein Haupt war auf die Brust gesunken, er blickte auch, als sie geendet hatte, lange still vor sich hin, nur dann und wann hob ein lebhafterer Athemzug seine Brust.

Wie mit einem energischen Entschluß richtete er sich endlich empor. „Stehe auf, mein Kind," sagte er. Seine Stimme klang trübe, die Worte kamen nur einzeln, wie mit Anstrengung über seine Lippen. „Nimm Dir einen Stuhl und setze Dich zu mir. Ich will Dir eine Geschichte erzählen, die Dir vielleicht Manches erklären wird, was Dir bisher räthselhaft erschienen ist — eine traurige Geschichte, an der das Traurigste ihre bittere Wahrheit ist."

Madeleine erhob sich leise und that, wie der Vater geheißen. Sie hatte vorhin in leidenschaftlicher Erregung gesprochen, nun kam es über sie wie eine schwere seelische Abspannung. Was sie gesagt hatte, war ihr tief aus dem Herzen gekommen, und doch fragte sie sich jetzt, hattest Du ein Recht, Deinem eigenen Vater derartige Vorwürfe zu machen? — Von einer unwillkürlichen Bewegung fortgerissen, beugte sie sich über ihn und zog seine Hand in kindlicher Ehrfurcht an ihre Lippen.

Er hatte nur ein wehmüthiges Lächeln. „Es ist fast ein halbes Jahrhundert her, da meine Geschichte beginnt," erzählte er dann. „Damals lebte in einem kleinen Dorf in der Auvergne eine Wittwe mit ihrem Sohn, einem Burschen von sechzehn Jahren — ihrem einzigen Er-

nährer. Es ging den Beiden sehr, sehr schlecht, sie waren bettelarm und die Zeiten sehr schwer. Ja selbst das Betteln, das einzige Recht der Armuth, würde ihnen nichts geholfen haben, denn die Reichen verschlossen ihre Thüren und hetzten ihre Hunde auf jeden Bittenden, die Anderen aber, welche vielleicht gerne geben wollten, hatten selbst nichts. Die Provinz war seit zwei Jahren von Mißernten heimgesucht, unter dem Vieh hatte die Seuche aufgeräumt, das Wenige, was der Eine oder Andere noch von besseren Zeiten erspart hatte, nahm der Steuereinnehmer, der unerbittlich kam, um für den König bald die Taille,*) bald die Salzabgabe, bald den Zehnten einzufordern.

Mein Kind, Du hast Armuth nie kennen gelernt, Du kannst nicht wissen, wie weh der Hunger thut. Ja, der Hunger! Man gewöhnt sich an Alles, sagt man, das Hungern hat aber noch Niemand gelernt. Damals gab es Tage und Wochen, in denen jene Leute, von denen ich spreche, aus Hafer und Baumrinde ihr Brod backten, und wer einmal einen Hirsebrei in seinem Topf hatte, wurde wie ein Krösus beneidet. Es nutzte kaum etwas, daß der arme Bursche gern für die alte und gebrechliche Mutter seine fleißigen, starken Arme wagen wollte, Niemand begehrte seine Arbeit und Niemand konnte sie bezahlen. Er mußte schon glücklich sein, wenn ihm dann und wann ein mitleidiger Nachbar einen Tag um eine Handvoll Erbsen das Feld zu bestellen erlaubte — Fleisch hatten sie seit Monaten nicht gesehen.

*) Die wichtigste Steuer des alten französischen Königreichs.

Und doch gab es Fleisch in Hülle und Fülle. Dicht an die Dorfau stießen große Forsten, die so wildreich waren, wie kaum irgend welche anderen im ganzen Lande. Ja das Wild trat sogar Nachts oft genug auf die Felder der Bauern hinaus und hauste in ihnen fürchterlich. Aber der Bauer, mein Kind, durfte den Hirsch oder den Eber, der seine Fluren verheerte, nicht etwa erschlagen; das Einzige, was ihm allenfalls gestattet war, war, daß er, der des Tags über im Schweiße seines Angesichts gearbeitet hatte, des Nachts bei seinem Getreide wachen und mit Schreien und Klappern das Wild verscheuchen durfte. So befahl es das Gesetz.

Der Wald gehörte einem großen Herrn, der meist fern von seinen Besitzungen lebte. Er ahnte vielleicht gar nichts von all' dem Elend, kam er doch fast nur zu den großen Jagden heim, und wenn er dann ja einmal aus den hohlen Wangen irgend eines der befohlenen Treiber Hunger und Noth gar zu deutlich sprechen sah, dann zog er wohl großmüthig seine Börse und warf dem armen Schlucker ein Goldstück hin. Wie jubelten dann die Bauern, und wie dachte der brave, großmüthige Mann doch Wunder, was er gethan hätte!

Es waren aber doch nicht alle Bauern so folgsam und — so dumm, geduldig zu hungern, während das Wild dicht nebenbei nur darauf zu warten schien, gebraten zu werden. Der Eine oder der Andere hatte manchmal einen Sonntagsbraten, dessen Duft er wohlweislich vor Jedermann verbarg, denn es standen schwere Strafen auf jedem ‚Wildfrevel'. Wenn der Wilddieb auch nicht mehr wie

ehedem lebendig auf einen Hirsch geschmiedet und mit diesem wieder in den Wald gejagt werden durfte, lange Haft und manches Andere war ihm doch gewiß, sobald er nämlich ertappt wurde.

Jener junge Bursche nun hatte sich trotz Noth und Hunger lange Zeit von dem gefährlichen Handwerk fern gehalten. Da wurde seine alte Mutter ernstlich krank und kam täglich mehr von Kräften — er sah, obwohl er keine ärztlichen Kenntnisse besaß, recht gut, was ihr vor Allem fehlte: eine gesunde und kräftige Nahrung. Die Nachbarn zuckten die Achseln, vielleicht auch, daß sie meinten, es sei ja nur ein Glück für die alte Frau, wenn sie der liebe Gott bald des irdischen Elends enthebe. Der Sohn aber war anderer Ansicht, er wollte seinem lieben Mütterchen noch recht lange in die guten, treuen Augen sehen können, um ihretwillen, nur um ihretwillen wurde er zum Wilddieb.

Aber er hatte kein Glück — oder er war nicht schlau genug. Seine Schlingen zwar hatte er trefflich gelegt, als er jedoch am nächsten Morgen ein kleines Häslein, das sich gefangen hatte, gerade herausnehmen wollte, da kamen zwei herrschaftliche Jäger hinzu, packten ihn, ehe er's sich versah, gerbten ihm weidlich das Fell und schleppten ihn nach dem Schlosse jenes reichen Grundherrn. Vielleicht, daß sie ihn hätten laufen lassen, den armen Jungen, der so flehentlich bat und von seiner Mutter Elend erzählte, aber der Zufall wollte, daß gerade am Tage vorher der Herr angekommen war, da galt es natürlich, besonderen Diensteifer zu beweisen und ein Exempel zu statuiren.

Das geschah denn auch, und das Verfahren war sogar sehr einfach. Der Herr kam in den Schloßhof, von einigen guten Freunden umgeben, herab, die Jäger meldeten ihm, sie wiesen das Häslein und die Schlingen vor, der Beweis der Schuld des armen Sünders war somit erbracht.

„Hundert Peitschenhiebe und vierzehn Tage bei Wasser und Brod!" befahl der Herr und wandte sich gleichgiltig zum Gehen.

Der Bursche riß sich von seinen Wächtern los und warf sich Jenem zu Füßen. Sie möchten ihn schlagen, so viel sie wollten, jammerte er flehend, nur festsetzen sollten sie ihn nicht; er habe eine Mutter zu Hause, die ohne ihn elend verkommen müsse.

„Für das alte Weib werden die Nachbarn schon sorgen. Hier gilt es mit Strenge durchgreifen. Vorwärts, Leute, was zögert Ihr noch!" rief der Herr ungeduldig und gab dem Jungen einen unwilligen Fußtritt. „Die Canaille muß endlich lernen, Mein und Dein zu unterscheiden."

Eine halbe Stunde später lag der ‚Frevler' mit blutendem, zerfleischtem Rücken in einem dunklen Kellerloch. Der wunde Rücken schmerzte ihn gewaltig, denn die Knechte hatten tüchtig zugehauen, aber mehr als die dicken Striemen peinigte ihn der Gedanke an die kranke alte Frau daheim, die hilflos und verlassen in der Hütte lag und vergebens der Rückkehr ihres Einzigen harrte. Hätte er ihr nur wenigstens das Brod senden können, das man ihm in den Keller nachgeworfen hatte — es war gutes, wirkliches Roggenbrod, wie er es lange nicht in Händen gehabt — aber daran war ja nicht zu denken. Alle Morgen

machte ein Knecht die Thür des Verließes ein wenig auf, schob ein Stück neuen Brodes und einen Krug Wasser hinein und schlug die Thür wieder zu, ohne nur ein Wort zu reden. Langsam, endlos schlichen die Tage. Der Rücken heilte, aber das Weh im Herzen blieb. Wie oft lag nicht damals der arme Bursche auf den Knieen und flehte zum Himmel, daß er sein Mütterchen gesund wiederfinden möchte, wie viele guten Vorsätze faßte er nicht — umsonst, umsonst.

Endlich war er frei. Es war eine Meile Wegs fast bis zu seinem Dorf, aber er war so schnell dort, als ob er auf einem edlen Pferde gesessen hätte. In rasender Hast, in entsetzlicher Herzensangst eilt er zu seiner Hütte. Die Thür ist verschlossen. Er bricht sie auf — die kleine Stube ist leer, leer ist auch das armselige Lager, auf dem er seine Mutter an jenem unseligen Morgen gebettet hatte.

Da kommt einer der Nachbarn, der ihn wohl hat kommen sehen, hereingehumpelt. „Armer Junge," sagt er, „Du kommst zu spät. Drei Tage, nachdem Du drüben abgefaßt worden warst, haben wir sie eingescharrt. Der Gram hat ihr das Herz gebrochen — vielleicht auch der Hunger," fügte er leiser hinzu. „Laß es gut sein, mein Junge, ihr ist wohl."

Der Bursche brach damals ohnmächtig an der leeren Bettstelle der Todten zusammen — als er aber wieder zu sich kam, da war ein Mann aus ihm geworden, der nur noch hassen und sich seines Hasses freuen konnte, ein Mann, der Rache und Krieg bis auf's Blut allen Reichen,

vor Allem aber dem Manne schwur, der ihm die Mutter getödtet hatte, ihm und seinem ganzen Geschlecht!"

Ducord richtete sich hoch auf. „Der Bursche, Madeleine, war ich — jener Mann aber hieß Armand Graf Chadreux! —

Ich brauche Dir kaum noch zu sagen, wie Alles weiter kam," fuhr er dann ruhiger fort. „Ich entlief der Scholle, ich ging nach Paris. Das dunkle Gefühl, daß ich vor Allem Geld erwerben müsse, um mich rächen zu können, lebte in mir — über das Wie? und Wann? meiner Rache freilich kam ich erst viel später zur Klarheit. Ich arbeitete wie ein Pferd, ich lebte wie ein Hund, ich trug Livres auf Livres zusammen, jedes Mittel, meine kleine Habe zu vermehren, war mir recht. Und das Schicksal selbst schien mir wohl zu wollen: ich wurde einer der Wenigen, die aus den tollen Unternehmungen Law's ein kleines Vermögen gewannen, aus dem Arbeiter wurde ein Kaufmann. Ich lieh mein Geld nur zu den höchsten Zinsen aus, ich war unermüdlich und unerbittlich, wenn es galt, ein Darlehn wieder einzutreiben; so wuchs mein Besitz, und allmählig, ich leugne es nicht, kam auch die Freude an ihm selbst. Dann verheirathete ich mich, Du wurdest mir geboren, ich wollte Dich reich und glücklich sehen; Reichthum jedoch, mein Kind, glaube es mir, ist das sicherste Fundament des Glückes. Aber auch meine Rache schlief nicht, ich verlor die Familie Chadreux nicht aus den Augen, und als ich endlich das erste Schulddokument auf den Grafen in meinen Händen hatte, da wußte ich: er kann Dir nicht mehr entgehen. Und so soll es kommen,

noch wenige Tage und ich werde als Herr auf demselben Schloßhof stehen, auf dem der stolze Graf das Flehen des armen Bauernjungen einst mit einem Fußtritt abfertigte. Dann will ich ruhig und zufrieden meine Tage beschließen, dann erst ist die Aufgabe meines Lebens erfüllt." Er legte leise seine Hand auf die dichten Flechten seines Kindes und schloß: „Verstehst Du mich nun besser, mein Liebling? Wirst Du immer noch Deinen Vater einen verachtungswerthen Wucherer nennen?"

Madeleine hatte, das Gesicht in beide Hände verborgen, der Erzählung gelauscht, als sie jetzt aufsah, rannen schwere Thränen über ihre blassen Wangen. „Deine Geschichte ist sehr, sehr traurig, mein Vater," sagte sie leise und zog seine Rechte in ihre Hände. „Ja, ich verstehe Dich nun besser, ich kann mit Dir fühlen und ich will die arme Großmutter alltäglich in mein Gebet einschließen. Aber, mein Vater," fuhr sie zögernd fort, „ich kann — verzeihe mir, daß ich in dieser ernsten Stunde ganz offen zu Dir rede — Deinen Haß nicht theilen und, was Du Deine Rache nennst, nicht gutheißen: Mein ist die Rache, spricht der Herr! Wir armen sündigen Menschenkinder aber sollen vergeben lernen! Und endlich, mein Vater, an wem rächst Du Dich? Graf Armand ist todt, was haben seine Kinder Dir gethan, daß Du Deinen Haß auch auf sie überträgst?"

Die Zornader auf der Stirne des Alten schwoll auf's Neue. „Die Brut ist nicht besser als der Geier!" rief er heftig. „Ich hasse sie Alle, diese stolzen Männer und Frauen, die verachtend auf uns herabsehen. Wie oft habe ich mich vor ihnen demüthigen, mich winden und

beugen müssen, jetzt sollen sie auch meine Macht kennen lernen: die Macht, der die Zukunft gehört, die Macht des Goldes."

„Armer Vater, wie irrst Du doch! Ich wollte wohl, Du kenntest Louison und Leon Chadreux besser, dann würdest Du wissen, daß sie jedes andere Glück höher stellen, als den Reichthum."

Ducord lachte höhnisch auf. „Lehre Du mich Welt und Menschen kennen!" stieß er hervor. „Sie beugen sich Alle vor dem Gold, Alle, wie sie sich auch sträuben. Und jene Sippschaft, das laß Dir gesagt sein, thut es den Anderen noch voran. Ha, ich durchschaue jetzt ihren ganzen feinen Plan. Das könnte ihnen wohl gefallen, die Tochter des reichen Ducord fortzukapern, das wäre ein Goldfisch für diese herabgekommene Gesellschaft! In solcher Lage, wie die, in der Chadreux sich befindet, blickt auch ein Gräflein über die bürgerliche Canaille hinweg und denkt nur an die Goldstücke des Alten. Eine lang abgekartete Geschichte ist's, es fällt wie Schuppen von meinen Augen: der edle Ritter im Kloster, die Freundschaft der holden Schwester, das Scharwenzeln und Karessiren! Und Du, Thörin, nimmst natürlich Alles für baare Münze, was eitel Schaumgold ist; das glitzernde Vogelhaus mit dem gräflichen Wappen darauf ist Dir wohl gar zu verlockend vorgekommen?"

Den ersten Wuthausbrüchen des Vaters hatte Madeleine eine stolze Ruhe entgegensetzen können, als er ihr dann die traurige Geschichte seiner Jugend erzählte, war sie tief ergriffen worden und hatte ihm im Herzen manchen bit-

teren Gedanken, der in ihr während der vergangenen Wochen emporgestiegen war, innig abgebeten. Aber sie hatte nicht geglaubt, daß er in Jahre langem Haß so verbittert war, wie seine letzten, heftigen Worte es ihr zeigten. Vor seinem Spott brach sie zusammen. Schluchzend sank sie auf ihren Sessel zurück, sie hatte keine Erwiederung für den verletzenden Hohn, der das Heiligste in ihrer jugendlichen Seele traf. Aber wunderbar, gerade weil der Vater schonungslos eine tiefe Wunde in ihr Herz riß, fühlte sie jetzt zum ersten Male, daß in diesem Herzen, ihr selbst unbewußt, eine neue Gewalt erstanden war; zum ersten Male, voll Glück und Weh zugleich, empfand sie, daß sie liebte. Und an dem festen Panzer dieser Liebe prallte aller Hohn und aller Spott ab, edler nur, reiner und verklärter erschien ihr die Gestalt Leon's! Was sollte, was brauchte sie ihn vor dem Vater zu vertheidigen! Hatte Leon ihr je nur ein Wort von Liebe gesprochen? — Sie wußte es nur zu gut, daß dem nicht so war. Und er sollte niemals erfahren, daß Madeleine Ducord in stiller Zuneigung an ihm hing, daß sie ihn bewunderte und verehrte, er durfte nie erfahren, daß sie ihn liebte! Sie fühlte ja, daß diese Liebe hoffnungslos sei — nie wollte sie ihn wiedersehen — nie, niemals!

Ducord stand seiner Tochter lange schweigend gegenüber. Er mochte ihre Thränen lediglich für die Wirkung seiner Worte ansehen und wollte ihr Zeit lassen, die volle Wahrheit derselben ganz in sich aufzunehmen; es war nicht anders, er hatte ja augenscheinlich den Kernpunkt der ganzen Angelegenheit getroffen. Zudem, er war tief erregt,

die Vorwürfe der Tochter hatten denn doch eine lange nicht erklungene Saite seines Inneren getroffen, die Erzählung seiner Jugend hatte ihn wirklich ergriffen — war es doch seit vielen, vielen Jahren das erste Mal gewesen, daß er von jener leidvollen Zeit sprach. Ja, mehr als das, jene Zeit hatte sich selbst in seiner Erinnerung verwischt, es war nur das dumpfe Gefühl erlittenen bitteren Unrechts geblieben. Wenn ihm einst der Besitz nur Mittel zum Zweck hatte werden sollen, jetzt war er ihm längst Selbstzweck geworden, und erst der heutige Tag hatte die alten, fast verharschten Wunden wieder aufgerissen und zugleich auch den alten Haß neu entflammt. Fast wie eine Fügung erschien es ihm jetzt, daß er noch rechtzeitig hatte eingreifen, der Familie Chadreux auch die letzte Hoffnung hatte nehmen können.

Zugleich aber sprach in dem seltsamen Manne doch auch das Vaterherz für Madeleine. Er bereute kein Wort von dem, was er gesagt hatte, und fühlte doch den Schmerz, den er der Tochter zufügte, als ob er das eigene Herz getroffen hätte. „Es war eine herbe Medicin," sagte er sich, „aber die bitteren Arzneien sind ja stets die wirksamsten; im Grunde genommen wird die Geschichte ja nur eine Liebelei gewesen sein, die Madeleine bald überwindet."

Und er streichelte ihr zärtlich die glühenden Wangen. „Sei gut, mein Herzchen! Ich bin ja nicht mehr böse! Du mußt mir ja selbst Recht geben und Dir die dummen Sachen aus Deinem lieben Köpfchen schlagen. Aber nicht wahr, Kind, Du wirst den Grafen nicht mehr sehen?"

Sie schüttelte traurig den Kopf: „Nie — niemals!" Und wieder brach sie in krampfhaftes Schluchzen aus.

„Du bist mein gutes, liebes Kind," meinte er begütigend. „Nicht lange, und Du hast den kurzen Schmerz überwunden. Laß uns nur erst auf dem Lande sein, im grünen Laubwald, dann werden Dir schon wieder heitere, fröhliche Gedanken kommen. Wir gehen auf unser Schloß —"

Sie schauerte zusammen. „O mein Gott, mein Gott!" stöhnte sie schmerzlich. „Auf unser Schloß!"

Ducord zuckte mißgestimmt die Achseln, er sah wohl, daß er mit seinen Beruhigungsversuchen vorläufig nur neue Mißgriffe machen würde. „Weine Dich aus, Kleine, und dann sei verständig," sagte er kürzer, als vorhin. „Mach' mir den Kopf nicht warm, es geht mir so wie so fast wie ein Mühlrad darin herum". Damit küßte er sie noch einmal auf die Stirn und verließ das Zimmer.

Madeleine war allein. Allein? Nein, nicht allein! Ihre Liebe, ihr Glück und ihr Kummer waren bei ihr und verließen sie nicht. Liebe und Leid füllen jedes Menschenherz aus — Liebe und Leid tragen es himmelwärts.

Vierzehntes Kapitel.

Auge in Auge.

„Die Zeit ist schnell, noch schneller ist das Schicksal."

Körner, Zriny.

Der Wirth des „rothen Kaninchens" hatte eine recht schwere Stunde gehabt. Am Dienstag Abend, gerade zwei Tage nach dem Aerger mit dem entlaufenen Rekruten, der

wie absichtlich sein Haus ausgesucht hatte, um sich wieder fangen zu lassen, hielt eine Portechaise vor der Thür des „Kaninchens“; ein wohlbeleibter, ansehnlich aussehender Herr stieg behäbig und langsam aus und bat Frau Lepron, ihn zu ihrem Manne zu führen, er habe eine wichtige Angelegenheit unter vier Augen mit ihm abzumachen. Die Frau legte ihren Strickstrumpf schleunigst bei Seite, öffnete die Thür zu dem kleinem Privatzimmer, bat Platz zu nehmen und rief ihren Mann, der auch nicht lange auf sich warten ließ; er hatte eine feine Witterung, daß es etwas Außergewöhnliches zu verdienen geben würde.

„Mein lieber Herr Lepron,“ begann der Fremde in vortrefflichem Französisch, aus dem aber doch ein leiser ausländischer Accent hindurch klang, „man hat Sie mir als einen Mann gerühmt, der zu schweigen versteht.“

Lepron machte eine tiefe Verbeugung.

„Ich komme vertrauensvoll in einer sehr schwierigen Angelegenheit zu Ihnen, welche unbedingte Verschwiegenheit erfordert.“

„Ich bin stumm wie das Grab, und meine Leonie,“ Lepron deutete nach vorn, „ist noch weit diskreter, als ich.“

„Sie hören mir wohl an, daß ich ein Engländer bin. Sie theilen aber gewiß nicht das Vorurtheil eines Bruchtheils Ihrer Nation gegen die meine — ein Vorurtheil, das nur von dem letzten, nun ja glücklich beendeten Kriege herstammt. Was können wir Beide dafür, daß unsere Könige mit einander Krieg führten?“

„Wahrhaftig, was können wir Beide dafür,“ wiederholte der Wirth. Er hatte deutlich gehört, wie der Fremde

mit der Rechten in der Tasche seines hechtgrauen Mantels klimperte. Es klang nach Gold, und Goldklang besaß für Herrn Lepron stets einen eigenen Reiz. „Ja, mein Herr, Sie sprechen durchaus nur meine eigene Meinung aus. Der Streit unserer Könige geht uns gar nichts an, und ich für mein Theil habe jenen Krieg immer verdammt. Ich liebe und schätze die Engländer, dies hochherzige Volk!" setzte er mit einer dritten, noch tieferen Verbeugung pathetisch hinzu.

„Sehr verbunden, verehrter Herr. Aber erlauben Sie mir, zur Sache zu kommen. In den letzten Monaten jenes unseligen Krieges wurde einer meiner Freunde, ein höherer Offizier unserer Armee, bei einem Vorpostenüberfall gefangen genommen. Er erkrankte infolge einer Kopfwunde damals heftig und schlug in einem Wuthanfall einen seiner Wächter nieder. Während nun nach dem Friedensschluß die übrigen Gefangenen ausgeliefert wurden, behielt man ihn zurück und machte ihm, jener in der Krankheit begangenen Tödtung halber, den Prozeß. Die Sache schleppte sich hin, ich selbst konnte nur mit Mühe den scheußlichen Kerker entdecken, in den man meinen armen Freund widerrechtlich gefangen hielt, und mit noch größerer Mühe gelang es mir, ihn jetzt endlich frei zu machen. Er gewann nämlich jenen Prozeß, Sie verstehen mich jedenfalls —" Der Fremde machte eine kleine Kunstpause und füllte sie geschickt durch die bekannte Musik in seiner rechten Paletottasche aus.

Lepron machte sein pfiffigstes Gesicht und that doch zugleich, als ob er jedes Wort des offenbaren Märchens

glaubte. „Er gewann seinen Prozeß, natürlich! O ich verstehe den Herrn Lord vollkommen."

Der „Herr Lord" unterdrückte ein leises Lächeln. „Mein Freund, Mister Muspry, ist aber leider durch den langen Aufenthalt in den feuchten Kellern von Fort Breteuilles sehr angegriffen, seine Gesundheit hat schweren Schaden erlitten, ich halte ihn augenblicklich nicht für transportfähig. Vor Allem muß jede Aufregung vermieden werden; Sie wissen aber, wie leicht ein englischer Offizier, besonders wenn er wie Mister Muspry etwas auffallende Manieren hat, den Beleidigungen des Pariser Pöbels ausgesetzt ist. Wir haben daher Umschau nach einem sehr ruhigen, versteckten Quartier gehalten, und man hat uns das ‚rothe Kaninchen' genannt. Ich bemerke nur noch im Voraus, daß es mir oder vielmehr Mister Muspry auf den Geldpunkt gar nicht ankommt, daß wir Sie vielmehr sehr freigebig bezahlen werden, wenn Sie ihm ein Zimmer überlassen können, in dem er der völligsten Abgeschiedenheit vor aller Welt sicher ist."

„Sie hätten in der That gar keine bessere Wahl treffen können, mein Herr," beeilte sich der Wirth zu versichern. „Ich gewährleiste Ihrem Herrn Freunde die unbedingteste Ungestörtheit, ich und meine Leonie werden ihn auf Händen tragen, der Arme soll in unserem Hause all' das Ungemach vergessen, das er in Frankreich erduldet hat. Wir sind das ja schon der Ehre der Nation schuldig," setzte er stolz hinzu.

Der Engländer schien wenig Verständniß für die Phrasen des Wirthes, aber desto mehr Interesse für seinen Freund

zu haben. „Nachdem wir also soweit einig geworden sind, möchte ich das Zimmer für Mister Muspry selbst auswählen. Ist es Ihnen gefällig, mir die verfügbaren Räume zu zeigen, Herr Lepron?"

„Ich und mein ganzes Haus stehen zu den Diensten des Herrn Lord. Ich bitte, mir zu folgen."

Der Wirth nahm einige Schlüssel, und Beide schritten über den engen, schmutzigen Hof nach dem Hinterflügel. Lepron öffnete einige Thüren, überall jedoch hatte der Engländer etwas an den Zimmern auszusetzen, bald war ihm der Raum zu klein, bald zu dunkel und bald zu feucht. Als dann der Besitzer des „rothen Kaninchens" aber eine Thür übersprang, fragte Jener: „Warum öffnen Sie hier nicht?"

„Ich beherberge in diesem Zimmer einen armen Kranken. Ich würde es gern zur Verfügung stellen, aber die Barmherzigkeit verbietet mir —"

„Schon gut — also zeigen Sie mir die nächste Nummer." Lepron schloß auf. „Hm! Nicht übel. Hier ist wenigstens Licht und Sonne, das Zimmer scheint mir am geeignetsten, auch die Einrichtung gefällt mir. Was ist denn das für ein großer Schrank dort?"

„Er verdeckt die Thür zu der anstoßenden Nummer, dem Zimmer des kranken Herrn, von dem ich mir erlaubte, Ihnen zu berichten."

„Schön. Ich miethe also dies Zimmer — Numero 24, nicht wahr? — und werde meinen Freund noch heute Abend nach Ihrem vortrefflichen Hotel bringen. Hier haben Sie einstweilen zehn Louisd'or als Angeld."

„Wir werden es uns zur Ehre schätzen." Lepron zitterte förmlich, als er die zehn Goldstücke in seine Tasche gleiten ließ. Das übertraf selbst seine hochgespanntesten Erwartungen — eine wahre Goldquelle schien sich ihm ja zu eröffnen.

Mit den devotesten Verbeugungen begleitete er den „Herrn Lord" bis zur Hausthüre, dann aber setzte er sich zu seiner Leonie an den Schanktisch, und Beide tauschten ihre Vermuthungen aus, ob der erwartete Fremde ein englischer Spion, ein wegen Duells verfolgter Edelmann oder gar ein Falschmünzer sei. Bei der Erwähnung der letzteren Möglichkeit fuhr Lepron denn doch erschrocken in die Hosentasche und unterzog die Goldstücke einer genauen Prüfung. Gottlob, sie waren unzweifelhaft echt — nun konnte ihm das Uebrige ja gleichgiltig sein.

In der Abenddämmerung hielten wiederum zwei verschlossene, dicht verhängte Portechaisen vor der Pforte des „rothen Kaninchens". Der Wirth lag schon auf der Lauer und half den aussteigenden Herren mit eigener Hand. Es war der Engländer von heute Vormittag und ein gebeugt einherschreitender Mann von anscheinend höheren Jahren, der den Kragen seines Mantels so weit herauf- und die Krempe des breitrandigen Hutes so tief herabgeschlagen hatte, daß der neugierige Lepron nur zwei dunkle, blitzende Augen und einen Streifen Gesicht von fast gelber Färbung erblicken konnte. Die Portechaisenträger gaben noch einen mäßig großen Fellsack ab und trollten sich dann.

Die Herren begrüßten den sich immer auf's Neue verbeugenden Wirth nur mit einem flüchtigen Kopfnicken.

Schweigend schritten sie über den Hof, dann entließ der „Herr Lord" den Hausbesitzer. „Mein Freund bedarf der Ruhe. Morgen werde ich das Weitere mit Ihnen verhandeln," sagte er kurz.

Als die Zimmerthür hinter den Beiden in's Schloß gefallen war, richtete sich der Kranke hoch auf und warf Hut und Mantel ab — es war niemand Anderes, als Chatanaya Matreyi. Der Priester schöpfte tief Athem. „So weit wären wir also. Sie scheinen Alles gut eingefädelt zu haben. Ich danke Ihnen, Mister Smith," sagte er mit gedämpfter Stimme. „Hinter jenem Schrank dort —"

„Liegt das Zimmer des Mannes, den Sie suchen, Sir. Ich habe mich der Thatsache genau versichert."

Das Auge des Priesters heftete sich mit durchdringender Gewalt auf die verdeckte Thür. „Jetzt soll er mir nicht entgehen! Heil Dir, großer Wischnu!" stieß er triumphirend zwischen den Zähnen hervor. „Helfen Sie mir, den Schrank leise bei Seite schieben, dann kehren Sie, bitte, nach dem Hotel zurück und sorgen Sie, daß man mich nicht vermißt," wandte er sich flüsternd wieder an seinen Begleiter. „Sie fragen bis auf Weiteres täglich zweimal, Vormittags und Abends, hier vor und ordnen Alles mit dem Wirth."

Der Schrank stand auf Rollen, die Arbeit war leicht gethan. „Noch Eines, Mister Smith," fuhr Chatanaya leise fort. „Es ist wahrscheinlich, daß in diesen Tagen, während ich hier beschäftigt bin, ein Kaufherr aus Bombay, Rohini mit Namen, in unserem Hotel eintrifft. In diesem Fall bitte ich um sofortige Benachrichtigung."

Mr. Smith verbeugte sich und ging.

Es war tiefe Stille im Zimmer. Nur ab und zu drang aus dem Nebenraum ein schmerzliches Stöhnen herüber. „Der Dolch hat doch seine Schuldigkeit gethan," lachte der Waischnava bitter. „Er wäre dem Tode verfallen — auch ohne mich." Dann stand er lange in der Mitte des kleinen Raumes mit über der Brust gekreuzten Armen und starrte unverwandt auf die Thür, die ihn von seinem Todfeinde trennte.

Wohl eine Stunde hatte Chatanaya Matreyi fast regungslos jedem Geräusch aus dem Zimmer des Marquis gelauscht. Robilant war kein ganz ruhiger Nachbar. Seine Wunde mochte ihm große Schmerzen bereiten, Ungeduld und Langeweile peinigten ihn zudem auch. Stöhnen und Fluchen wechselte ab, bisweilen hörte man das Klirren eines Glases oder einige wenige Schritte, von dem Aufstampfen der Krücke begleitet. Endlich wurde es stiller, und schließlich drangen die regelmäßigen tiefen Athemzüge eines Schlafenden herüber.

Der Waischnava lächelte. Jetzt war seine Zeit gekommen. Geräuschlos schloß er den mitgebrachten Fellsack auf, entnahm ihm einen ganz feinen, spitzen Stahlbohrer und ein Oelfläschchen und schlich zur Thür. Langsam und bedächtig begann er dann an verschiedenen Stellen und in verschiedenen Richtungen die Holzfüllungen zu durchbohren, mit äußerster Sorgfalt ölte er dabei das Instrument immer von Neuem ein, um jedes Geräusch zu vermeiden. Bald konnte er durch die haarfeinen Löcher das ganze Nebenzimmer überblicken. Robilant saß vor dem Kamin in

seinem Lehnstuhl und war entschlummert. Wieder glitt das unheimliche Lächeln über die scharfgeschnittenen Züge des Indiers. Ja, der vergiftete Dolch hatte wirklich seine Schuldigkeit gethan, der Mann dort schien nur noch eine lebendige Leiche, seine Wangen waren mumienhaft eingetrocknet, die scharfbegrenzten dunkelrothen Flecken auf dem blaßgelblichen Gesicht verriethen die Spuren einer weitvorgeschrittenen unheimlichen Krankheit.

Das Feuer in dem Kamin war herabgebrannt, der Marquis regte sich plötzlich, ein heftiges Fieberfrösteln durchschüttelte seinen ganzen Körper. „Diese Kälte!" stöhnte er und fachte, aus dem Schlaf emporschreckend, die glimmenden Holzscheite zu neuer Gluth an.

„Wo nur der Hund, der Beauviller, bleibt? Wer weiß, welche Weinkanne den liederlichen Burschen wieder fesselt," fluchte er halblaut vor sich hin. „Seit der Kerl Geld hat, vergißt er mich ganz, ich glaube wahrhaftig, er wartet auf meinen Tod. An meinen Stiefeln hängt seine ganze Freundschaft!"

Robilant lachte laut über seinen eigenen Witz. Er rückte dicht, ganz dicht an die funkensprühende Gluth und goß hastig einige Gläser Wein hinunter. Eine ganze Batterie dickbauchiger leerer Flaschen stand unmittelbar an seinem Lehnstuhl, er konnte selbst jetzt die alte Leidenschaft nicht lassen. Und wirklich schien das starke Getränk und die strahlende Wärme des Kamins ihn neu zu beleben. Nun riß er plötzlich, Chatanaya dachte nicht anders, als daß er toll geworden sei, die Schuhe von den Füßen, hantirte an ihnen herum und dann — dann leuchteten sonnen-

gleich glitzernd und funkelnd in seinen Händen zwei Steine auf. „Holla! Hopp!“ rief er und schleuderte sie abwechselnd in die Luft, gleich einem Kinde mit ihnen wie mit bunten Glaskugeln spielend.

Chatanaya Matreyi war auf die Kniee gesunken, der große Waischnava hatte die strahlenden Augen des Gotterbarmers, die Augen Wischnu's von Seringham wiedergesehen!

— — — — — — — — — — — — —

Am nächsten Tage erhielt Leon Chadreux durch Mister Smith ein kurzes Billet des Indiers. „Er ist es,“ schrieb der Priester. „Wie danke ich Dir, Freund, er kann mir nicht mehr entgehen. Ich habe ihn nicht nur wiedergesehen, ich kenne auch bereits den Versteck, in dem er das meiner Seele Heiligste verbirgt. Alles geht gut — eine kurze Frist noch, dann muß die Entscheidung fallen.“

Sie fiel in der That, aber auf ganz andere Weise, als Chatanaya Matreyi sich selbst gedacht haben mochte.

Der körperliche Zustand Robilant's verschlechterte sich in den nächsten Tagen wesentlich, und da Beauviller sich nicht sehen ließ, steigerte sich auch sein Mißmuth und sein Mißtrauen gegen den alten Genossen auf's Höchste. Er nahm fast gar keine Speise mehr zu sich, trank dafür aber zum Uebermaß. Wiederholt hatte der Priester die fürchterlichen Krämpfe beobachtet, in denen sich augenscheinlich die letzten Kräfte des Marquis verzehrten, wiederholt war er im Begriff gewesen, während einer dieser entsetzlichen Anfälle in das Nebenzimmer zu dringen, um sich des geraubten Heiligthums zu bemächtigen. Schon hatte

er das Schloß der Verbindungsthür gelockert, aber er nahm immer wieder Abstand von der Ausführung: auch Beauviller war ja seiner Rache verfallen — er durfte ihm nicht entgehen.

Am dritten Tage gegen Abend sprach der alte Landsknecht endlich vor. Robilant empfing ihn mit den bittersten Vorwürfen. Er zieh ihn der größten Undankbarkeit, und je ruhiger Jener anscheinend die herbsten, rücksichtslosesten Worte hinnahm, desto mehr stieg seine Gereiztheit.

„Es scheint, Du willst mich heute nicht anhören," meinte Beauviller endlich achselzuckend. „Es ist das doppelt schlimm für uns Beide, denn ich habe Ducord hierher bestellt und wollte, ehe er kommt, in Güte eine geschäftliche Angelegenheit mit Dir besprechen, die unbedingt vorher erledigt werden muß."

„Eine geschäftliche Angelegenheit?" höhnte der Marquis. „Das heißt mit anderem Wort, Du willst wieder einen der Sapphire haben, die Du gleich heftig wie Ducord liebst, he? Weiß der Teufel, wo Du Dein Geld läßt, während ich allein und einsam in dieser erbärmlichen Marterbude sitzen muß. Betrügen und bestehlen wollt Ihr mich, Du wie der alte Wucherer. Glaubt nur nicht, daß ich mich über Euch täusche."

„Was Du da wieder redest, Louis. Es ist eine sehr ernste Sache, die ich mit Dir besprechen muß, so ungern ich es thue, weil ich Dein Mißtrauen kenne."

„Habe ich denn nicht allen Grund, mißtrauisch zu sein! Aber laß hören, ich will den Kelch bis zur Neige leeren."

„Mein armer Freund," begann Jener, „Du kannst Dir

nicht verhehlen, daß es mit Deiner Gesundheit recht schlecht steht. Wahrhaftig, es fällt mir schwer, Dir davon zu reden, aber es muß sein. Du bist ja doch Manns genug, um auch vor dem Schlimmsten nicht zurückzuschrecken."

Der Marquis schoß einen Blick voll Gift und Galle auf seinen Gefährten hinüber. „Ich bin mir über Deine guten Wünsche hinlänglich klar," lachte er bitter, „aber ich gedenke Dich wahrlich noch um einige Jahrzehnte zu überleben."

„Ich will es hoffen, mein verehrter Marquis. Aber man muß auf das Schlimmste gefaßt sein, das Gute ist, wenn es eintrifft, dann desto willkommener. Wir sind nun Beide die gemeinsamen Besitzer unseres Schatzes, so ist es damals, als Du mich zu Seringham zu dem Geschäft überredetest, ausgemacht worden. Du aber hast die Edelsteine bisher allein in Verwahrung gehabt, und Alles, was ich über meinen Antheil besitze, ist ein von Dir ausgestellter Schein — ein Schein, der wahrhaftig in unserer Lage nicht viel mehr, als ein Blatt Papier ist. So lange Du nun leidlich gesund warst, habe ich trotzdem keine Besorgnisse geäußert, aber jetzt, verzeihe, halte ich es für unumgänglich nothwendig, daß ich mich sicher stelle. Mir sind in der letzten Zeit alle möglichen trüben Gedanken aufgetaucht, und zwar nicht nur Deiner Krankheit wegen. Ich habe oft das dunkle Gefühl, daß sich ein Unwetter über unserem Haupte zusammenzieht. Chadreux, das weißt Du, ist in Paris, und wir haben von ihm, wenn ein unglücklicher Zufall ihn uns entdecken läßt, keine besonderen Liebesdienste zu erwarten. Auch dies Haus hier scheint mir nicht mehr sicher, der Wirth ist ein Galgenvogel —

kurz und gut, ich halte es für besser, Du übergibst mir die Steine, ich werde sie für die kurze Zeit, bis der Verkauf perfekt wird, schon zu schützen wissen."

Robilant lachte höhnisch. „Also darauf wolltest Du hinaus, das war der langen Rede kurzer Sinn? Bei lebendigem Leibe möchtest Du mich beerben? Du mußt mich doch für einen argen Narren halten, daß Du es wagst, mir ein solches Anerbieten zu machen; aber Du wirst Dich täuschen: eher will ich elend umkommen, als Dir die Steine übergeben, damit Du alter Narr im nächsten Wirthshaus damit prahlst und uns eine Hetze auf den Hals ziehst, die uns verderben muß. Ein= für allemal, schlage Dir solche Albernheiten aus dem Sinn."

Beauviller hatte den Marquis ruhig austoben lassen. „Ich muß trotz Allem, was Du sagst, auf meinem Begehren bestehen," meinte er endlich mit kalter Ruhe. „Wenn Du eine Spur von verständiger Ueberlegung übrig hast, wirst Du nicht umhin können, mir selbst Recht zu geben."

„Auf wessen Seite war denn überhaupt je die verständige Ueberlegung? He? Bei allen Schrecken der Hölle, ich schwöre Dir, ich lasse die Juwelen nicht von mir." Robilant schlug dabei mit der Faust auf den Tisch, daß die Gläser klirrten.

Beauviller nagte mit den Zähnen ungeduldig an der Unterlippe, aber er bezwang sich noch immer. „So will ich Dir denn einen letzten Vorschlag machen, Louis — den letzten!" betonte er scharf. „Du gibst mir sofort den einen der Diamanten, den anderen magst Du vorläufig in Deinem Verwahrsam behalten."

„Vorläufig! Ei, sieh doch einmal, Du bist ja wirklich sehr gütig. Und nun höre auch mein letztes Wort auf Deinen allerletzten Vorschlag: ich will die Steine lieber heute noch in die Seine werfen, wo sie am tiefsten ist, als Dir auch nur noch einen Sapphir geben, geschweige denn einen der Diamanten! Genug davon, ich mag nichts mehr von der Sache wissen."

Die Zornesader auf der Stirn Beauviller's schwoll mächtig an. „Reize mich nicht, Robilant, Du pochst allzusehr darauf, daß ich mir viel von Dir gefallen lasse, aber Alles hat seine Grenze. Ich will mein Recht, und wenn Du es mir nicht gutwillig gibst, werde ich es mir nehmen."

„Nehmen?" Der Marquis lachte höhnisch auf. „Du meinst, mit dem kranken, elenden Robilant braucht man nicht viel Umstände zu machen. Daß Du Dich nur nicht irrst, mein Theurer! Es ist wahrlich reizend — der reine Raub."

„Und wenn es Raub wäre, von wem hätte ich denn gelernt, ihn in meinem Katechismus aufzunehmen, als von Dir! Du warst ein trefflicher Lehrmeister."

„Und Du ein noch besserer Schüler. Ich will Dir das Zeugniß nicht vorenthalten."

Beauviller sprang ungeduldig auf und durchmaß das Zimmer einige Male mit dröhnenden Schritten. „Wozu das Geschwätz!" rief er endlich, vor dem Sessel des Marquis stehen bleibend. „Den Stein her — oder —"

„Oder —" Robilant kam nicht weiter mit seiner Entgegnung. Beauviller warf sich plötzlich mit der ganzen

Wucht seines massigen Körpers über ihn und drückte ihn gewaltsam auf den Sessel nieder, indem er sich gleichzeitig herabbeugte, um Jenem die Schuhe von den Füßen zu reißen. Es gelang ihm auch, der Marquis schien im ersten Augenblick von dem überraschenden Angriff wie gelähmt. Aber er gewann doch sofort seine Geistesgegenwart wieder. Mit einer katzenartigen Gewandtheit, die an vergangene bessere Tage erinnerte, machte er seine rechte Hand frei und riß von dem neben ihm stehenden Tisch ein kurzes Stilet herab. Ehe Beauviller, der ihn nur mit der Linken festhielt, während er mit der anderen noch an den Füßen herumzerrte, seine Absicht merkte, hob er die Rechte zum Stoß — nur einen Zoll weit war der Dolch von der Brust des Genossen entfernt — — da entfiel die Waffe plötzlich seiner Hand und rollte klirrend zu Boden, der Körper Robilant's bäumte sich hoch auf, seine Augen traten aus den Höhlen ... mit einem wilden Aufschrei des Entsetzens fiel er zuckend zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Der Schatten der Vergangenheit.

Novelle

von

E. Merk.

1.

(Nachdruck verboten.)

In einem Garten, dicht am Rhein, saßen zwei Frauen: Mutter und Tochter. Es war buntes Blühen um sie her; das grelle Gelb des Goldregens, das zarte Blau rankender Glycinen, der blasse Purpur des Rothdorns und das Violett des spät ausgeschlagenen Flieders vereinten sich zu einem Farbenspiel, wie nur die Natur es hervorbringt; und durch die Luft zog jener süße Wohlgeruch, der den Maitagen noch in der Erinnerung ihren unvergleichlichen Reiz verleiht.

Frau Therese Link hob die Augen von der Zeitung, in welcher sie gelesen hatte.

„Die Luftschifffahrt macht wirklich bedeutende Fortschritte," sagte sie. „Ich bin neugierig, ob wir es noch erleben, daß man fliegen kann."

Ihre Tochter hatte seit geraumer Zeit die Handarbeit in den Schoß sinken lassen und einem der großen Dampfer nachgeblickt, der vor ihnen rheinabwärts vorüberrauschte. Sie wendete nun rasch das junge Gesicht der Mutter zu und rief mit einem komischen Seufzer: „Ach, Mutter,

wir Beide flögen ja doch nicht mit! Wir würden dem Luftballon nachschauen, wie den Schiffen und den Bahnzügen da drüben, und in unserem stillen Garten sitzen bleiben, nach wie vor."

So lustig die Worte gesagt waren, die Mutter konnte aus ihnen eine leise Unzufriedenheit, eine Klage heraushören, und ein angstvoller Ausdruck kam über ihr bleiches Gesicht, in dessen feine Züge bitteres Leid seine Spuren eingegraben hatte.

„Gefällt es Dir nicht mehr in unserem schönen, lieben Garten?" frug sie. „O, glaube doch nicht, Elwine, daß die Menschen glücklicher sind, die Du auf den Schiffen oder in den Bahnzügen durch die Welt hasten siehst! Ja, wenn man fliegen könnte, das wäre etwas Anderes! Dann käme man doch in eine reinere Luft, wohin kein Erdenschmutz und kein Erdenweh dringen kann. Die Wege aber, die bis jetzt offen stehen, führen immer nur in dieselbe Alltagswelt, dieselbe Alltagsmisère! Wer ein friedliches Heim in schöner Natur besitzt, wo er sich geborgen weiß vor allem Menschenelend, der ist beneidenswerth und frevelt, wenn er über dasselbe hinausstreben will!"

Das Mädchen hatte, während sie die Stickerei zusammenfaltete, mit einem etwas ungläubigen Lächeln zugehört; die Jugend pflegt ja stets an den pessimistischen Erfahrungen Aelterer zu zweifeln.

Nun sprang sie auf, schlang der Mutter die Arme um den Hals und legte ihre blühende Wange an das blasse Frauenantlitz: „So mach' doch keine so ernsten Augen," bat sie. „Ich will ja nicht fort: will weder fahren noch

reiten, noch schwimmen, noch reisen, noch fliegen! Nur sticken mag ich nicht mehr, das ist langweilig. Sonst aber bin ich lustig, heute und immer."

„Geh', Du muthwilliges Ding!" sagte die Mutter abwehrend und löste die schlanken Arme von ihrem Nacken; aber sie lächelte begütigt der kleinen Schmeichlerin zu, und ein Blick leidenschaftlicher Zärtlichkeit folgte dem Mädchen, als es nun durch den Garten schritt und der Schatten der feinen, zarten Gestalt auf den hellen Kiesweg fiel.

Es war eine kindliche, bescheidene Erscheinung, deren schüchternen Liebreiz man nur in voller Nähe zu empfinden vermochte. Dann nur sah man die ungetrübte Klarheit der graublauen Augen, die makellose Glätte der zarten Haut, und im Ausdruck jenes Gemisch von Frohlaune und Ernst, wie man es wohl an Kindergesichtern beobachten kann. Der Mund lacht voll Uebermuth und Ausgelassenheit, und der Blick hat doch etwas unendlich Rührendes, und bewegt das Herz, daß man denken muß: „O, möchte die Welt gut und das Leben sanft mit Dir sein, Du liebes, junges Geschöpf!"

Das war ungefähr auch der Wunsch, mit dem Therese ihr Kind dahinwandeln sah unter Blumen und Vogelgezwitscher; aber in ihn mischte sich ein Bangen, eine tiefe Angst. Trotz der warmen Maisonne lief ihr ein Schauder über den Rücken. Das Gespenst, das seit zwölf Jahren nicht mehr völlig aus ihrem Leben gewichen war, stand wieder vor ihren Augen.

Sie hielt noch immer die Zeitung in den Händen; aber ihre Gedanken weilten bei der Vergangenheit, und sie blickte

auf den dahingleitenden Strom, als trügen die Wellen ihr die alten Erinnerungen vorüber.

Sie dachte zuerst an ihr Glück, an die schöne selige Zeit, die sie durchlebt an der Seite des geliebten Mannes. Damals hatte sie völlig sorglos und zuversichtlich in die Welt geblickt und keine Wolke gefürchtet.

Es schien ihr jetzt ganz seltsam, daß sie einmal so frohsinnig in den Tag hineingelacht hatte; denn sie war ein ernstes Mädchen gewesen und hatte im Elternhause, in frühester Jugend bittere Erfahrungen gesammelt. Aber ihre Ehe hatte ihr viel Sonnenschein gebracht, viele Jahre lang, bis zu jenem Abende — bis zu jenem 24. April.

Wie gut sie sich noch an den Tag erinnerte; des Frühlingstreibens auf den Straßen, des Schwalbengezwitschers, des hellen Lichtes in den Zimmern, die sie mit Blumen geschmückt, des braunrothen Smyrnateppichs, mit welchem sie ihren Gatten überraschen wollte, der von einer längeren Dienstreise heimkehren sollte. Mit der damals sechsjährigen Elwine hatte sie am Fenster gestanden; jedesmal, wenn das Kind eine Männergestalt in die Straße einbiegen sah, hatte es gejubelt: „Der Vater — der Vater!“ Wie freudig ihr das Herz bei jedem Ruf geklopft, und wie sie Beide gelacht hatten, wenn statt des stattlichen Vaters ein wildfremder Mensch vorübergekommen war.

Endlich hatte ein Wagen vor dem Hause gehalten; sie waren ihm Beide entgegengelaufen. Aber sie hatte das lachende „Grüß Gott, Schatz!“ nicht zu Ende sagen können. Seine Augen waren ihr so seltsam erschienen, so fremd! Er, der immer ruhig und leise gewesen, sprach heute so

laut und lärmend, er, der ordnungsliebende, rücksichtsvolle Mann, warf die Reisetasche und die Kleider nachlässig und hastig auf das Sopha und herrschte die Magd unwillig an, daß sie ihn zu langsam bediene. Und dann erzählte er, hastig, aufgeregt, in einer ganz ungewohnt brutalen Weise; es klang wie aus fremdem Munde. Sie hatte das Kind zu Bett gebracht und sie wußte noch, mit welch' dumpfem Schmerze sie am Fenster gestanden hatte, bis die Kleine schlief, während draußen erst die letzte Abendhelle verglomm. Schon in jener Stunde war es ihr zu Muthe gewesen, als sei alles Licht aus ihrem Leben geschwunden, als nahe sich ihr ein Gräßliches, Undenkbares aus den Schatten der Dämmerung.

Dann hatte sie ihm gegenüber gesessen in wachsender Beklemmung, und er hatte ihr von der großen, fürstlichen Villa auf der Bergstraße gesprochen, die er kaufen wolle.

„Du machst schlechte Scherze heute Abend, Emil!" hatte sie unwillkürlich ausgerufen, denn die Villa war ein großartiges Besitzthum, an das ein Beamter, wie ihr Gatte, auch wenn er in guten Verhältnissen lebte, nicht denken konnte, wenn er nicht seine Finanzen zerrütten wollte.

Wie zornig seine Augen sie darauf angefunkelt, wie überlaut er geschrien hatte: das armselige Leben müsse ein Ende nehmen; er habe es satt, sich im Bureau abzuquälen, er wolle seinen Reichthum genießen. Sie hatte ihren Stuhl immer weiter von ihm fortgerückt und dabei das Gefühl gehabt, als müsse sie fortlaufen in die Frühlingsnacht hinaus, fort von diesem Mann, der ihres Gatten

Züge trug und der ihr doch plötzlich ein Anderer, Unbekannter schien, vor dem es ihr graute.

Dann war ihr wie ein Trost der Gedanke gekommen, er sei berauscht, und sie hatte Muth gefaßt und ihm die Weinflasche fortgenommen, aus der er sich Glas auf Glas füllte. Wuthentbrannt war er ihr nachgesprungen, hatte ihr die Flasche aus der Hand gerissen und sie auf den Boden geworfen, daß der Wein im Zimmer umherfloß, auf den neuen Teppich.

Ach, daran hatte sie in diesem Augenblicke nicht gedacht. Zum ersten Male hatte vor ihr das Gespenst gestanden, das sich mit schreckensvoller Gestalt zwischen sie und ihr Glück gedrängt. Es grinste ihr entgegen aus den Augen des geliebten Mannes, es faßte sie mit den Händen, von denen sie bisher nur sanfte Berührung erfahren, und die sie jetzt mit einem wilden Stoß an die Thüre schleuderten.

O, diese Schreckensnacht! Wie sie sich den Kopf zermarterte nach einer Erklärung seines Wesens, die ihr einigen Trost gewähren konnte, wie sie zitternd in Todesangst aufgefahren war, so oft er sich regte, welches Grauen ihr in diesem Alleinsein mit ihm lag, das einst ihre Seligkeit gewesen.

Es wollte ihr jetzt scheinen, als sei jene Zeit, die nun folgte, die schreckliche Zeit des Fürchtens, Zweifelns, Hoffens, eine unabsehbar lange gewesen — ein ganzer Abschnitt ihres Lebens; denn jeder Tag und jede Nacht hatte sich zur Ewigkeit gedehnt, weil sie von jeder nächsten Stunde ein Unheil fürchtete, weil sie nicht mehr wagte, die Augen zu schließen, weil sie keine Ruhe hatte, wenn sie ihren

Gatten nur einen Moment allein wußte, und doch Qualen der Angst erlitt in seiner Nähe.

Aus unsäglichem Mitleid mit ihm hatte sie seinen Zustand zu verheimlichen gesucht, so lange es ging, schweigend geduldet und auch den Arzt um Verschwiegenheit gebeten, bis das entsetzliche Wort, das sie nicht zuerst über ihre Lippen bringen wollte, von fremdem Munde ausgesprochen wurde: Wahnsinn!

Nun hatte sie ihr Recht an ihn verloren; nun war der Unglückselige ausgeschlossen aus der Gemeinschaft der Menschen.

Wie ein armes, wildes Thier hatten sie ihn dann überlistet, gefangen und fortgeführt aus dem Heim, dessen Glück er gewesen. Er hatte gelacht, auch als hinter ihm die Thüre des Irrenhauses in's Schloß gefallen war; hatte ihr, die an allen Gliedern zitternd, zerfließend in Jammer und Erbarmen, vor ihm stand, versichert, nun erst würde das richtige, wonnige Leben beginnen, da er ja ein Krösus sei, reich und mächtig wie der Kaiser. Und dann, von einem Paroxysmus erfaßt, hatte er sie zu Boden gedrückt: „Auf die Kniee mit Dir, Weib, und bete mich an!"

Im Nebenzimmer hatte sie darauf sein Todesurtheil erfahren, das Todesurtheil ihrer Liebe: „Größenwahnsinn — Paralyse — unheilbar!"

Tage, Wochen, Monate lang war sie denselben Weg gewandert, die lange staubige Straße durch die Pappel-allee, bis an das große graue Haus, in dem ihr Geliebter, ihr Beschützer, der Vater ihres Kindes, langsam der vollen Nacht verfiel; bis an das Zimmer, vor dessen Schwelle

sie jedesmal athemschöpfend stehen bleiben mußte, wenn sie das fremde, furchtbare Lachen der bekannten Stimme vernahm.

Wie eine Erlösung war's gewesen, als er nach Jahresfrist eines Morgens stumm und friedlich in den Kissen lag. Der Tod hatte ihn ihr wiedergegeben. Vor den starren Zügen fand sie die Erinnerung und ihre Liebe wieder; sie konnte seine Lippen noch einmal küssen und in weihevollem Schmerze von ihm Abschied nehmen.

Auch das Kind sollte den Vater noch einmal sehen und an seiner Leiche die Händchen falten. Doch sie bereute fast, daß sie ihrem zarten Mädchen den traurigen Anblick nicht erspart hatte. Der Schein der Wachskerzen fiel auf das blasse Gesichtchen mit den blauen Adern an der Stirne, mit den großen, angstvoll geöffneten Augen und dem zuckenden Mündchen. Ihre Finger bohrten sich, wie hilfesuchend, in die Hand der Mutter.

Der Irrenarzt, ein viel erfahrener, das höchste Vertrauen erweckender Gelehrter, stand neben Therese in dem Todtengemach, und seine klaren, durchforschenden Augen ruhten auf dem Kinde.

Die Mutter sah den Blick; sie meinte ihm von der Stirne lesen zu können, was er dachte: „Trägt das arme kleine Wesen das Erbtheil des Vaters im Blute? Wird es einmal hinter vergitterten Fenstern sterben, wie dieser unglückliche Mann?“ —

Das Gespenst, das sie gebannt geglaubt, stand wieder vor ihr! Nun würde es sie nie wieder verlassen! Sie erinnerte sich, daß sie in Verzweiflung aufgeschrien, daß

sie die Arme um ihr Kind geklammert und nichts sehnlicher begehrt hatte, als den Tod für sie Beide.

Die Zeit hatte ja auch den Eindruck dieser Stunde gemildert; aber vergessen hatte sie den Blick des Arztes niemals.

Mit der ganzen Macht ihrer Mutterliebe wollte sie kämpfen gegen das Unheil, das ihrem Kinde drohte. Sie las die verschiedensten Werke über Geisteskrankheiten, sprach mit berühmten Aerzten, sammelte Erfahrungen und dachte und sann, um sich zu diesem Kampfe die nöthigen Waffen anzueignen.

So hatte sie für das Leben ihrer Tochter einen Plan entworfen bis in die fernste Zukunft. Dem Mädchen sollte jede heftige Gemüthsbewegung erspart bleiben; die Mutter wollte sie deshalb immer an der Seite behalten und sie ängstlich hüten vor der Liebe. Sie sagte sich, daß kein Mann die opferbereite, rücksichtsvolle Liebe einer Mutter für sie hegen würde.

Ihre Nachforschungen hatten ihr gezeigt, daß bei den Frauen sich eine Gemüthskrankheit häufig erst in der Ehe entwickelt oder durch eine leidenschaftliche Neigung entsteht; in einem völlig sturmlosen Leben mußten Geist und Gemüth wohl gesund bleiben. Darum sollte Elwine immer in dem kleinen Städtchen in ihrer schönen Villa wohnen, unter Blumen, in der poetischen Stille; sie sollte musiziren und malen, sich durch eine tiefere geistige Bildung vor der Langeweile schützen, und überdies der gute Engel der Gegend werden.

Bis jetzt hatte Frau Therese alle Ursache gehabt, sich

ihres Erziehungssystems zu freuen. Elwine war mit ihren achtzehn Jahren noch ein glückliches Kind, das sich über jede neuaufgeblühte Rose freute, mit den Vögeln um die Wette sang und keinen Gedanken vor der Mutter zu verheimlichen schien.

Ein Schritt auf dem Sträßchen, das am Gartengitter vorbei den Rhein entlang führte, ließ Therese aus ihrem Grübeln auffahren. Zu ihrer Ueberraschung ging ein junger Mann dort auf und ab, die Blicke auf ihr Haus gerichtet. Er konnte sie nicht sehen, da ein großer Fliederbusch die Laube deckte, und ahnte nicht, welch' böse, finstere Augen sich auf sein hübsches Gesicht hefteten. Ein junger Mann in elegantem Anzug von großstädtischem Schnitt war keine allzu häufige Erscheinung in dem stillen Erdenwinkel, zumal des Abends, wenn das Dampfboot bereits auf seiner letzten Fahrt das Städtchen passirt hatte, in dem nur selten Reisende die Nacht zubrachten, da es keinerlei Sehenswürdigkeiten besaß, um Fremde anzulocken. Jedenfalls mußte es auffallen, daß der junge Mann nicht auf die hübsche Landschaft blickte, sondern unverwandten Auges nach ihrer Villa starrte.

Therese war abergläubisch, und wenn es sich um ihre Tochter handelte, ließ ihre klare Vernunft sie im Stiche. Es schien ihr wie eine schlimme Vorbedeutung, daß in derselben Stunde, in welcher dieser schlanke Fremde sich in der Nähe ihres Hauses aufhielt, die Schrecken der Vergangenheit vor ihr aufgestiegen waren, als wolle die Erinnerung ihr eine Warnung zurufen vor der Zukunft.

Sie schritt rasch in's Haus. Elwine mußte in der

That auf der Veranda gestanden haben, und ihr hatte wohl die Aufmerksamkeit des Fremden gegolten. Doch trat sie unbefangen in das Gemach, als sie den Schritt der Mutter vernahm, hielt deren forschenden Augen Stand, sprach entzückt von dem herrlichen Sonnenuntergang und blickte nicht mehr nach dem Fenster.

Aber Therese war trotzdem beunruhigt; die Villa schien ihr mit einem Male kein sicherer Zufluchtsort mehr, um ihren süßen Schatz zu bergen. Es peinigte sie, daß sie nicht jeden Gedanken von der Stirne ihres Kindes lesen konnte. Mit einem plötzlichen Entschlusse rief sie aus: „Ich glaube doch, Elwine, heute Deine Reisesehnsucht errathen zu haben. Wir könnten in diesen schönen Maitagen eine kleine Rheinfahrt machen, vielleicht den Drachenfels besteigen, willst Du?"

Sie beobachtete das Mädchen genau, wie sie diese Nachricht aufnahm. Wenn die bewundernden Blicke des fremden Mannes auf sie Eindruck gemacht, mußte sie ja eher zu bleiben wünschen, wo sie war.

Aber das junge Gesicht strahlte von freudiger Ueberraschung und sie rief jubelnd: „Ob ich will, Du liebe, gute Mama!"

* * *

Es war ein entzückender Morgen, als die beiden Damen das Verdeck des „Kaiser Wilhelm" betraten, und in Elwinens Augen glänzte jene frohe Erwartung, mit welcher man mit achtzehn Jahren einer Reise entgegensieht, als wäre es die Fahrt nach dem Glück. Ueber der Ferne lagen leichte, traumhafte Nebelschleier, aber die Wellen

glitzerten im Sonnenlicht, und das Gelbgrün der blühenden Hügel hob sich von dem blauesten Himmel ab.

Der Dampfer gab das Signal zur Abfahrt; schon wollten die Matrosen die Landungsbrücke zurückziehen, als ein junger Mann in eiligstem Schritt über den Steg gelaufen kam und das Verdeck noch gerade erreichte, als das Schiff sich bereits mit der ersten Wendung in das Wasser drückte. Ein großer Neufundländer aber, welchen sein Herr in der Hast der letzten Augenblicke vergessen haben mochte, war mit der ganzen Leidenschaftlichkeit eines Hundes der verschwindenden Gestalt nachgeeilt. Er stieß ein Wehegeheul aus, als er das Schiff sich fortbewegen sah, im nächsten Moment aber war er mit einem kühnen Satz auf das Bugspriet gesprungen, das sich bei der Drehung wieder dem Steg genähert hatte. Erregt, in fieberhafter Begier, den Herrn zu finden, der ihm aus den Augen entschwunden war, lief das große Thier über das Deck und stieß plötzlich so heftig an Elwine, die, ganz in den Anblick der sonnigen Gegend versunken, des Hundes nicht geachtet hatte, daß das Mädchen zu Boden fiel.

Mit einem Gesicht, das sich ganz verfinstert hatte, eilte die Mutter auf sie zu, sämmtliche Passagiere wendeten sich mit Besorgniß nach der jungen Dame, mit Entrüstung nach dem Hund.

Elwine aber hatte sich rasch wieder aufgerichtet, verlegen, der Zielpunkt aller Blicke geworden zu sein, um so mehr, als ihr Kleid unter dem ungestümen Anprall oder durch den Fall zerrissen war und ein langes, loses Stück Stoff ungeschickt herabhing.

„Beruhige Dich nur, Mama, es ist mir gar nichts geschehen!“ flüsterte sie der Mutter zu.

Die bösen Augen Theresens aber galten dem Herrn des Hundes. Sie hatte in ihm den Fremden wiedererkannt, der während des Sonnenuntergangs so auffällig nach den Fenstern ihrer Villa emporgeschaut hatte.

Er kam nun in sichtlicher Bestürzung auf die Damen zu. Bevor er noch ein Wort der Entschuldigung zu sagen vermochte, rief er den Hund zu sich heran, um ihn für seine Ungeschicklichkeit zu züchtigen.

Elwine aber ward von Mitleid bewegt, als das arme Thier, das eben dem wiedergefundenen Herrn so freudig entgegengewedelt, bei diesem Ruf, der Strafe gewärtig, zitternd, mit eingekrümmtem Rücken an ihn herankroch, und sie rief: „O bitte, bitte, schlagen Sie ihn doch nicht!“

Die Worte klangen so kindlich und gutherzig von dem halb verlegenen, halb lachenden Gesichte, daß der junge Mann sofort den Stock sinken ließ. „Geh', dummer Wolf!“ sagte er und der Hund sprang angstbefreit in die fernste Ecke, wo er in die Sonne blinzelte und vielleicht nachgrübelte über die schwierigen Lagen, in welche eine große Treue bringen kann.

Der junge Mann aber wendete sich an Elwine, blickte Verzeihung flehend auf das beschädigte Kleid und sagte an Entschuldigungsworten, was ihm nur auf die Lippen kommen wollte. Er war in der That bestürzt. Daß er sich gerade bei diesem Mädchen auf eine solche Weise einführen mußte, erschien ihm im ersten Moment wie eine Tücke des Schicksals.

Alfred Wildmeister war kein Fremder in dem Städtchen, wie Therese vermuthet hatte; er war dort geboren und erzogen worden und besaß ein Haus und mehrere Weinberge in der Umgegend. Aber er war Offizier, stand in Frankfurt in Garnison und kam nur in seinen Geburtsort, wenn eine Pachtfrage dringend seine Anwesenheit erheischte. Denn die stillen Gäßchen langweilten ihn, und aus den öden, einsamen Räumen des elterlichen Hauses wehte ihn die Erinnerung an eine traurige Kinderzeit an, denn er hatte früh die Mutter verloren und dem Herzen seines Vaters niemals nahe gestanden.

In diesen Maitagen aber hatte er zum ersten Male zwei volle Urlaubswochen in der weltfernen Abgeschiedenheit zugebracht. Bei seiner Ankunft war Markt in dem Städtchen gewesen. Während er mit verächtlichem Nasenrümpfen an dem in den Buden ausgebreiteten Kleinkram vorüberschritt, war sein Auge von einer anmuthigen Mädchengestalt gefesselt worden. Sie trug ein weißes Wollkleid mit einem Krägelchen und einer am Rücken hängenden blaugefütterten Kapuze, so daß er die helle Erscheinung aus all' den dunklen, schwerfälligen Gestalten der ziemlich belebten Gassen immer wieder hervorleuchten sah. Bald darauf hatte er Muße, sie genau zu beobachten, denn sie war vor einem Aeffchen stehen geblieben, das vor einer Bude allerlei drollige Sprünge und Bewegungen machte. Zum großen Ergötzen der um das Thierchen versammelten Kinderschaar reichte sie demselben einen großen Pfefferkuchen, und lachte herzlich über die komischen Geberden, mit welchen der Affe das Zuckerzeug beschnüffelte und in den langen Fingern herumzerrte

Alfred war entzückt von dem Mädchen und von ihrem Lachen. Er folgte ihr ungesehen bis an die Villa, und zog sofort Erkundigungen über sie ein. Schon am Abende wußte er über die Lebensweise, die Verhältnisse von Frau und Fräulein Link Alles, was bisher im Städtchen darüber bekannt geworden war. Am nächsten Morgen aber machte er eine Entdeckung, die ihm über die Maßen gefiel: er brauchte nur sein großes Fernrohr von dem Fenster seines Speisezimmers aus auf den Garten am Rhein zu richten, und er konnte, ohne sich von der Stelle zu rühren, das reizende kleine Mädchen auf Schritt und Tritt beobachten.

Dieses heimliche Vergnügen fesselte ihn dergestalt, daß er nicht die geringste Langeweile verspürte und mit einem Male die heimathliche Landschaft mit der hübschen Staffage sehr lieb gewann. Der Wunsch, das lustige Mündchen auch plaudern zu hören, scheiterte freilich zu Alfred's größter Enttäuschung an der völligen Abgeschlossenheit, in welcher die Damen lebten, die eine Annäherung wie eine Zudringlichkeit erscheinen lassen mußte.

An diesem Morgen nun hatte er auf seinem Beobachterposten gesehen, wie Mutter und Tochter mit Regenmänteln im Arm, von einer Dienerin begleitet, die ein Köfferchen trug, auf den Dampfschiffsteg zuschritten. Sofort hatte er das Nöthigste zusammengerafft und Dank seiner Eile noch rechtzeitig das Ufer erreicht, um sich ihrer Reise anzuschließen. Wohin sie fuhren, das galt ihm gleich.

Nun war die Bekanntschaft rasch zwar, aber unter sehr ungünstigen Umständen gemacht worden. Dieses Bewußtsein raubte ihm anfänglich alle gute Laune. Doch als

Elwine mit geflicktem Kleide wieder aus dem Toilettezimmer zum Vorschein kam und nun so lustig über den kleinen Unfall lachte, da ward er fast seinem Hunde für die Vermittelung einer Annäherung dankbar. Vielleicht wäre es ihm ohne diesen Zwischenfall kaum gelungen, sich dem lieben Mädchen gleich in der ersten Stunde vorzustellen, denn die Mutter zeigte ihm eine höchst unnahbare, frostige Miene.

Er war das von Frauen nicht gewöhnt; die Natur hatte ihm gleichsam einen Geleitsbrief mitgegeben, der selten seine Wirkung verfehlte: er war gut anzuschauen. Der Kopf saß schlank und frei auf den breiten Schultern, das braune Haar lockte sich dicht und glänzend um das bräunliche Gesicht, Brauen und Nase zeigten ganz klassische Linien, um den vollen Mund aber lag jener weiche Zug, den die griechischen Bildhauer ihren schönen Jünglingsköpfen gegeben haben, und den auch der moderne Schnurrbart nicht zu verdecken vermochte.

Therese überkam ein Gefühl grenzenloser Ohnmacht wider das Geschick. Um dieses jungen Mannes willen war sie auf den Gedanken gekommen, zu reisen; nun mußte er hier mit ihnen zusammentreffen, wo es keine Möglichkeit gab, ihm auszuweichen, wenn sie sich nicht geradezu mit Elwine in die Kajüte sperren wollte. Es blieb ihr nichts übrig, als ihre Tochter keinen Augenblick allein zu lassen und den Lieutenant mit der ungnädigsten Miene abzuschrecken.

Aber der Offizier ließ sich nicht einschüchtern; er blieb an der Seite des Mädchens, und junge Menschenkinder brauchen wenig Worte zu wechseln, um mit einander bekannt zu werden: sie verstehen sich mit den Augen.

Das Wasser plätscherte und rauschte um das Schiff, die Maienluft fächelte leise, und sie fuhren plaudernd dahin an den blühenden, sonnigen Ufern, an Burgen und Städten, blumigen Wiesen und Gärten, mit lachenden Augen, Lebensfreude und Uebermuth im Herzen.

„O Mutter, wie viel tausendmal schöner ist's hier, als in unserem Garten! Wie Unrecht hast Du, wenn Du über die Welt schmähst — die liebe, lustige, herrliche Gotteswelt!" rief Elwine.

Noch ahnte sie ja nicht, daß dieser goldige Schimmer, der ihr vor den Augen tanzte, aus ihrem eigenen Herzen kam, das jauchzend erwachte.

Die Mutter aber erschrak. Eben wollte sie einen verzweifelten Entschluß fassen, unter irgend einem Vorwand die Fahrt unterbrechen, als an einer Kahnstation ein Ehepaar auf das Schiff kam, das ihr bekannt war. Aller Augen richteten sich sofort auf die stolze Frauengestalt, die da heranschritt; auch Alfred unterbrach sein Gespräch mit Elwine, um die neue Erscheinung zu betrachten. Eine üppige, hochgewachsene Blondine, in elegantester Toilette, welche die Vorzüge der Gestalt und die leuchtenden Farben des schönen Gesichtes mit großem Geschick zur Geltung brachte, kam am Arm eines schmächtigen, leicht ergrauten Mannes, der neben der stattlichen Frau um so unscheinbarer wurde, auf Therese zu.

„Wie reizend, daß wir Ihnen hier wieder einmal begegnen, liebe Frau Link," sagte sie mit dem freundlichsten Lächeln. „Das junge Fräulein ist wohl Ihre Tochter? Wie freue ich mich, sie kennen zu lernen!"

Trotz dieser Versicherung glitten ihre Augen aber ziemlich gleichgiltig über das Mädchen hinweg und blieben auf dem Gesichte des Offiziers haften mit der Sicherheit einer Weltdame, die auch einen Männerkopf ohne Scheu ansieht, wenn es ihr so beliebt.

Therese nannte vorstellend die Namen: „Herr Lieutenant Wildmeister — Herr Rath Brenkenhoff, Frau Olga Brenkenhoff.“

Sie kannte den Rath aus ihrer glücklichen Zeit. Ihr Gatte war mit ihm befreundet gewesen; auch sie hatte den ernsten, stillen Mann stets gut leiden mögen, dagegen der jungen Frau, die er ihr vor etlichen Jahren auf der Hochzeitsreise vorgestellt hatte, viel weniger Sympathie abgewinnen können. Die schöne Blondine gehörte zu jenen Frauen, welche nur für die männliche Hälfte der Menschheit Interesse und Geist besitzen und sofort zu gähnen anfangen, wenn sie sich mit weiblicher Unterhaltung begnügen sollen.

In diesem Momente aber hätte Niemand Therese willkommener sein können. Sie war überzeugt, daß Olga sich sofort des Gespräches bemächtigen, den Offizier in Beschlag nehmen, und daß neben der weltgewandten Frau Elwine recht als ungeschicktes, noch nicht zur Gesellschaft gehöriges Kind erscheinen würde.

Das war ihr gerade recht. Sie hatte sich auch in Olga nicht geirrt. Dieselbe wechselte zwar ein paar höfliche Redensarten mit dem jungen Mädchen, welches der neuen Bekannten ziemlich schüchtern gegenüberstand, wendete sich aber gleich darauf dem Offizier zu mit der persön-

lichen Frage, wie sein deutscher Name sich mit seinem Aussehen vereine? Er gleiche auffallend einem jungen Italiener, den sie einmal in der Campagna gesehen habe, träumend in die Sonne blinzelnd.

„Jedenfalls eine sehr angenehme Beschäftigung! Auf dieses südliche dolce far niente hat meine italienische Großmutter für mich verzichtet, als sie einen Rheinländer heirathete," erwiederte Alfred lachend und richtete dann seine Blicke und seine Worte wieder an das junge Mädchen.

Die schöne Frau erhob sich gelangweilt mit einem Ausdrucke der Enttäuschung, und da Frau Link von dem Rathe in ein Gespräch verwickelt worden war, standen die jungen Leute zum ersten Male allein.

Alfred athmete auf. Sein Blick wurde wärmer, seine Stimme hatte einen veränderten Klang. Er trat näher zu Elwine heran und flüsterte ihr zu, nur um ihretwillen sei er auf das Schiff gekommen, seit Wochen denke er an nichts, als an sie; sie habe ihm die stille Heimath theuer gemacht. Er erinnerte sie an manchen Augenblick, da er sie belauscht, wenn sie die Blumen begoß, die Vögel fütterte, an manches Lied, das sie gesungen, während er in der Abendstunde unbemerkt unter ihren Fenstern gestanden hatte.

Sie sah erst ganz still und regungslos vor sich hin auf die Stromwellen, die das Schiff durchschnitt. Dann hob sie plötzlich die Augen voll zu ihm auf mit einem großen, wundersam leuchtenden Blick und sagte leise: „Nicht ganz unbemerkt — ich habe Sie oft gesehen." Und als bei diesen Worten ein freudiges Lächeln über sein Gesicht

flog, fügte sie hinzu: „Sie sind auch gar kein Fremder für mich; die alte Gertrud hat mir schon oft von Ihnen erzählt, wie viel Sie für die arme Frau thun. Ich weiß, daß Sie sehr gut sind.“

Die alte Gertrud war eine Dienerin in seinem elterlichen Hause gewesen, der er eine kleine jährliche Rente zahlte, ohne sich diese Wohlthätigkeit zum besonderen Verdienst anzurechnen.

Doch wie diese jungen Lippen ihm nun so vertrauensvoll versicherten: „Ich weiß, daß Sie sehr gut sind,“ da glaubte er ihnen von ganzem Herzen. Die besten Regungen seiner Seele wurden unter dem leuchtenden Blick dieser Mädchenaugen lebendig. Es drängte ihn, die kleinen Hände zu fassen und zu bitten: O bleib' bei mir — immer! Ich werde Deiner werth sein, denn ich hab' Dich lieb, Du süßes Kind.

Aber die Mutter hatte mitten in dem langen gelehrten Vortrag des Rathes den Kopf gewendet und mit Schrecken bemerkt, wie nah und vertraulich der Offizier neben ihrer Tochter stand. Sie rief Elwine zu sich heran, machte sie auf eine interessante Ruine aufmerksam und zog den Arm des Mädchens in den ihren, um ihn nicht wieder frei zu geben.

Doch nur die Lippen des jungen Mannes vermochte sie zu versiegeln, über die warme Sprache seiner Augen war sie machtlos, und an der Seite der Mutter drang dem Mädchen der wonnige Taumel der ersten Liebe tief und tiefer in das Herz.

Man stieg in Bonn an's Land, um hier zu übernachten

und am nächsten Morgen den Ausflug auf den Drachenfels auszuführen. Brenkenhoffs, die ohne besonderen Plan auf das Schiff gestiegen waren, hatten gebeten, sich den Bekannten anschließen zu dürfen, und Alfred behauptete, trotz der geradezu feindlichen Miene, mit welcher Frau Therese ihn anblickte, sein Reiseziel sei zufällig ganz das gleiche, wie das der Damen.

Frau Link heuchelte heftiges Kopfweh, um sich, im Hotel angekommen, sofort mit Elwine zurückziehen zu können. Sie empfand einen wahren Haß auf den Offizier; es war ihr klar, daß er aus Absicht mit ihnen zusammengetroffen, daß er entschlossen war, ihnen weiter zu folgen. Sie aber wollte, sie durfte das nicht dulden.

Allein wie konnte sie ihn entfernen, ohne daß er, als ein Beleidigter, dem Mädchen erst recht in interessantem Lichte erschien? Sie beobachtete ihre Tochter unablässig und mit forschender Muttersorge. Das Mädchen war guter Laune trotz des einsamen Abendessens auf ihrem Zimmer; aber es schien ihr ein schlimmes Zeichen, daß sie den Namen ihres Fahrtgenossen nicht einmal erwähnte. Sie fühlte sich jedoch einigermaßen beruhigt, als sie die Tochter, sofort nachdem sich dieselbe zur Ruhe begeben, in tiefem, ruhigem Schlummer liegen sah. Sie sagte sich, daß ein erregtes Gemüth nicht so rasch den Schlaf gefunden hätte.

Leise schlich sie fort von dem Lager des geliebten Kindes und schloß behutsam die Thüre.

Nun aber öffnete Elwine die Augen wieder und richtete sich empor. Sie hatte nur still gelegen, um die Mutter zu täuschen und endlich allein zu bleiben. Wie hätte sie

an Schlaf denken können nach diesem wunderbaren Tag, der sich wie ein unverrückbarer Markstein zwischen das Heute und das Gestern stellte. Vom Garten her drang das Jubeln der Nachtigallen, und ihr eigenes Herz klopfte in schnellen, ruhelosen Schlägen. Wie lieb er sich da unten an der Treppe von ihr verabschiedet, wie fest er ihre Hand in der seinen gehalten hatte! Er mußte gefühlt haben, daß sie den Druck erwiederte. Und wie warm und sehnsüchtig er ihr nachgeblickt hatte!

Sie konnte nicht still liegen mit ihrem seligen, jauchzenden Herzen. Die gleichmäßigen Athemzüge, die ihr lauschendes Ohr in dem Nebenzimmer vernahm, sagten ihr, daß die Mutter nicht mehr wache.

Sie stand leise auf, trat an das Fenster und preßte die heiße Stirne an das Glas. Die Sterne schienen ihr hier heller zu blitzen, sie meinte, noch nie eine solch' zauberhafte Nacht geschaut zu haben.

Plötzlich aber fuhr's wie ein schriller Mißton durch ihr glückseliges Träumen. Da unten in dem Garten, auf den aus dem Speisesaale ein heller Lichtstreifen fiel, ging der Mann, an den sie unablässig dachte. Frau Olga hing plaudernd an seinem Arme und Beide lachten.

Eine häßliche Empfindung, die Elwine nie gekannt, schlug ihr die Krallen in's Herz. In diesem kurzen Augenblicke ward ihr der frische Duft des zuversichtlichen Vertrauens von der jungen Seele fortgestreift.

Mit der ganzen Angst eines jugendlichen Gemüthes vor der Lächerlichkeit, dachte sie jetzt an den erwiederten Händedruck, an ihre offenen Worte, an ihre Blicke, die

ihm ihre rasche Neigung verrathen haben mußten, und beschämt und zweifelnd gelobte sie sich, am Morgen stolzer und zurückhaltender zu sein. Vielleicht erzählte er der schönen Frau, wie leicht er das kindische kleine Mädchen erobert, vielleicht sagte er auch ihr süße Worte unter dem Sternenhimmel?

Sie schlug die Hände vor das Gesicht in bitterem Weh, und der Schlaf floh ihr Lager in dieser ersten Nacht in der Fremde.

Sie wußte nichts von dem geselligen Zwange, der es Alfred unmöglich gemacht hatte, sich der lebhaften Dame zu entziehen, die von ihm unterhalten sein wollte. Auch er athmete befreit auf, als er sich endlich in seinem Zimmer ungestört seinen Gedanken überlassen konnte. Er wußte kaum noch, was er mit Frau Olga gesprochen. Das klare Mädchengesicht mit dem rührenden Augenaufschlag stand ihm immerfort vor der Seele, und es war ihm ein Singen und Klingen im Gemüth.

Er zündete eine Lampe an, nahm ein Blatt und schrieb und strich und sann manche Stunde lang. Als er endlich die Worte las, die er säuberlich auf einen neuen Bogen abgeschrieben hatte, da lächelte er sehr befriedigt vor sich hin. Er war kein Dichter; um so besser aber gefielen ihm seine Verse, zu welchen das Mädchen ihn begeistert, und deren tiefer Sinn nur ihr allein verständlich sein sollte. Vor den Augen der Mutter, die sie sicher lesen würde, ein höfliches kleines Gedicht, für die Tochter eine Liebeserklärung, das war die Schwierigkeit, die er gelöst zu haben glaubte.

So spät er sich auch zur Ruhe gelegt hatte, er war der Erste, welcher nach dem Kellner klingelte. Er wünschte in der Stadt einen Blumenstrauß bestellt zu haben, möglichst hübsch und rasch.

Er wartete ungeduldig und las seine Verse wieder und wieder, obgleich er sie auswendig wußte; aber es verstrich eine lange Weile, bis der Diener zurückkehrte, die Stunde zur Abfahrt rückte bereits heran und er ward mit heftigen Worten über seine Saumseligkeit empfangen.

„Bringen Sie die Blumen auf Numero 10,“ herrschte Alfred ihn an. „Herr Lieutenant Wildmeister schicke hier dem jungen Fräulein einen Morgengruß.“

In einiger Erregung schritt er im Gemache auf und ab, als der Mann sich entfernt hatte; er stellte sich vor, mit welch' lieblichem Erröthen Elwine die Blumen in Empfang nehmen würde, er lachte bei dem Gedanken an den Aerger der Mutter.

Da kehrte nach wenigen Minuten der Diener zurück; er trug den Strauß noch in der Hand.

„Fräulein Link empfange von fremden Herren weder Blumen noch Briefe,“ meldete er mit boshafter Schadenfreude. Er war brummend am frühen Morgen in die Stadt gelaufen, und genoß nun mit wahrem Triumph diese Niederlage des Offiziers, der ihn eben so derb angelassen hatte.

„Wer gab Ihnen diese Antwort?“ frug Alfred, der nur mühsam seinen Zorn verbarg.

„Die gnädige Frau nahm mir die Blumen ab, ohne ein Wort zu sagen; ging mit denselben in ein Nebenzimmer, wo die junge Dame wohnte, und kam dann wieder

heraus mit dem gemeldeten Bescheid. Es wird demnach wohl die Antwort des Fräuleins gewesen sein."

„Gehen Sie!" schrie Alfred, den die höhnische Miene des Menschen außer sich brachte.

Sobald derselbe draußen war, flogen die Blumen, von zorniger Hand geschleudert, in die Ecke des Gemaches. Er schalt sich einen Schwärmer, einen verliebten Narren, daß er seine Nachtruhe geopfert für ein thörichtes, kindisches Ding, das sich von der Mutter am Gängelbande führen ließ. Und wüthend riß er die Verse in Fetzen.

Mit frostiger Miene begrüßte er die Damen, die erst im Augenblicke der Abfahrt auf das Schiff traten; auch Elwine nickte sehr kühl und zurückhaltend. Die Mutter trug ihre Abneigung gegen ihn noch deutlicher als gestern zur Schau; er aber erwiederte diese Feindseligkeit nun von ganzem Herzen. Der Himmel war grau, kein Sonnenglanz lag heute auf den Stromwellen, und wie aus der Landschaft schien auch aus den Gesichtern der gestrige lachende Schimmer entschwunden; nur Olga war frisch und rosig wie am letzten Tage.

Alfred's Verstimmung steigerte sich immer mehr, als er bemerkte, daß Elwine ihm aus dem Wege ging, seine Augen vermied und ihm, als er sie ansprach, nur kurze, fremde Antworten gab. Es lag ihm daran, zu ermitteln, ob das Mädchen innerlich seine Partei nehme und sich nur widerwillig einem Gebot der Mutter füge. Er wußte einen unbelauschten Moment zu erhaschen und sich Elwine mit der Frage zu nähern, ob sie denn nicht zuweilen gegen die Tyrannei ihrer Mutter rebellire?

Sie sah ihn sehr verwundert an. „Ich fühle mich nicht tyrannisirt," sagte sie. „Mama und ich stehen ja so vertraut und freundschaftlich zu einander."

„Was Ihre Mutter thut, geschieht also immer mit Ihrem Wunsch und Willen?" unterbrach er sie.

Elwine achtete kaum auf den heftigen Ton der Frage; sie sah Frau Olga auf den Offizier zutreten mit ihrem selbstbewußten Lächeln. Ein heißes Roth stieg ihr in die Wangen; sie wendete sich unwillig ab, um der Dame den Platz freizumachen. „Warum zweifeln Sie?" sagte sie nur kühl und trotzig.

Er aber las aus ihrem Erröthen, aus ihrer beleidigten Miene die Bestätigung, daß sie die Zurückweisung seines Morgengrußes billige. Wenn er auch in ihrem Benehmen deutlich den Einfluß der Mutter beobachten konnte, so glaubte er doch alle Ursache zu haben, dem launenhaften Kinde zu zürnen, und begann ein lebhaftes Gespräch mit Olga, um seine innere Gereiztheit zu verbergen.

Elwine stand allein; nur der Hund des Lieutenants, der für seine Beschützerin von gestern eine große Anhänglichkeit an den Tag legte, schaute mit den treuen Augen zu ihr auf, und sie streichelte ihm traurig den Kopf. Hätte Alfred einmal die Augen auf sie gewendet, der Ausdruck des kindlichen Gesichts, die rührende Bewegung der schlanken Gestalt würden ihn zurückgerufen haben an ihre Seite.

Aber er vermied in seinem tiefem Groll, nur einen Blick auf sie zu werfen.

Als man sich der Station Königswinter näherte, erklärte Therese plötzlich, sie habe ihren Plan geändert und

wolle weiter fahren bis Köln, da sich bei dem nebeligen Himmel die Besteigung des Drachenfelsen doch nicht verlohne. Brenkenhoffs wollten dennoch den Ausflug wagen.

„Und was beschließen Sie, Herr Lieutenant?" frug Olga mit einem vollen Blick in sein Gesicht.

„Ich denke, Herr Lieutenant Wildmeister wird sich Ihnen anschließen," sagte Therese kurz und trocken.

Olga hatte sich abgewendet, um nach dem Handgepäck zu sehen, mit dem sie ihren Gatten belud; Elwine lehnte in einiger Entfernung an der Schiffsbank. So fanden sich Therese und der junge Offizier denn allein gegenüber.

„Ich weiß, gnädige Frau, daß Ihnen meine Gesellschaft nicht erwünscht ist," sagte Alfred, innerlich bebend über die erfahrene direkte Abweisung. „Ich werde Sie sofort von derselben befreien."

„Ich danke Ihnen," gab Therese zurück. „Lassen Sie mich ehrlich sein," fügte sie leise in freundlicherem Tone hinzu. „Ich bitte Sie, bleiben Sie künftig meiner Tochter ferne. Ich möchte dem Mädchen so gerne ihren Kinderfrieden erhalten. Daß Sie ganz dazu veranlagt sind, einer jugendlichen Phantasie Eindruck zu machen, das wissen Sie selbst wohl am besten. Wenn Sie nun dem Mädchen Blumen schicken —"

„Gnädige Frau haben eine höfliche Aufmerksamkeit mißverstanden, die ich jeder Dame erwiesen haben würde. Eine kleine Sühne für das beschädigte Kleid," erwiederte er gereizt.

„Mag sein," sagte sie. „Ich konnte das nicht so auf-

nehmen, nachdem Sie doch in der Absicht auf das Schiff gekommen waren, um sich Elwine zu nähern."

Alfred biß sich auf die Lippen; eine Flamme des Unwillens sprühte aus seinen Augen. Also Elwine hatte geplaudert. O über diese jungen Mädchen, die scheinbar tief ergriffen Herzensworte anhören und dann hinlaufen, sie der Mutter zu berichten!

„Ich werde künftig die Nähe des Fräuleins meiden, ich verspreche es Ihnen."

Er suchte Elwinens Hand nicht mehr, als nun der Dampfer in Königswinter landete.

Ein kühles: „Wünsche den Damen eine glückliche Weiterreise!" eine förmliche Verbeugung — dann waren sie auseinander gegangen.

Der Hund sah noch einmal nach Elwine zurück, als wundere er sich, daß sie nicht folge.

Alfred aber hatte Olga den Regenmantel abgenommen und schritt an ihrer Seite über den Steg, ohne nur einmal den Kopf zu wenden. So sah er den bestürzten, verwirrten Blick nicht, der ihm folgte, der in bitterer Enttäuschung zu fragen schien: „So also sind die Menschen?"

Therese fühlte sich wie von einer Bergeslast befreit, als das Schiff nun weiter rauschte, und sie ihr Kind wieder allein hatte. Es fiel ihr freilich auf, daß das Mädchen verstimmt und einsilbig war, aber den Eindruck dieser flüchtigen Begegnung hoffte sie rasch verwischen zu können, wenn erst die Fahrt zu Ende war, die nun sehr monoton wurde; grau der Himmel, grau das Wasser, grau und flach die nur von Windmühlen belebten Ufer.

„Nun wollen wir einige Tage lang recht vergnügungssüchtig sein, Kind," sagte sie, als sie Abends durch die hellerleuchteten Straßen Kölns dahinschritten, und sie zog den Arm des Mädchens fest in den ihren, als wolle sie ihr versichern: „Es kann Dich ja Niemand so lieb haben, wie ich."

2.

Alfred befand sich in jener Stimmung, in welcher man jedem Menschen dankbar ist, der Einen hindert, den eigenen Gedanken nachzuhängen. Eine tiefe Enttäuschung und ein prickelnder Zorn grollten in seinem Gemüthe. Hätte er sich dem jungen Mädchen mit leichtsinnigen Empfindungen genähert, mit jener flüchtigen Bewunderung etwa, die er oftmals im Ballsaal in glatten Schmeicheleien und banalen Aufmerksamkeiten an den Tag gelegt, ohne sich am anderen Morgen mehr auf die betreffende Tänzerin zu besinnen, er würde bei ruhiger Ueberlegung gedacht haben: die Mutter hatte Recht. Aber Elwine gegenüber war er wirklich von den wärmsten, edelsten Gefühlen, deren sein Herz fähig war, beseelt gewesen. Und sich trotzdem fortweisen lassen zu müssen wie einen zudringlichen Schulknaben!

O, er mußte diese Erinnerung fortschaffen aus seinem Gedächtniß, wenn sie ihm nicht alle Freude an der Liebe verderben sollte.

In einem wahren Durst nach Zerstreuung folgte er den langen Reden des gelehrten Raths, der, so oft er einen geneigten Zuhörer fand, auf sein Steckenpferd, seine archäologischen Studien zu sprechen kam; und je näher Alfred

mit dem Manne bekannt wurde, desto höher stieg die Achtung vor dessen gründlichem, vielseitigem Wissen.

Olga flatterte freilich weniger sicher, wenn auch mit mehr Anmuth, von einem Gesprächsgegenstand zum anderen; aber ihre lebhafte, prickelnde Unterhaltung, die stets durch leichte Neckerei zur Vertheidigung herausforderte, war jedenfalls die beste Gedankenbetäubung.

So waren die drei Menschen vollständig zufrieden mit einander und schieden am Abend mit einem aufrichtig gemeinten: „Auf Wiedersehen!"

„Wir rechnen auf Ihren Besuch, sobald wir wieder nach Frankfurt zurückgekehrt sind. Ich wundere mich ohnedies, daß wir einander nie vorher begegnet sind," sagte Frau Olga noch aus dem Fenster des Eisenbahnwagens, an welchen der Offizier sie begleitet hatte. Alfred versprach, der Einladung Folge zu leisten.

Er versprach es nicht blos; er that es auch, als er nach wenigen Tagen in seine Garnison zurückgekehrt war. Er fand eine sehr geschmackvolle, reich ausgestattete Wohnung, einen lebhaften Verkehr, einen schönen Bekanntenkreis und eine vornehme Gastfreundschaft.

Aber Frau Olga gefiel ihm jetzt viel weniger. Sie war in den Maitagen gewissermaßen inkognito gewesen, während sie nun in ihrem eigenen Bereiche einen wahren Hofstaat von Verehrern und Bewunderern um sich versammelte.

Er hatte nicht Lust, als weiterer Theilnehmer an dem Triumphzug der schönen Herrscherin der Salons den neidenden Damen vorgestellt zu werden. Absichtlich hielt er sich Olga fern und gesellte sich zu ihrem Gatten, den er immer

mehr schätzen lernte und für den er warmes Mitleid empfand. Der ernste Mann hatte augenscheinlich nicht die geringste Freude an dem sein Heim durchlärmenden Verkehr, und nur aus Schwäche für seine schöne Frau brachte er das Opfer, Abend für Abend unter Gästen zu sitzen, die ihm gleichgiltig waren und über ihn hinweg schauten. Und Olga lohnte es ihm, indem sie für jeden fremden Menschen, der in ihren Salon kam, ein freundlicheres Lächeln hatte, als für ihren Mann.

Diese Beobachtungen verdarben dem Lieutenant den Anblick der prächtigen Erscheinung, die sonst wohl geeignet gewesen wäre, tiefen Eindruck auf ihn zu machen, um so mehr, da Olga sich ihm gegenüber bescheiden und freundlich gab und ihm eine bevorzugte Aufmerksamkeit schenkte.

So kamen die Sommerwochen, welche Brenkenhoffs in der Schweiz, Alfred bei den Manövern zubrachte. Im Herbst aber öffnete Olga wieder ihre Salons, und von Neuem begann das geräuschvolle, unruhige Gesellschaftsleben.

Da traf es sich eines Abends, daß Alfred die schöne Frau als einziger Begleiter von einem „Thee" nach Hause führte. Sie hatten einen ziemlich weiten Weg zu gehen; es war trotz des Novembers noch warm, eine träge, stille Luft und trüber, sternenloser Himmel.

Olga hatte seinen Arm genommen; sie schien müde und nachdenklich, und eine Weile gingen sie schweigend dahin. Dann hob sie plötzlich den Kopf zu ihm empor und sagte mit bewegter, ernster Stimme: „Warum gehen Sie mir aus dem Wege? Warum sind Sie so fremd gegen mich? Was habe ich Ihnen zu Leide gethan?"

„Gnädige Frau," erwiederte er überrascht, „Sie sind unzufrieden mit meinem Benehmen? Dann muß ich Ihnen sehr undankbar erscheinen, denn Sie haben mir nicht blos nichts zu Leide gethan, ich schulde Ihnen so viele heitere, schöne Stunden."

„Bitte, keine Ausflucht!" unterbrach sie ihn rasch. „Ich verstehe mich darauf, in den Mienen der Menschen zu lesen, und weiß, daß Ihnen etwas an mir mißfällt. Was es auch sei, ich will es hören!"

„Aber wie käme ich dazu, einen Tadel über Sie auszusprechen, gnädige Frau?"

„Wenn Sie ihn denken, sollten Sie auch den Muth haben, ihn zu sagen. Ich bitte Sie darum. Sehen Sie, ich höre so viel alberne Schmeichelei. Glauben Sie, daß ich sie für baare Münze nehme? Ach nein! Ich habe Sehnsucht nach Wahrheit, nach Ehrlichkeit!"

Das schöne Gesicht blickte so erwartungsvoll zu ihm auf, wie zu einem berufenen Lehrer und Führer. Das war süßeste Schmeichelei, und er war nicht gewappnet gegen diese feine Liebkosung seiner Eitelkeit. Viel milder, als er es gedacht, klang nun sein Urtheil. Er habe, wenn er es gestehen müsse, an ihr nur Eines zu tadeln, daß sie ihren Gatten nicht genügend würdige und dessen warme Neigung mit so kühlem Sinn hinnehme.

Sie nickte einige Male mit dem Haupte wie ein gescholtenes Kind, dann sagte sie mit einem tiefen Seufzer: „O, wie Sie Recht haben! Wie viel hundert Male ich mir das selbst gestehe! Und doch, wenn Sie wüßten, wie Alles so kam, Sie würden nicht hart über mich urtheilen.

Ich weiß, daß man mich vergnügungssüchtig und kokett nennt," fuhr sie fort; „aber es gibt Menschen, die lachen müssen, um nicht zu weinen, die ein Betäubungsmittel brauchen für den Schmerz ihrer kranken Seele. Ich bin nicht immer so gewesen, ich habe geschwärmt, gehofft, geliebt mit der ganzen Gluth eines Mädchenherzens. — Das Glück schien uns so hold! Er war so edel, so jung, so treu. Die Eltern waren befreundet; wir verlobten uns in vollem Jubel. Da kam — vier Wochen vor der Hochzeit — der Krieg, und er mußte fort. O, ich weiß es noch, wie ich ihm die Augen geküßt habe beim Abschied, wie alle Wonnen und alles Weh des Lebens in diesen letzten Küssen lag! Er ist nicht wiedergekehrt; bei Sedan hat ihn eine Kugel getroffen. — Da haben Sie ein Schicksal in wenigen Worten. — Und das Weitere? In Romanen stirbt die arme Braut; früher ist sie in's Kloster gegangen. Im Leben, heutzutage, verheirathet sie sich und macht einen braven Mann unglücklich, und mit ihm sich selbst. Denn der Todte steht zwischen uns, sobald wir allein sind. Ich kann ihn nicht vergessen. Und mein Gatte weiß es!"

Der Spitzenschleier, den Olga über den Kopf gebunden trug, war ihr herabgesunken. Alfred half ihr die leichte Umhüllung wieder emporzuziehen, und wie seine Finger bei dem kleinen Dienste ihr Haar streiften, da fühlte er tausend sprühende Fünkchen durch seine Adern prickeln.

Das Licht einer Gaslampe war auf ihr Gesicht gefallen, während sie von jenem Abschied gesprochen, und er hatte in ihren sonst so lachenden Augen Thränen schim-

mern sehen und einen Ausdruck verzehrender Sehnsucht in ihnen erblickt.

Seit jenem Bekenntniß war sie eine Andere für ihn geworden, als wäre ihren heißen Worten ein betäubendes Gift entstiegen, das ihm nun wie Nebelgewölk auf der Stirn lag und seine Sinne blendete. Er sah in ihr nicht mehr die pflichtlose Frau, die kühl und kokett, mit nimmersatter Eitelkeit Bewunderung und Huldigungen begehrte; er sah eine unverstandene heiße Seele, die ein trauriges Schicksal mit Größe trug.

Er hatte auch das alte Mitleid für ihren Gatten verloren. Es faßte ihn der Zorn, wenn er bedachte, nach welchem Preise der trockene, unscheinbare Mann die Hand ausgestreckt hatte. Denn die Schönheit Olga's, die Alfred ja immer anerkannt hatte, wirkte nun mit einem Male in ganz anderem Maße auf ihn, als habe ihr Antlitz erst Gluth und Farbe, ihre Gestalt Leben und Reiz gewonnen, seit sie ihm das Geheimniß ihres Herzens anvertraut.

Sie aber behandelte ihn seit jenem Abende in jeder Umgebung als ihren Freund, ihren Vertrauten, und der ernste Blick, mit dem sie ihm oft mitten in dem heitersten Gespräche in die Augen sah, schien ihm zu versichern: „Sie allein kennen ja mein wahres Selbst!"

Es mußte ihm schmeicheln, wenn sie sich zuweilen mit einem Seufzer an ihn wandte: „Sagen Sie, Herr Lieutenant, welche Menschen nach Ihrem Geschmack sind; ich will nur solche einladen! Mir sind ja Alle gleichgiltig!" Es entging ihm auch nicht, daß sie seit seiner Ermahnung ihr Benehmen gegen ihren Gatten geändert hatte und auf-

fallend sanft und rücksichtsvoll gegen ihn geworden war. So machte die Eitelkeit den jungen Mann vollends zu ihrem Gefangenen.

Die Ballsaison hatte begonnen. Der Offizier hatte verschiedene neue Bekanntschaften gemacht und wurde von allen Seiten eingeladen. Aber er grollte auf die ganze Frauenwelt, besuchte nur die Tanzgesellschaften, bei welchen er Olga erwarten durfte, und saß dann am liebsten in einer Saalecke, um nach dem schimmernden Nacken, den vollen, weißen Armen der blonden Frau zu spähen, die sich mit solchem Raffinement zu kleiden wußte, daß ihre Erscheinung unter all' dem Reichthum und Luxus der üppigen Stadt immer mit einem besonderen Reiz hervorstach.

Sie frug ihn nicht mehr, warum er ihr fern bleibe, auch wenn er einen Abend lang nur wenige Worte mit ihr tauschte; sie wußte, daß seine Augen ihr unablässig folgten, und es gefiel ihr, eine stumme Herrschaft über ihn auszuüben, die Niemand ahnte.

Eines Abends kam er in zorniger Erregung zu einer größeren Gesellschaft in ihrem Hause. Er hatte dienstliche Unannehmlichkeiten gehabt und verlangte so recht nach Zerstreuung und Betäubung. Olga's Schönheit hatte ihm nie die Sinne verwirrt, wie an diesem Abende. Sie trug, da sie bei einem kleinen Festspiele mitgewirkt, ein phantastisches Kostüm; das reiche Haar hing ihr gelöst, nur von einem Epheukranz gehalten, über den Nacken. Er saß ihr beim Abendessen gegenüber, und zuweilen begegneten sich ihre Augen mit einem heißen Aufleuchten,

Er leerte heftig Glas auf Glas, als wolle er den Durst, der in ihm brannte, in dem perlenden Weine löschen. Eine Française folgte auf das Abendessen; Olga tanzte am Arme eines seiner Kameraden als sein Gegenüber. Er selbst wußte kaum, wer seine Partnerin sei; er hörte nicht, was sie sprach. Er war ganz im Bann der stolzen Gestalt, um welche die blonden Haare flossen, und wenn der Tanz sie in seine Nähe führte, dann bebten seine Hände in den ihren. Er vergaß über ihrem Anblick die Menschen um sie her; er hörte nur das Klingen der Musik und athmete den Veilchenduft, der ihren weißen Kleidern entströmte, wie in einem Traum.

„Wie berückend schön Sie sind," flüsterte er. „Ich habe völlig den Verstand verloren!"

Erst die lachenden Rufe: „Herr Lieutenant, was machen Sie für Wirrwarr!" erinnerten ihn wieder an die Tanzregeln und die gesellschaftlichen Rücksichten. Aber er fühlte, daß auch sie zusammenschauderte, als er ihr später, da sie ihren Gästen in das kühlere Nebenzimmer folgte, den Shawl um die Schultern legte, und sein heißer Blick dem ihren begegnete.

Am nächsten Tage ging er zu ihr. Er hatte jede Ueberlegung verloren; er wußte nur, daß er sie sehen müsse um jeden Preis. Er fand sie allein. Es geschah so selten, daß sich zur Theestunde Niemand in ihrem Salon einfand, daß sich Beide im ersten Augenblicke bedrückt und beängstigt fühlten von diesem Zufall, der sie nach dem Taumel des letzten Abends nun in der Einsamkeit zusammenführte, mit der schwülen Erinnerung zwischen ihnen.

Sie sprachen von gleichgiltigen Dingen, zerstreut, mit verwirrten Augen.

„Ich habe eine Bitte an Sie, gnädige Frau," sagte er plötzlich, nach einer Pause. „Ich möchte einmal das Bild jenes Mannes sehen, den Sie geliebt haben, jenes Todten! Der Gedanke an ihn verfolgt mich Tag und Nacht; seine Gestalt schwebt vor mir in unfaßbaren, verschwimmenden Zügen. Ich möchte dieses Gesicht kennen, das mich so unsagbar quält."

„Nein, nein!" erwiederte sie fast angstvoll. „Ich kann Ihnen das Bild nicht zeigen, unmöglich!" Viel leiser fügte sie hinzu: „Ich habe ja selbst nicht mehr den Muth, ihm in die Augen zu sehen!"

„Nicht mehr den Muth?" wiederholte er, ohne zu wissen, was er frug, denn er betrachtete den Hals, den ihr Kleid frei ließ, und über den sich eine plötzliche Gluth zog.

Sie hatte die Augen gesenkt; die Hände im Schoße gefaltet, und wie im Selbstgespräch flüsterte sie leidenschaftlich: „Weil ich mich schäme vor seinen Augen, weil sie mich der Treulosigkeit zeihen müßten. O, ich war glücklich, als ich einen — Todten liebte. Ich hielt mich für so gefeit, so wohl behütet! Jetzt, aber jetzt —" rief sie, plötzlich aufspringend, als suche sie seinen Augen zu entfliehen.

Er war ihr gefolgt und faßte ihre Hände.

„Warum sind Sie heute gekommen?" sagte sie bebend und riß sich von ihm los. „Gerade heute durften Sie nicht kommen!"

„Gerade heute mußte ich kommen!“ flüsterte er, und die Arme um sie schlingend, drückte er sie an sich. Einen Moment lang lag sie an seiner Brust, in ihren Augen flammte wieder jene verzehrende Sehnsucht, und dürstend nach Glück preßten sich ihre Lippen auf die seinen. — Da hörte man im Nebenzimmer einen Schritt. Sie riß sich von ihm los.

Alfred hatte noch Geistesgegenwart genug, nach der Dienstmütze zu greifen, die auf einem Marmortischchen vor ihnen lag. Er stand in ehrerbietiger Entfernung, anscheinend im Begriffe sich zu verabschieden, vor der Dame des Hauses, als ihr Gatte eintrat. Aber im Herzen fühlte er eine tiefe Beschämung, wie ihm der ernste Mann nun freundlich die Hand reichte und nach seinem Befinden fragte.

Es war ihm, als höre er ein lautes, verdammendes: „Pfui über Dich!“ in seinen Ohren klingen, und so tief war der Ekel und der Abscheu vor sich selbst, mit dem er das Haus verließ, daß er einen wahren Haß auf die Frau empfand, die ihm diese unselige Leidenschaft eingeflößt hatte.

Olga war sich vollkommen klar, welchen Umschwung der Moment des Schreckens und der Beschämung in der Stimmung des jungen Mannes herbeigeführt hatte. Auch in ihr regte sich das Gewissen; am nächsten Morgen erhielt Alfred einen kurzen Brief. Sie schrieb:

„Mein Freund! Es ist zu spät zur Verstellung, wir wollen ehrlich sein. Es darf keine zweite solche Stunde des Alleinseins für uns kommen. Ein Dämon hatte sie

für uns herbeigeführt und mir schaudert vor seinem Gluthhauche. Ich will nicht hinabstürzen in den Abgrund, an dem wir einen tollen Augenblick lang gestanden haben, will nicht noch tiefer erröthen müssen vor dem Blick meines Gatten, will lieber eine elende, glücklose Frau, als eine schuldige sein. Aber ich habe nur klare Besinnung, so lange Sie ferne sind. Darum bitte ich Sie, gehen Sie fort. Sei's auch nur für kurze Zeit. Ein Vorwand für den Urlaub wird sich finden lassen. In dieser Trennung gewinne ich Ruhe und Kraft der Entsagung, wir gewinnen sie Beide. Die glücklose Liebe muß schweigen lernen und verzichten!"

Alfred las die Worte einige Male mit tiefem Ernst. Dann zündete er das Blatt an und sah, wie das Papier sich zusammenkrümmte unter der Flamme und dann in Asche zerbröckelte. Sie hatte nur seinen eigenen Empfindungen Ausdruck gegeben, er selbst hatte schon an Flucht gedacht; da sie nun selbst ihn gehen hieß, um so besser.

Es traf sich, daß der Verwalter seines elterlichen Gutes schon mehrere Male wegen einer Pachtfrage seine Anwesenheit verlangt hatte. Er brauchte also nicht lange nach einem Grunde für eine Urlaubsforderung zu suchen. Freilich, er war in übelster Laune, als er nun im abscheulichsten Schneegestöber das Rheinstädtchen wieder betrat, das er in blühender Maienpracht mit so leichtem, jauchzendem Herzen verlassen hatte. Seine Sachen waren ihm damals nach Frankfurt nachgeschickt worden; in seinem tiefen Groll gegen Elwine war es ihm ganz unmöglich

erschienen, sein Haus, die ganze Umgebung wiederzusehen, die ihn an jenen kurzen Herzensroman erinnerte.

Auch jetzt zog er die Stirne finster zusammen, als er des Fernrohrs ansichtig wurde, an dem er so viele Stunden verträumt hatte. Mit verächtlicher Miene blickte er, am Fenster stehend, auf die Villa hinab, die nun ganz düster und unscheinbar in dem weiten, weißen Garten lag. Nach dem heißen Taumel der letzten Wochen drückte ihn die Stille um ihn her wie ein Alp auf der Brust, und wenn auch unablässig Olga's hohe Gestalt, ihr heißer Blick vor seinen Augen schwebten, so war diese Spukgestalt doch keine Trösterin in seiner Einsamkeit, denn eine schuldige Liebe trägt in der Erinnerung nur Dornen und Stacheln.

So befiel ihn, trotz der Langeweile, die ihn quälte, ein jäher Schrecken, als Tags darauf in der Mittagstunde seine Haushälterin bei ihm eintrat und mit geheimnißvollem Flüstern eine Dame meldete, die ihn zu sprechen wünsche. Er hatte keinen anderen Gedanken, als daß es Olga sein müsse, die, ihre Entsagung bereuend, ihm nachgereist sei, und alle furchtbaren Konsequenzen eines solchen Schrittes standen ihm beängstigend und verwirrend vor Augen.

So trat er befangen und erregt in das Besuchszimmer und fuhr sprachlos einen Schritt zurück, als ihm hier Frau Therese Link gegenüberstand.

Sie sah noch bleicher aus, als im Sommer, und ihre sonst so strengen, forschenden Augen hatten nun einen scheuen, müden Blick; auch schien sie sichtlich befangen und

hatte bei den ersten gleichgiltigen Begrüßungsworten Mühe, ihre Stimme zu beherrschen, in der eine große Erregung zitterte. Ihm aber verschärfte seine innere Unzufriedenheit den Haß auf diese Frau, und mit der eisigsten Miene bot er ihr einen Platz und fragte, wodurch ihm die Ehre dieses Besuches zu Theil geworden sei.

„Seit zwei Tagen weiß ich, daß Sie hier sind,“ sagte sie und blickte mit starren Augen auf den Teppich zu ihren Füßen, „seit zwei Tagen habe ich mich vorbereitet auf den Augenblick, da ich Ihnen gegenübersitzen würde und nun — nun wird es mir schwerer zu sprechen, als ich dachte, es wird mir fast unmöglich!“

„Es ist also eine so ernste Angelegenheit, die Sie zu mir führt?“ fragte er befremdet.

„Es handelt sich um ein Schicksal,“ gab sie ernst zurück; und dann die Hände in einander pressend, fügte sie mit einem Blick, aus dem wieder der alte, heiße Groll gegen ihn aufblitzte, hinzu: „O wären wir an jenem Maitag nicht den Rhein hinunter gefahren! O hätten Sie niemals den Weg meines Kindes gekreuzt!“

„Gnädige Frau, Sie werden mich nicht abermals der Aufdringlichkeit zeihen können. Ich blieb der jungen Dame so ferne, wie Sie es mir befohlen haben.“

„Ich glaubte recht und klug zu handeln,“ fuhr sie fort, mit wieder gesenkten Augen, leise, als spräche sie zu sich selbst. „Noch als wir von der Reise heimgekehrt waren, und Elwine wie verändert erschien, müde und freudlos durch das Haus schlich, noch damals bereute ich nicht, was ich gethan. Ich glaubte nicht, daß der eine Tag

ihr einen so unverwischbaren Eindruck gemacht haben könnte. Ich bin so unbegreiflich blind gewesen. Ich hatte Sie doch an unserem Hause auf und ab gehen sehen, hatte Sie wieder erkannt, als Sie auf das Schiff kamen, und wohl vermuthet, daß dieses Zusammentreffen kein Zufall war. Aber ich wollte nicht glauben, daß sich in wenigen Stunden eine fremde Macht zwischen Mutter und Kind drängen könnte. Ich meinte, Elwinens Vertrauen zu besitzen, und da sie nicht ein einziges Mal ihren Namen nannte —"

Alfred, der erst frostig und befremdet zugehört hatte, fuhr bei den letzten Worten so heftig auf, daß sie ihren Satz unterbrach. Sein Herz jubelte auf: „Du hast dem Mädchen Unrecht gethan; sie war verschwiegen; nur die Mutter trug die Schuld!" Und er weidete sich an der Befangenheit der Frau, die ganz zerknirscht vor ihm saß.

„Elwine war traurig," fuhr Therese fort, „und wollte nicht gefragt sein, was ihr fehle. Da sie mir aus dem Wege ging, und ich die forschenden Blicke nicht von ihr lassen konnte, entstand eine Entfremdung zwischen uns, die unser Heim recht freudlos gemacht hat. Manche, manche Woche lang hat der unausgesprochene Kummer auf uns Beiden gelastet, und Niemand wird mir nachfühlen können, wie die melancholische Miene meines Kindes mich quälte und betrübte. — Eines Nachts hörte ich sie ganz herzbrechend schluchzen. Nun bezwang ich mich nicht mehr; ich schlich in ihr Stübchen, nahm sie in die Arme und mit den zärtlichsten Worten bat ich sie, mir zu vertrauen. So tapfer sie ihn sonst vor mir verleugnet, in jener

Stunde war ihr Herzensjammer so groß, daß er sich ihr auf die Lippen drängte.

‚Er wird sein Haus verkaufen, er haßt unser Städtchen, sagen sie. Ich soll ihn nie, nie wiedersehen!‘ klagte sie unter Thränen.

‚Wer, welcher — er? Von wem sprichst Du?‘ rief ich entsetzt. Ach, ich hätte nicht zu fragen gebraucht. Ich hatte mit einem Male Klarheit, furchtbare Klarheit! Und wie mir das Mädchen nun das ganze Leid ihrer jungen Seele beichtete und dann verzweifelt rief: ‚Mutter, was kann ihn so plötzlich verwandelt haben? Warum ist er so fremd und kalt von mir fortgegangen?‘ Da stand ich vor meinem Kinde wie eine Schuldige."

Sie schwieg eine Weile. Es blieb ganz still in dem Gemach. Dann setzte sie in tiefem Ernste hinzu: „Ich kann Ihnen nicht erklären, Herr Lieutenant, welche Beweggründe meine Handlungsweise geleitet hatten, wie diese nun plötzlich durch die Thränen meiner Tochter eine Wandlung erfuhren. Ich habe meinen Eingriff in das Schicksal bereut, und da ich keine selbstsüchtige Mutter bin, kam ich zu Ihnen, um Ihnen zu bekennen, daß ich allein an jenem Morgen Ihre Blumen und Ihren Brief abgewiesen habe. Meine Tochter schlief noch; sie ahnte nichts von dieser Beleidigung; und um ihretwillen bitte ich Sie nun: Verzeihen Sie mir!"

Man hörte es an dem Klang ihrer Stimme, daß die Worte sich nur mühsam, im härtesten Kampfe von ihren Lippen losrangen, und daß sie den Mann haßte, mehr denn je, den ihr Kind liebte.

Er war tief ergriffen. Eine der peinlichsten Erinnerungen wurde ihm durch diese unerwartete Genugthuung aus dem Gedächtniß gelöscht; die süße Mädchengestalt aber stand wieder ungetrübt vor seinen Augen, umflossen von dem gewaltigsten Zauber: von einer schwärmerischen Liebe.

„O, Sie waren grausam, gnädige Frau!" rief er aufspringend. „Die Neigung zweier junger Herzen ist wohl das Schönste und Beste, was die Welt ihr eigen nennt; und Sie haben dieses reine, göttliche Gefühl in mir mit Füßen getreten!"

Auch die Mutter hatte sich erhoben; ernst und vornehm.

„Mißverstehen Sie mich nicht," sagte sie. „Ich wollte nicht um Liebe betteln für meine Tochter. So wenig ich ihr die Sterne vom Himmel holen kann, so wenig vermag ich ihr ein Herz zurück zu rufen, das sich von ihr abgewendet hat. Mitleid soll Sie nicht zu meinem Kinde führen; und wenn Ihre Neigung sich so rasch zertreten ließ, so sei Alles ungesagt und vergessen, was ich in dieser Stunde gesprochen habe; und wir sehen uns niemals wieder. — Ich bin nur gekommen, um meine Seele von dem Vorwurf zu entlasten, daß ich den Wunsch und das Glück meines Kindes durch meinen Groll gekreuzt hätte. Wenn Sie Elwine lieb haben, so will ich Ihnen den Weg zu ihr nicht versperren. Aber betreten Sie mein Haus nicht," fuhr sie in aufflammender Leidenschaft fort, „ohne ernstlich zu bedenken, was Sie thun! Die Seele eines jungen Mädchens ist ein Heiligthum; Sie dürfen sich ihr nur reinen Herzens nahen. Mein Kind ist das Einzige, was

ich in der Welt besitze! Sie sollen es mir nicht nehmen, wenn Sie es nicht glücklich machen wollen."

Ohne ihm die Hand zu reichen, ohne ein Wort der Erwiederung abzuwarten, verließ sie das Gemach. Er geleitete sie bis an die Thüre und verbeugte sich stumm.

Dann stand er regungslos an dem großen Fenster seines Speisezimmers, und seine Augen folgten der hohen, dunklen Gestalt, die langsam durch die schneebedeckten Weinberge dahinschritt.

Die seltsame Unterredung hatte seinen Gedankengang tief verwandelt. Er sah wieder die gläubigen Mädchenaugen im Sonnenlicht glänzen und hörte eine klare Stimme sagen: „O, ich weiß, daß Sie sehr gut sind!"

Wie dunkel war seitdem sein Leben geworden, wie erfüllt von schwülen Erinnerungen! Die Schuld hatte ihn gestreift mit ihrem heißen Athem und ihm Wünsche in's Ohr geraunt, die ihm sein sittliches Bewußtsein vergifteten. Halbwegs schon war er ihr verfallen, und wenn er zurückkehrte in den Dunstkreis der Großstadt, wenn er wieder in jenem Gemache stand, vor jener blendenden Frau, dann packte die Schuld ihn wohl unwiderruflich, und nie wieder durfte er von reinen, jungen Lippen die Worte hören: „Sie sind gut!" wenn sie ihm nicht wie Hohn klingen sollten.

Unwillkürlich griff er nach dem Fernrohr, stellte es auf den alten Platz und richtete wieder die Augen auf die Villa, um sich die Stimmung jener Frühlingstage zurückzurufen.

Als wolle der Himmel selber ihm ein Zeichen geben, war durch das Nebelgewölk ein Sonnenstrahl gedrungen,

daß die bereiften und beschneiten Bäume glitzerten, und die weiße Winterlandschaft in Klarheit leuchtete wie ein Tempel von Krystall. Die Sonne hatte Elwine wohl auf die Veranda gelockt. Sie stand ganz lichtumflossen, mit jener anmuthigen Neigung der zierlichen Gestalt, die er so oft betrachtet hatte; nur die Augen waren ernster, und die Lippen strenger geschlossen.

Es packte ihn mit allgewaltiger Rührung, daß der Gedanke an ihn diese Veränderung in ihr herbeigeführt hatte; daß hier in der stillen Heimath ein Herz für ihn schlage. Wie ein Mahnruf klang's ihm durch die Seele: „Dort steht Dein guter Genius und harrt Deiner! Folge ihm! Folge ihm!" —

Die Mutter aber, die diesen Aufruhr in seinem Gemüthe wachgerufen, ging dahin wie betäubt und achtete es nicht, wenn ihr Fuß auf den ungebahnten Wegen in den Schnee versank, den die Sonne erweichte. Ihr war's, als habe sie heute einen Stoß auf das eigene Herz geführt und fühle nun das Blut der Wunde entströmen.

O tausendmal lieber hätte sie gedarbt, gebettelt für ihr Kind, als den Weg zu gehen, von dem sie eben kam. Sie, die um ihrer Tochter willen zur Ehefeindin geworden war, hatte ihr Kind nun selbst dem fremden Manne an den Hals geworfen! Vielleicht lachte er über die Mutter, die ihm das Herzensgeheimniß ihrer Tochter anvertraut. Sie hatte ihm ja nicht bekennen dürfen, warum die Melancholie des Mädchens sie so unsagbar ängstigte, warum Elwine solche Gewalt über sie hatte mit ihren Thränen. Niemand durfte je ahnen, daß sie hinter dem verblaßten,

verdüsterten Gesichte ihrer Tochter das furchtbare Gespenst des Wahnsinns lauern sah, und daß sie, irre geworden an ihrem Zukunftsplan, von Selbstvorwürfen gequält, keinen anderen Wunsch mehr gehabt bei Tag und Nacht, als wie sie die Schwermuth ihres Kindes zu heben vermöchte, sei's auch auf Kosten ihres eigenen Glückes, ihrer Vorurtheile und ihres Stolzes.

Nun war das Opfer vollbracht. Nun hatte sie Elwine dem allgemeinen Frauenloose preisgegeben. Ob zu ihrem Glücke oder zu ihrem Verderben — sie wußte es nicht. Sie war kampfesmüde und hatte den Muth verloren, der Natur und dem Schicksal Trotz zu bieten.

Es kam eine Ruhepause für ihr zitterndes Gemüth. Zwei Tage später kehrte Elwine in freudiger Erregung von einem Spaziergange heim. Die Mutter wußte, ohne zu fragen, daß sie ihn gesehen habe. Halb befreit, halb in Bitterkeit, dachte sie, daß dem fremden Manne mit einem Wort, vielleicht nur mit einem Blick gelungen sei, was all' ihre zärtliche Hingebung nicht zu erreichen vermocht: das Mädchen lachte wieder mit Augen und Mund.

Tags darauf betrat Alfred zum ersten Male die Villa. Er war sich voll bewußt, daß dieser Besuch, nach dem, was die Mutter ihm gesagt, einer Werbung gleich komme und ihn für immer an das Mädchen fesseln würde. Aber seit er wieder in das liebe junge Gesicht geschaut, das bei seinem Anblick von Gluth übergossen wurde, seit er die Stimme wieder gehört, die so rührend bebte bei dem unerwarteten Wiedersehen, war sein ganzes Wesen gewonnen für das reine Glück, das hier in der Heimath ihm werden sollte.

Wenn er dann neben Mutter und Tochter in dem stillen Wohngemache saß, und draußen die Rheinwellen in ewigem Rhythmus vorüberfluthen sah, oder der Mädchenstimme lauschte, die schlicht, doch mit voller Seele für ihn sang, dann war es ihm, als habe er sich aus wilder, stürmischer See in eine ruhige Uferbucht gerettet. Noch hörte er in der Ferne die laute, tosende Brandung, noch fühlte er, wie ihn die Sturmwogen geschaukelt; aber es that ihm wohl, daß er sein Lebensschiffchen sicher und geborgen wußte und keine Klippen zu fürchten hatte.

Um sein friedliches Glück recht auskosten zu können, hatte er um eine Urlaubsverlängerung nachgesucht. Es graute ihm vor der Rückkehr in die alten Verhältnisse, und als Frau Link bei seiner feierlichen Werbung um ihre Tochter ihm nahe legte, den Dienst zu quittiren und seine Zeit und Kraft der Bewirthschaftung seines Gutes zu widmen, schenkte er ihr in seiner augenblicklichen Stimmung nicht ungern Gehör.

Im übrigen vermochte Therese ihm nur wenige Worte zu sagen. Wie sie auch die Entscheidung hatte heranrücken sehen, der Moment ergriff sie allgewaltig. Sie erfaßte plötzlich die Rechte des Offiziers mit ihren beiden Händen und sagte, während sich ihr die Augen mit Thränen füllten: „O seien Sie gut gegen mein Kind — seien Sie gut!“

Und er versprach's und schwor sich's selbst, als er dann mit dem Rechte des Bräutigams das verwirrte, feierlich bewegte Mädchen in die Arme schloß. Aber während ihr Mund scheu und schüchtern den seinen berührte,

mußte er unwillkürlich an den Flammenkuß denken, der zuletzt auf seinen Lippen gebrannt hatte. Er schämte sich der Erinnerung, die ihm in diesem Momente ein böser Geist in's Ohr raunte, und wie um sich zu retten vor ihr, sah er dem Mädchen tiefer in die Augen. „Hast Du mich lieb, wirklich lieb, Elwine?" frug er.

Sie aber verstand nicht sinnbethörend zu lächeln; sie hatte keine Blicke, die Feuer in die Adern gossen, und je wärmer sie empfand, desto mehr gebrach es ihr an Worten.

„Lieb in Trauer und in Freude, vom ersten Tage an," versicherte sie nur leise und sah klar und offen zu ihm empor. „Kaum begreife ich, daß Sie — daß Du — es nicht schon damals sahst. Ich habe mein Herz nicht versteckt."

„Doch, Liebste, doch! Du warst unfreundlich und trotzig an dem zweiten Morgen."

Sie wendete sich ab. „Weil ich Dich am Abende mit Frau Olga im dunkeln Garten sah. Arm in Arm — Ihr lachtet zusammen."

Seine Hand, in welcher die ihre lag, zuckte. Es klang nicht ganz unbefangen, als er den Namen wiederholte: „Mit Frau Olga? Damals kannte ich sie noch nicht!" fügte er nachdenklich hinzu.

Es war ihm zum ersten Male aufgefallen, wie derselbe Tag ihn mit den beiden weiblichen Wesen zusammengeführt hatte, die, so grundverschieden sie von einander waren, Macht über ihn gewonnen hatten.

Wieder glitt das Bild der schönen Frau wie ein

Schatten zwischen die Verlobten, und auf's Neue gelobte er sich, daß ihre Macht gebrochen und vernichtet sein müsse.

Dann kamen ein paar selige Tage des stillen, weihevollen Glückes, während welcher Elwine den ganzen anschmiegenden Liebreiz ihres Wesens entfaltete.

Aber Olga's Gestalt sollte noch einmal vor seinen Augen auftauchen. Es war kurz vor seiner Abreise. Man sprach von der Hochzeit. Die Mutter war zu Alfred's freudiger Ueberraschung für eine kurze Brautzeit und gab dem Wunsche ihrer Tochter bereitwillig nach, die gerade an dem Tage, an welchem die Rheinfahrt sich jährte, an den Altar treten wollte. Dann flüsterten die Verlobten von jenem vergangenen und jenem kommenden sechzehnten Mai, während Therese sich mit den von der Abendpost gebrachten Briefen und Gratulationskarten beschäftigte.

Plötzlich stieß sie einen Ruf der Bestürzung aus. Sie hielt ein schwarz gerändertes Blatt in Händen.

„Eine Todesanzeige," sagte sie ergriffen. „Edmund Brenkenhoff, Landesgerichtsrath. Der gute, brave Mann! Ob er einem Schlaganfall erlegen ist? Es heißt hier: nach kurzer Krankheit, schnell und unerwartet."

Alfred sprang auf. Elwine hatte ihn nie so blaß und erregt gesehen. „Rath Brenkenhoff? Derselbe, den wir voriges Jahr auf dem Schiffe getroffen haben — das ist nicht möglich! Vielleicht eine Verwechslung, eine Namensgleichheit!" rief er, ohne zu wissen, was er sagte.

„Nein, nein," gab Therese zurück und blickte ihn an, befremdet von seinem Ton. „Frau Olga hat sich unterschrieben als tieftrauernde Wittwe."

Er stand regungslos und schaute so starr vor sich hin, daß Elwine ängstlich zu ihm hintrat, während Theresens Gesicht sich verfinsterte.

„Der Todesfall scheint Ihnen sehr nahe zu gehen, Herr Lieutenant!"

Er schüttelte die Beklemmung ab, die ihn überkommen hatte und erwiederte ausweichend, so ruhig er konnte: „Es hat mich tief traurig berührt. Eben sprachen wir so lustig von jener Rheinfahrt — auch Rath Brenkenhoff erinnerte sich gerne des Tages, und nun zu hören, daß er todt ist!"

„Sie sind mit dem Ehepaar noch öfters zusammengetroffen?" frug Therese, ohne die Augen von Alfred zu verwenden.

„Einige Male. Man traf in dem Hause gute Gesellschaft."

„Natürlich. Frau Olga ist schön und geistreich. Daß sie einen selbstsüchtigen Charakter hat und daß sie ihren Mann unglücklich gemacht hat, was kümmert das die Welt!" rief Therese bitter, beunruhigt von dem Gedanken an diese Frau.

Alfred fühlte diesem gereizten Ton gegenüber die Pflicht, Olga zu vertheidigen.

„Wer kann behaupten, daß die Frau die alleinige Schuld an der traurigen Ehe trifft. Zwei Menschen, die nicht zusammenpaßten —"

„Sie hätte jedenfalls eine Schuld der Dankbarkeit abzutragen gehabt an dem Gatten, der sie aus den armseligsten Verhältnissen in die glänzendsten versetzte und sie vor dem Gouvernantenloos rettete, das ihr bevorstand."

Alfred schwieg. Es mißfiel ihm, daß Olga trotz ihres scheinbaren Vertrauens nie hiervon gesprochen hatte, und er meinte nun die Motive ihrer Wahl, ihren ganzen Charakter so klar zu durchschauen, daß ihm wieder das alte Mitleid für ihren Gatten erwachte und zugleich mit einem dunklen Grauen vor der jungen Wittwe mit den glückverlangenden Augen.

Tags darauf nahm er Abschied von der Braut und kehrte in das Stadtleben zurück, in die Berufspflichten. Ein ihm wenig geneigter Vorgesetzter war zu einem anderen Regimente versetzt worden, der Dienst gefiel ihm wieder besser, und er bereute das Versprechen, ihn zu quittiren. Er hätte gerne offen zu Elwine über diese veränderte Stimmung gesprochen und sie zu einer Uebersiedelung nach Frankfurt zu bewegen gesucht, doch er wußte nicht, ob sie ihre Briefe vor der Mutter geheim hielt, und es war ihm peinlich, vor dieser Frau, deren Mißtrauen gegen ihn er fühlte, als wortbrüchig und wandelbar dazustehen.

So versuchte er nur einige Andeutungen, und nahm sich vor, Elwine mündlich für seine Ansichten zu gewinnen. Doch er konnte, wenn er Soldat bleiben wollte, keinen längeren Urlaub mehr beanspruchen, und seine Braut daher nur an einem Sonn- oder Feiertage besuchen; während dieser kurzen Stunden blieb er aber nur wenige Augenblicke mit ihr allein und dann machte ihn der Gedanke, daß er in der wichtigen Zukunftsfrage das letzte Wort noch nicht gesagt hatte, befangen, und er zögerte, bis die kurze Frist verstrichen war. Elwine aber sah ihn dann wohl mit großen, betrübten Augen an und empfand in

diesen langersehnten Minuten der Einsamkeit eine leise Enttäuschung.

Schon regte sich überall das Grünen und Blühen. Nur wenige Wochen trennten ihn von dem hochzeitlichen Maitage. Mit den sonnigsten Frühlingsempfindungen ging er eines Nachmittags in dem zoologischen Garten spazieren. Da kamen ihm auf einem einsamen Seitenwege zwei Damen entgegen; die eine führte einen Knaben an der Hand und war ihm fremd; die andere erkannte er mit unwillkürlicher Beklemmung. Sie war in tiefstes Schwarz gekleidet und der Crêpeschleier wallte reich und lang über ihr Gewand.

Als er näher kam, sah er aber, wie blühend und ungetrübt ihr Gesicht aus der Trauerhülle hervorleuchtete, und sah in ihren Augen einen Blick, der ihn erschreckte. Diese Augen schienen ihn mit ihrem heißen Gruß an die letzte Stunde zwischen ihnen zu mahnen, ihn zu fordern als ihr Eigenthum.

Er trat etwas befangen auf Olga zu, die ihm die Hand reichte und ihn ihrer Begleiterin vorstellte.

„Erst heute, gnädige Frau, kann ich Ihnen mündlich meine Theilnahme, mein innigstes Bedauern wiederholen. Ich wagte nicht, Sie zu besuchen."

„Sie würden meine Thüre auch versperrt gefunden haben," erwiederte sie in ruhigem Ernst. „Ich habe natürlich Niemanden empfangen."

Die Dame an ihrer Seite hatte sich, von ihrem Knaben gedrängt, einem der Käfige genähert, und sobald dieselbe außer Gehörweite war, veränderte Olga ihren Ton.

„Ich habe vollkommen gebilligt, daß Sie bisher nicht kamen," sagte sie leise, erregt. „Es wäre aufgefallen. Doch nun, da die ersten Trauerwochen vorüber, nun darf ich wohl die strengste Einsamkeit aufheben. Wie freue ich mich auf dieses Wiedersehen und wie danke ich es dem Schicksal, daß wir ihm entgegenblicken können ohne Reue, ohne Schuld!"

Er fühlte, daß er sie nicht weiterreden lassen durfte, daß er ihr eine Mittheilung schuldig war.

„Es liegt viel zwischen jenem Abschied und dem heutigen Tage," sagte er ernst.

„Das soll heißen: daß Sie ein Anderer geworden seien?" frug sie heiser, mit starren Augen.

„Gnädige Frau scheinen nicht erfahren zu haben —" stotterte er befangen, „so unbegreiflich mir das erscheint — ich selbst habe die Karte überschrieben, wenn ich sie auch allerdings noch an den Herrn Rath adressirte — daß — daß ich mich verlobt habe mit Fräulein Elwine Link."

„Verlobt!" Sie stieß das Wort tonlos hervor und ein solcher Ausdruck des Schreckens, des Zorns, der Bestürzung kam über ihr Gesicht, daß es einen Augenblick vollständig verzerrt und entstellt erschien. Doch die Begleiterin trat heran. Olga hatte sofort ihre Fassung wieder.

„O, die Verlobungsanzeige wird unter den Papieren meines Mannes liegen geblieben sein, die ich noch nicht die Kraft hatte, in die Hand zu nehmen," sagte sie mit der tiefen Trauer, die einer Wittwe geziemte. „So kann ich Ihnen denn heute erst Glück wünschen, Glück — von ganzem Herzen."

Doch der Blick, der ihren Wunsch begleitete, ließ ihn wie einen Hohn, einen Fluch klingen.

Die drei Menschen gingen eine Weile ziemlich einsilbig, in peinlicher Stimmung weiter. Sobald der Knabe die junge Mutter wieder fortgezogen hatte, zischte eine heisere Stimme in Alfred's Ohr:

„Eine Verlobungskarte haben Sie mir geschickt? Sehr höflich von Ihnen! Und damit glaubten Sie ja wohl Ihrer Verpflichtung gegen mich Genüge gethan zu haben? Daß Sie Monate lang mit Ihren tollen Blicken mein Herz bestürmten, daß Sie eine unselige Gluth in mir entfacht, Sie haben es vergessen, da neues Glück Sie lockte. Mit meinem Kuß auf den Lippen gingen Sie hin, eine Andere zu freien!"

Wie ein heißer Sturm zogen die Worte an ihm vorüber.

„Haben Sie mich nicht selbst fortgeschickt, mich nicht beschworen, zu verzichten?" vertheidigte er sich, tief getroffen von ihren Vorwürfen.

Sie hob das gesenkte Haupt so heftig, daß der Crèpeschleier wie eine erregte, dunkle Welle um ihre Gestalt wogte.

„Sie wußten nicht, daß ich frei geworden war, als Sie sich verlobten?"

„Nein!"

„O das furchtbare Verhängniß!" murmelte sie. Und dann, nach einem spähenden Blick, ob Niemand sie belauschte, fuhr sie fort: „O gestehen Sie es nur, daß auch Sie dies als ein Verhängniß ansehen müssen, daß Sie

die Stunde verwünschen, in der Sie sich die Hände gebunden haben, daß auch Sie jetzt nach Freiheit begehren!"

„Meine Freiheit — sie wäre Wortbruch; sie wäre meine Ehrlosigkeit!" gab er rasch und energisch zurück. Sie hatte die Augen auf ihn geheftet; zwischen ihnen tanzte ein langer funkelnder Sonnenstreifen; die seltsamen, wilden Laute der gefangenen Thiere klangen an ihr Ohr; aus dem Käfige vor ihnen schaute ein Adler düster auf sie herab und schlug zornig mit den mächtigen Flügeln.

Alfred war von dieser unerwarteten Begegnung heftig bewegt worden; er fühlte eine gewisse Schuld vor dieser Frau, die ihm zum ersten Male so rückhaltlos ihre Leidenschaft offenbarte, eine Leidenschaft, welche ihm vor wenigen Monaten noch als das schwindelndste Glück erschienen wäre, und er sann über die seltsame Fügung nach, die sein Schicksal bestimmt und die Zukunft seines Herzens gestaltet hatte.

Sie mißverstand sein Schweigen; der Ernst auf seinem Gesichte schien ihr der Ausdruck seiner Reue, und sie war überzeugt, daß sie ihre Macht über ihn zurückgewonnen. In ihren Augen leuchtete Siegesgewißheit.

— — — — — — — — — — — —

Ein paar Tage später stand Elwine an jener freien Stelle des Gartens, von welcher man die Straße zu überblicken vermochte. Sie pflegte hier allmorgendlich auf den Briefboten zu warten und wenn sie seiner Gestalt ansichtig wurde, dann fing ihr Herz ungeduldig zu klopfen an, dem Gruß des Bräutigams entgegen.

Auch heute klingelte der Postbote am Gitterthore, auch

heute hatte er ein Blatt, das ihre Adresse trug. Aber sie blickte enttäuscht auf dasselbe nieder, erbrach es hastig und es war kein freudiges Roth, das ihr während des Lesens in die Wangen stieg.

Der Mutter, die auf der Veranda saß, fiel es auf, daß heute aus den Augen des Mädchens nicht jene Glückseligkeit strahlte, die ihr sonst die Worte des Bräutigams wachriefen und die stets ihren Abglanz in das theilnehmende Herz der Mutter warf.

„Ein Brief von Alfred?" frug sie endlich.

Elwine erröthete ein wenig. „Ja," sagte sie dann.

„Was schreibt er Dir?"

„O nichts Neues," lautete die kurze Antwort.

Dann arbeiteten die beiden Damen schweigend weiter; Elwine aber war sichtlich zerstreut und unruhig.

Als es elf Uhr schlug, faltete sie ihre Nähterei zusammen und bemerkte aufstehend: „Ich werde heute einmal wieder nach meinen Armen sehen, die ich lange vernachlässigt habe. Ich habe keine Lust, still zu sitzen."

Sie ging die Fahrstraße entlang, die in den älteren Theil des Städtchens führte; aber nur eine Strecke weit. Dann blieb sie stehen, blickte sich um, ob ihr die Mutter nicht folge und eilte auf einem Seitenwege wieder zurück an den Rhein, in die ziemlich entfernt von ihrer Villa befindlichen Anlagen.

Sie hatte der Mutter eine Lüge gesagt. Der Brief war nicht von ihrem Bräutigam gewesen, und die Sorge um ihre Armen führte sie nicht von Hause fort.

Olga hatte ihr geschrieben, daß sie mit dem nächsten

Zuge ankommen würde und sie um eine heimliche Unterredung bäte. Die junge Wittwe saß auch bereits auf der in ihrem Briefe bezeichneten, ziemlich versteckten Bank, als Elwine ein wenig scheu und erregt auf dieselbe zutrat.

„Ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind," sagte Olga, ihre Hand drückend in warmer Bewegung. „Ich habe Wichtiges mit Ihnen zu sprechen. Aber ich werde tiefe, innerste Herzensangelegenheiten berühren und meine Seele Ihren Blicken enthüllen müssen. Wollen Sie mir daher versprechen, zu schweigen, und Niemandem zu verrathen, was in dieser Stunde zwischen uns vorgehen wird?"

„Ich verspreche es," gelobte Elwine, die bleich, mit angstvoll klopfendem Herzen an Olga's Seite Platz nahm.

„Ich weiß," begann diese nach einer kurzen Pause mit ihrem weichsten, bestrickendsten Tone, „daß man in Ihrer Jugend noch kein Verständniß hat für die Konflikte, die ein Frauenherz durchstürmen können. Sie sind noch im Frühling des Lebens und erst in dessen Sommerhöhe kommen die Gewitter. Verdammen Sie mich deshalb nicht vorschnell, wenn ich gestehe, daß ich meinen armen, seligen Gatten nicht geliebt habe. Mein Bräutigam war im Feld gefallen; ich meinte, meine ganze Liebefähigkeit sei mit ihm begraben. Getäuscht habe ich meinen Mann nicht; er wußte, daß er nur Achtung, Freundschaft und Pflichttreue von mir zu erwarten hatte, und der edle Mensch hat es mir nie zum Vorwurf gemacht, daß wir Beide in unserer Ehe kein rechtes Glück fanden. Wie unglücklich ich war, erkannte ich freilich erst später, als

nach manchem Jahr die todtgeglaubte Liebe sich wieder in mir regte, für einen Anderen, für den Mann, mit dem Sie sich vor wenigen Monaten verlobt haben."

Elwine zuckte zusammen. Sie hatte vorhergesehen, daß zwischen ihnen von Alfred die Rede sein würde, aber der beginnende Kampf erschütterte sie dennoch mehr, als sie geglaubt.

„Und mein Bräutigam?" frug sie mit Thränen in der Stimme.

„Er theilte diese Liebe. Aber wir kannten Beide unsere Pflicht. Ich befahl ihm, ich bat ihn, mich zu fliehen. Er ging, hoffnungslos. Dank sei dem Himmel, daß wir die Kraft der Entsagung hatten, daß ich meinem Mann, als er, wenige Wochen später, eines Morgens leblos vom Stuhl sank, ohne Schuldbewußtsein die Augen zudrücken konnte! Ich habe um ihn geweint und getrauert; keine Menschenseele hat der Vermuthung Raum geben dürfen, daß hier ein ungeliebter Mann zu Grabe getragen worden. Aber kein billig Denkender wird es mir verübeln können, wenn nach den ersten Wochen der Erschütterung und des Schmerzes eine leise Stimme in mir flüsterte: Nun bist Du frei — frei für das Glück, nach dem Du geschmachtet und gedürstet hast! Nun kann er Dein werden, ohne Schmach, ohne Verrath. — Verstehen Sie nun, Elwine," fuhr sie fort mit leiser, leidenschaftlich bebender Stimme, „verstehen Sie, was ich empfand, als diesem Aufschrei meines Herzens ein neues ‚Nein!' entgegenklang: ‚Nein! er ist verlobt mit einer Anderen!' — Ich habe gewüthet gegen das Schicksal, gegen ihn, gegen Sie! Dann aber

sagte ich mir, wie ahnungslos Sie gewesen, daß Sie einer glücklosen Frau so schweres Leid zufügten. Mehr als dies! Ich sagte mir: wenn dieses Mädchen ihn wahrhaft liebt, dann muß sein Glück ihr höher stehen, als das ihre; dann muß sie Seelengröße genug besitzen, um ihn frei zu geben, sobald sie erfährt, daß sein Herz einer Anderen gehört, daß er sich nur aus Verzweiflung in eine neue Liebe rettete. Darum kam ich zu Ihnen."

Es standen keine Thränen mehr in Elwinens Augen. Empörter Mädchenstolz flammte aus ihnen, als sie nun in bitterem Tone frug: „Hat mein Bräutigam Sie beauftragt, mir dies mitzutheilen?"

„Nein, wo denken Sie hin, Kind?" rief Olga, ihr die Hand auf den Arm legend, und sah sie mit jenem weichen, vollen Blicke an, mit dem sie die Herzen zu rühren und zu bezwingen verstand. „Er ahnt nicht, er darf niemals ahnen, daß ich so zu Ihnen sprach. Er ist Offizier, er ist ein Mann von Ehre. Er gab Ihnen sein Wort. Nur Sie könnten ihn von demselben lösen durch einen edlen, großmüthigen Entschluß. Ich weiß, ich fordere ein Opfer von Ihnen, dessen nicht jedes Mädchen fähig wäre. Aber ich fordere es, weil ich nach meinem eigenen Herzen das Ihre messe, weil ich weiß, daß ich selbst solche Kraft besäße, daß ich ihm entsagen würde, und wäre alles konventionelle Recht in meinen Händen, wenn ich nicht die Gewißheit seiner Neigung hätte, nicht die volle Zuversicht, daß ich — nur ich allein ihn zu beglücken vermöchte!"

Elwinens Herz hämmerte in heißen Schlägen. Es brauste ihr in den Ohren, es flimmerte ihr vor den

Augen. Aber in der auf sie einstürmenden Angst sah sie plötzlich das Gesicht des Geliebten vor sich, so wie er zum letzten Male von ihr Abschied genommen. Die selige Wonne, die sie empfunden, als er sie so heiß, so stürmisch in die Arme schloß, sollte Täuschung gewesen sein? Der Ton, der Blick sollten aus einem Herzen gekommen sein, das für eine Andere schlug?

„Unmöglich! unmöglich! Ich glaube es nicht!" rief sie aufspringend und aus ihrem jungen Gesicht leuchtete wieder die Zuversicht der Liebe. „Ich glaube nicht, daß er so falsch gegen mich sein könnte! — Verzeihen Sie, gnädige Frau," fuhr sie fort, da Olga's Züge sich zornig verfinsterten. „Ich zweifle ja nicht an der Wahrheit Ihrer Worte. Alfred hat Sie wohl geliebt. Aber vielleicht war die Neigung zu mir doch die ältere, tiefere in seinem Herzen, und sie ist wieder erwacht. Ich kann nimmermehr annehmen, daß er mich nur in einer verzweifelten Laune in sein Leben hereingezogen hätte und nun bei Seite schieben möchte, weil er den Weg zu Ihnen offen sieht. — Nein und tausendmal nein, ich opfere mein Glück nicht! Ich vertraue auf sein Herz und auf sein feierliches, heiliges Gelöbniß der Treue."

Auch Olga war aufgesprungen. Drohend funkelten ihre Augen über das Mädchen hin und sie rief mit verächtlich zuckendem Munde: „Nun denn, klammern Sie sich an dieses feierliche, heilige Gelöbniß! Er wird nicht den Muth haben, es zu brechen. Aber nicht aus Liebe, mein Fräulein, sondern nur aus kühlem Ehrgefühl und armseligem Mitleid! Er wird seine Ketten weiterschleppen;

aber ich prophezeihe Ihnen: er wird kaum noch wagen, Ihnen vor die Augen zu treten, und je näher der Tag heranrückt, an dem er das unselige Wort einlösen muß, desto unerträglicher lastet es wohl auf ihm. Vielleicht drückt es ihn so schwer und schmerzlich zu Boden, daß er noch in der elften Stunde nach einem Vorwand sucht, um einen Aufschub bettelt, wie der Gefangene, hinter dem die Thüre in's Schloß fallen soll. Dann werden Sie an mich denken!"

Wild und hastig hatte sie dem Mädchen die Worte entgegengeschleudert; dann zog sie rasch den Schleier über das Gesicht und entfernte sich mit einem kurzen, frostigen Gruß.

Elwine schritt langsam die Anlagen zurück. Sie hatte ja eigentlich in diesem Kampfe das Feld behauptet, aber jetzt, da sie allein war, fühlte sie sich doch gar nicht als Siegerin.

Ein heißer Schmerz bohrte, brannte, tobte in ihrer Brust. In jeder großen Liebe liegt ja auch der Zweifel an dem Werth der eigenen Persönlichkeit. Sie erschien sich mit einem Mal so nichtig, so reizlos neben Olga. Konnte wirklich ein Mann mit ganzer Seele an einem so schüchternen, weltunerfahrenen kleinen Ding Gefallen finden, wenn eine so glänzende, sprachgewandte, schöne Frau ihm ihre Gunst verhieß?

In tiefer Unruhe ging sie dahin durch das erste wonnige Frühlingskeimen. Sie mußte wohl, um sich vor der Mutter über ihre Zeit verantworten zu können, in ein paar Hütten treten und kleine Unterstützungen aus-

theilen. Aber sie enteilte rasch den Dankesworten und empfand eine lebhafte Ungeduld, als ihr in einer der Straßen die Haushälterin, die auf der Wildmeister'schen Besitzung thätig war, in den Weg trat. Sie wußte, daß die Redelust der Frau, die in dem einsamen Hause zu viel schweigen mußte, nicht zu steuern war und ließ denn ergeben den Strom ihrer Worte über sich ergehen. Plötzlich aber machte eine Bemerkung sie aufhorchen:

„O ich weiß es ganz genau, am 27. Februar ist unser Herr angekommen und es war am 29., als ihn die gnädige Frau besuchte.“

„Welche gnädige Frau?“ entfuhr es heftig den Lippen des Mädchens, die dabei an Olga dachte.

„Nun, Ihre Frau Mutter. Ja, ich sagte noch zu meinem Mann: August, sagte ich, dieser Schalttag ist ein Segenstag gewesen!“

Die Frau ahnte nicht, was sie mit ihren Worten gethan. Elwine hatte nicht darüber nachgedacht, wie es gekommen sei, daß Alfred, der sich doch so völlig von ihr abgewendet hatte, plötzlich mit ernster Werbung zu ihr zurückgekehrt war. Sie nahm ihr Glück in dankbarer Scheu, wie eine Göttergabe, die ihr direkt vom Himmel herab in den Schoß gefallen. Nun aber wurde mit einem Male der Vorhang emporgezogen, sie sah, daß eine Menschenhand an ihrem Glück gearbeitet hatte, und eine heiße Schamröthe stieg ihr in die Wangen. Am 29. Februar war ihre Mutter bei Alfred gewesen! Zwei Tage, bevor er ihr Haus betreten. Warum hatte sie ihn besucht? Warum war von Beiden dieser Besuch vor ihr verschwiegen

worden? Was konnte die Mutter ihm gesagt haben, um ihn zurückzurufen? Hatte sie ihm das scheue, tiefe Herzensleid ihrer Tochter verrathen? — O, dann mochte Olga wohl Recht haben, dann war es wirklich nur Mitleid, was ihn an sie fesselte!

Die Mutter blickte ihr besorgt in das verstörte Gesicht, als sie heimkehrte. Elwine aber grollte über den Mißbrauch ihres Vertrauens, den sie ahnte, und blieb düster und schweigsam. Mit einem Male wurden Theresens ernsteste Sorgen wieder lebendig durch den jähen Stimmungswechsel ihrer Tochter, und mitten in den Frühlingssonnenschein sank ein schwerer Schatten nieder auf das bräutliche Heim, in dem nun täglich Geschenke und glückwünschende Briefe anlangten.

Therese war überzeugt, daß irgend ein kränkendes Wort des Verlobten die Melancholie des Mädchens herbeigeführt habe und fühlte wieder ihren alten, kaum entschlummerten Groll gegen ihn erwachen, um so mehr, als er endlich mit der Erklärung herausrückte, er wünsche, daß seine junge Frau ihm nach Frankfurt folgen möchte, wo er bereits eine reizende kleine Wohnung angesehen habe. Er sei doch mit ganzer Seele Soldat, und es scheine ihm unmöglich, schon jetzt den Waffenrock an den Nagel zu hängen; auch würde er sich, als echtes Kind der Großstadt, auf dem Lande doch kaum dauernd eingewöhnen können."

Elwine nahm diese Mittheilung viel leichter auf, als die ihr gleichzeitig zukommende Nachricht, daß der strenge Dienst es ihm unmöglich mache, vor der Hochzeit auch nur für einen Tag an den Rhein zu fahren. So warm



und herzlich Alfred auch diese mehrwöchentliche Trennung in seinem Briefe betrauerte, dem Mädchen klangen doch unablässig die höhnischen Worte Olga's in den Ohren: „Er wird es nicht mehr wagen, Ihnen vor die Augen zu treten!" und in ihrer Seele war ein beständiges Schwanken von Vertrauen und Furcht, von seligem Träumen und bangen Zweifeln.

So vergingen die ersten Maiwochen. Am fünfzehnten, am Vorabende der Hochzeit, sollte Alfred in dem Rheinstädtchen eintreffen. Er war in der letzten Zeit wirklich so von Arbeit überlastet gewesen, da er auf besondere Empfehlung des Generals, den er einige Male in Olga's Salon getroffen hatte, zu dessen Adjutanten ernannt worden war, daß er die Vorbereitungen zu seiner Vermählung und zu der Hochzeitsreise erst in den letzten Tagen treffen konnte. Als vielbeschäftigter, freudig erregter Bräutigam hatte er denn gar keinen Gedanken übrig gehabt für ein am vierzehnten des Monats in Frankfurt stattfindendes Jubiläum und war daher sehr überrascht, als ihn ein Billet Olga's an diese Feierlichkeit erinnerte.

Seit der Begegnung im zoologischen Garten hatte er die schöne Frau nur ein einziges Mal wieder gesehen, und zwar in einer Bilderausstellung

„Ich hoffe, Sie haben die unsinnigen Worte vergessen, die ich zu Ihnen gesprochen habe," hatte sie ihm zugeflüstert, während sie Beide bewundernd vor einem Lenbach'schen Porträt standen. „Ich war überrascht — außer mir. Das ist nun vorbei. Ich bin vernünftig geworden und hoffe, wir bleiben gute Freunde!"

Einige höfliche Worte waren seine Antwort gewesen, und sie hatte dann mit einem freundlichen Lächeln nach seinem „Bräutchen" gefragt und ihm völlig ruhig und kühl die Hand zum Abschied gereicht. Ihm aber war's nach Allem, was zwischen ihm und Olga vorgegangen war, besonders da er sich dem Eindruck ihrer Erscheinung noch immer nicht völlig zu entziehen vermochte, wie ein Gebot der Klugheit und der Treue erschienen, ihre Nähe zu meiden. Und nun wendete sie sich an ihn mit einer Bitte.

Der am vierzehnten stattfindende Festzug würde an ihren Fenstern vorüberziehen, schrieb sie. Ihre Freundin wünsche dringend denselben zu sehen, könne aber, da ihr Mann verreist sei, nicht wohl allein und ohne Schutz durch die Straßen zu ihr gelangen, da es von Menschen wimmeln würde, ein Wagen aber nicht passiren dürfe. Nun könnte er ihr und ihrer Freundin einen Ritterdienst erweisen, wenn er die Dame, die ganz in seiner Nähe wohne, abholen und zu ihr geleiten möchte. Einem Offizier würde ja überall Platz gemacht, und sie verlasse sich im Uebrigen auf die stets an ihm erprobte Höflichkeit und Gefälligkeit.

Alfred fühlte sich von dieser Bitte bedrückt. Abschlagen mochte er sie nicht gerne; er hatte im Hause Brenkenhoff so viel Gastfreundschaft genossen, daß es ihm nun undankbar erschien, eine so kleine Gefälligkeit zu verweigern. Aber abgesehen von seiner kurz bemessenen Zeit, warnte ihn auch ein dunkles Gefühl vor diesem Wiedersehen mit Olga. Er fürchtete sich vor einer Abschiedsscene, die für Beide nur peinlich werden konnte. Jedenfalls beschloß er,

sich sofort zu entfernen, nachdem er seine Schutzbefohlene in das Haus gebracht hatte.

Olga's Salons waren an dem Jubiläumstage zum ersten Male seit dem Tode ihres Gatten für eine größere Gesellschaft geöffnet. Es duftete von Hyazinthen und Maiglöckchen, und die bunten Tücher und Fahnen, die das Haus schmückten, flatterten im leisen Windhauch vor den geöffneten Fenstern. Die junge Wittwe saß, in ein durchsichtiges schwarzes Gewand gehüllt, in einer Ecke des weiten Gemaches. Ihr Gesicht war erregt, ihre Augen flatterten in unruhigem Glanze.

Der Diener öffnete die Thüre, der erste der Gäste trat ein.

Sie hob den Kopf erst, als er vor ihr stand.

„Ah, Sie sind es, Herr Graf," sagte sie in einem beleidigenden Tone der Enttäuschung.

Rittmeister Graf v. Selden hatte sich ihr in den letzten Wochen mit sehr offen zur Schau getragener Bewunderung genähert. Sie war sich vom ersten Augenblicke an klar gewesen, daß die Werbung des tief in Schulden steckenden adeligen Offiziers nicht ihrer Person, sondern in erster Linie ihrem Vermögen gelte. Aber sie hatte trotzdem mit gelassener Freundlichkeit seine Aufmerksamkeiten aufgenommen und seine Hoffnungen mit leiser Koketterie unterstützt, so daß es ihm heute als ein besonderer Glücksfall erschien, sie allein anzutreffen, und er während des Eintretens den Entschluß faßte, sogleich eine Entscheidung herauszufordern. Wenn ihn auch nicht heiße Leidenschaft zu ihr führte, so lag auf ihren Lippen, in ihrem Ja oder

Nein doch Leben oder Tod für ihn; denn er war umdrängt von Gläubigern, und wenn er sich nicht rasch durch eine günstige Heirath retten konnte, war er ruinirt.

So brachte ihn der höhnend verächtliche Ton, mit dem Olga ihn empfing, um alle Fassung.

„Sie haben einen Anderen statt meiner zu sehen gehofft, gnädige Frau?" sagte er erregt.

„Allerdings," gab sie mit einem kurzen Auflachen zurück. „Ich hörte das Sporenklirren draußen, aber an Sie dachte ich wirklich gar nicht, Herr Graf!"

Ihre grausame Ehrlichkeit traf ihn wie ein Schlag in's Gesicht. Der Zorn eines Menschen packte ihn, der den Boden unter seinen Füßen schwinden fühlt und der über seine Niederlage ein Lachen gewärtigen muß. Aber noch durfte er die liebenswürdige Maske nicht fortwerfen.

„Und darf ich wissen, wer jener Glückliche ist, den Sie erwartet hatten? Keiner kann sich Ihnen ja mit wärmeren Gefühlen der Bewunderung, der Begeisterung nähern, als ich! Ich möchte die Vorzüge kennen, die der Mensch besitzen muß, für den Ihre wunderbaren Augen aufleuchten."

„O, er besitzt vielleicht nur wenige Vorzüge, die sie gelten lassen werden," gab sie mit einer Kälte, die ihn vollends außer sich brachte, zurück. „Er ist weit unter Ihnen, Herr Graf, an Rang und Titel und Namen; auch theilt er kaum Ihre Bewunderung für mich, da er sich in zwei Tagen mit einer Anderen vermählen wird. Mir aber ist sein Anblick lieb und erfreuend, denn er hat ein junges, schönes Gesicht, in welches das Leben noch nicht seine Spuren gegraben."

Dabei sah sie so scharf auf seine fahlen Züge, die von der Enttäuschung, unter der er litt, nur schlimmer entstellt wurden, als zähle sie jede Falte unter seinen Augen, jedes graue Haar auf seinem kunstvoll zurechtgelegten Scheitel. Und er mußte seine Wuth über ihre Bosheit unter höflichem Lächeln verbergen, denn das Alleinsein war vorüber, das Gemach füllte sich mit Gästen; von der Straße herauf klang das wachsende Surren und Schwirren der sich immer dichter stauenden Menge.

Olga empfing die Eingeladenen mit ernster, ruhiger Miene; nur als endlich Lieutenant Wildmeister mit ihrer Freundin eintrat, sprang sie lebhaft auf und eilte auf die Beiden zu: „Endlich kommen Sie! Ich dachte, Sie würden die Ersten sein! Ich war besorgt um Dich, liebe Laura, Und wie danke ich Ihnen für den Schutz, den Sie dieser verlassenen kleinen Frau angedeihen ließen.“

Ihre Augen grüßten den jungen Mann mit einem langen erfreuten Blick, welcher dem an ihrer Seite stehenden Grafen geradezu herausfordernd zu sagen schien: „Diesen meinte ich!“

Dem Grafen flimmerte es vor den Augen. Verbissener Zorn, Eifersucht und gekränkte Eitelkeit tobten ihm im Herzen. Auch für Alfred erhöhte es die peinliche Stimmung, in welcher er den Salon betreten hatte, daß er Graf Selden dort antraf, der ihm eine unsympathische Persönlichkeit war, und mit finsterem Gesicht machte er seinen militärischen Gruß vor dem Rittmeister. Alfred hatte eine volle Stunde in lebhafter Ungeduld in der Wohnung der Dame gewartet, da er sich pünktlich zur festgesetzten Zeit eingefunden,

die junge Frau aber mit ihrer Toilette nicht fertig gewesen war. Durch diese Verzögerung sah er sich nun gegen seinen Willen genöthigt, den Festzug in Olga's Haus abzuwarten, da derselbe in wenigen Minuten beginnen mußte und es zur Unmöglichkeit geworden war, in entgegengesetzter Richtung die Straße zu passiren.

Die Gesellschaft hatte sich an den Fenstern gruppirt; nur Olga blieb im Hintergrunde, da, wie sie behauptete, ihr Trauergewand nicht zu der Feststimmung passe. Sie verwickelte Alfred, der erst zerstreut auf die wogende Menschenmasse hinabgeschaut hatte, in ein Gespräch und bat ihn, neben ihr Platz zu nehmen.

Es war dieselbe Stelle in dem Gemach, an der sie einmal einen kurzen Moment in seinen Armen gelegen; vor ihnen stand wie damals das Marmortischchen; und plötzlich ließ sie ihre Augen auf dasselbe niedergleiten und verstummte mitten in ihrem Satze, wie ergriffen von der Erinnerung.

Von der Straße herauf klang lautes Jubeln, das ein Gespräch nur in nächster Nähe verständlich machte; und mit der Hand über die Stirne fahrend, seufzte Olga leise: „Heute nehmen wir denn Abschied für's Leben. O sagen Sie kein Wort — nicht jetzt! Ich bin am Ende meiner Kraft. Sie wissen nicht, wie ich gelitten habe!"

Mit einem feuchten Schimmer in den Augen blickte sie zu ihm auf, als wolle sie in diesem letzten Lebewohl noch einmal seine Züge umfassen.

Er hätte weniger jung und härteren Herzens sein müssen, um von diesem Ausdruck entsagungsvoller Liebe auf einem so schönen Antlitz nicht gerührt zu werden.

„O verzeihen Sie mir, gnädige Frau,“ sagte er bewegt, „daß ich Ihnen wehe gethan habe. Das Schicksal hat unsere Wege auseinander gelenkt. O bitte, denken Sie ohne Groll an mich in der Zukunft!“

Und er zog ihre Hand an die Lippen und küßte warm die weißen Finger.

Da klang ein vor Aufregung heiseres Lachen an sein Ohr, und hinter ihm höhnte eine laute Stimme: „In der That, ein höchst passendes Benehmen für einen Bräutigam, zwei Tage vor der Hochzeit!“

Alfred fuhr zurück und stand Graf Selden gegenüber. Dieser hatte von der Fensternische aus, in die er sich finster brütend zurückgezogen, die Scene beobachtet. Sie warf den Funken in sein mit Brennstoff gefülltes Gemüth. Er war so gerade in der rechten Laune, um seinem lange verbissenen Aerger Luft zu machen. Er hätte dem Lieutenant am liebsten gleich in das Gesicht schlagen mögen.

„Ich glaube nicht, Herr Graf, daß Sie berufen sind, mein Benehmen zu kritisiren,“ rief dieser gereizt.

In offenem Haß blickten sich die beiden Offiziere in die zorngerötheten Züge, und Triumph blitzte aus Olga's Augen. Nur einen Moment lang. Dann hatte sie ihre Miene wieder in der Gewalt und zeigte lebhafte Bestürzung.

Knapp und rasch fielen die weiteren Worte:

„Wenn Ihnen die Kritik lästig ist, so fordern Sie dieselbe nicht durch Dreistigkeiten gegen eine Dame heraus!“ herrschte der Graf dem Lieutenant entgegen.

„Herr Rittmeister, im Salon verbitte ich mir jede Maßregelung!“

„Um so besser, wenn ich Ihnen dieselbe auf einem andern Terrain geben darf!"

„Ich bin zu jeder weiteren Auseinandersetzung bereit!"

„Sie sollen von mir hören — heute noch."

Den meisten der Anwesenden war der Zusammenstoß der beiden Herren entgangen, da ihre ganze Aufmerksamkeit von den Vorgängen auf der Straße gefesselt wurde. Nur ein paar Freunde des Lieutenants waren herangetreten, und Olga wendete sich mit der Miene der Verzweiflung an die Streitenden.

„Ich bitte Sie, Herr Graf — ich beschwöre Sie, Herr Lieutenant! Um meinetwillen: keine Scene in meinem Hause!"

Aber die Offiziere traten auseinander.

„Ein kleiner Wortwechsel — entschuldigen Sie, gnädige Frau. Wir sind zu Ende."

Sie mischten sich anscheinend gleichgiltig wieder unter die verschiedenen Gruppen, die sich an den Fenstern gebildet hatten. Alfred empfahl sich, sobald das größte Gewühl vorüber war.

Als er sich vor Olga verneigte, flüsterte sie ihm zu: „Sie werden sich schlagen, verheimlichen Sie es mir nicht. O, ich bin elend, verzweifelt! Das fehlte noch in all' dem Jammer, daß ich um Sie zittern muß! Und ich trage die Schuld, ich allein."

3.

Tags darauf stand in dem Hause am Rhein Elwine vor dem Spiegel. Ihr Brautgewand war eben angekommen und sie hatte es zur Anprobe angezogen und schaute nun in feierlicher Beklommenheit auf das weiße Kleid, das in

dem Leben einer Frau eine so bedeutungsvolle Rolle spielt. Mit einem Seufzer betrachtete Therese ihre bräutliche Tochter, über deren Erscheinung ein solcher Duft der Unschuld und Reinheit lag, deren Gestalt fast zu zart und kindlich schien für die schweren langen Atlaßfalten.

Morgen mußte sie Elwine denn fortgeben an das Leben, vor dem ihr Mutterherz zitterte! Sie hatte in den letzten Wochen in mancher schlaflosen Stunde um das Mädchen gebangt, denn wenn auch Elwinens trübselige Verschlossenheit gewichen war, je näher der Hochzeitstag heranrückte, so lag doch eine fieberhafte Unruhe in ihrem Wesen; sie nippte nur wie ein Vöglein von den Speisen und fand wenig Schlaf. Heiß und groß brannten die Augen aus ihrem bleicher und schmäler gewordenen Gesichtchen.

„Es ist mir immer noch wie ein Traum, Mutter," sagte sie nun, leise über das Gewand herabstreichend, „daß ich in einem Tage seine Frau sein werde. Nur noch fünf Stunden, bis er kommen wird. O wären sie vorüber!"

„Erwartest Du ihn so ungeduldig, Elwine?"

„Kannst Du mir das verdenken? Vier Wochen sind's, seitdem ich ihn nicht mehr sah. Böse vier Wochen."

Da klang laut die Hausglocke. Elwine fuhr heftig zusammen.

„Wie erregt Deine Nerven sind, Kind, Du erschrickst, so oft geläutet wird," sagte Frau Therese und öffnete die Thüre, um zu sehen, wer gekommen sei.

Es war ein Telegramm an Elwine. Als sie es dem Mädchen reichte, sah sie, daß dasselbe todtenbleich geworden war, daß ihre Hände zitterten.

„Es wird keine Hiobspost sein, Kind, vielleicht schon ein verfrühter Glückwunsch; gib es mir, ich will es lesen."

Ihr Gesicht verdüsterte sich, als sie einen Blick auf das Blatt geworfen.

„Geliebte Elwine," las sie. „Ich muß um Aufschub des Hochzeitstages bitten. Wichtige Gründe machen mir unmöglich, heute abzureisen. Vertraue mir einen Tag, bis ich Dir Alles sagen kann und verzeih'!"

„Das ist in der That eine seltsame Nachricht!" rief die erschrockene Frau. „Es ist Alles bestellt, Alles für morgen geordnet, und nun —

Sie brach jählings ab, als sie den Blick auf ihre Tochter wendete. Mit geöffneten Lippen, mit starren, wirren Augen schaute das Mädchen um sich, nahm dann das Blatt, las es noch einmal und stieß ein kurzes, bitteres Lachen aus, das die Mutter noch niemals aus ihrem Munde gehört hatte.

Dann sank sie nieder auf den Boden, warf den Kopf leidenschaftlich auf die Kissen des Sopha's und rief: „Alles zu Ende — Alles vorbei!" — Und die, wie unter weißen Seidenwellen begrabene Gestalt zuckte und bebte in konvulsivischem Schluchzen.

„Aber Elwine!" suchte die Mutter sie zu beruhigen. „Sei doch vernünftig! Du weißt doch, daß ein Mann, ein Offizier Pflichten hat, die ihm höher stehen müssen, als sein persönlicher Wunsch."

„Pflichten? O ja, er hat Pflichten!" wiederholte das Mädchen; und wieder das furchtbare Lachen, das der Mutter das Herz vor Angst zusammenkrampfte.

„Steh' auf, Kind," befahl sie heftig und suchte ihre Bestürzung in Zorn zu verbergen, „es ist unsinnig, wie Du Dich benimmst. Wie kannst Du an den Altar treten mit diesem Kleide, das Du vorher auf dem Boden zerknittert hast!"

„Das Kleid, das Brautkleid?" rief das Mädchen heftig aufspringend, indem sie die Knöpfe mit zitternden Fingern aufriß und die weiße Hülle herabgleiten ließ. „Da liegt es, Mutter! Gib es fort! Schenke es irgend einem Mädchen, das vorübergeht, einer Glücklicheren als ich. Ich brauche es nicht, ich werde es nie tragen, niemals!"

Therese fühlte, wie ihr die Zunge fast versagte. Mit bloßen Armen, mit wirrem Haar stand das Mädchen vor ihr, bebend, schluchzend mit einer Leidenschaft, welche der Mutter vollständig fremd erschien. Elwinens Augen aber weckten ihr eine furchtbare Erinnerung. Nie hatte das Mädchen ihrem Vater geglichen, wie in dieser Stunde!

„Kind, wenn Du mir nur sagen wolltest, was Dich so maßlos aufregt!" flehte sie. „Dieses Telegramm kann Dich doch nicht irre machen an einem Manne, den Du liebst!"

„Siehst Du denn nicht, Mutter, daß diese geheimnißvolle Abhaltung nur ein Vorwand ist? Er liebt mich nicht mehr, o, ich ahnte es längst! Seine Liebe war Lüge — oder Mitleid! Aber das will ich nicht von ihm! Ja, Du hast mich seinem Mitleid Preis gegeben, Mutter! O Du hast es vielleicht gut gemeint, aber es hat ein schlimmes Ende genommen. Und wenn Du mich ein bischen lieb hast, so laß uns fort, weit fort gehen, wo er mich nicht

mehr findet, wo ich nicht mehr an ihn denken muß. Und hier der Ring — nimm ihn! Wirf ihn in den Rhein, oder gib ihn zurück — er soll ihn ihr — o ich ertrag' es nicht!"

Und jählings abbrechend schlug sie die Hände vor das Gesicht und lief nach der Thüre die Treppe hinauf in ihr Stübchen.

Die Mutter hatte ihr nacheilen wollen, doch wie sie das sonst so scheue, keusche Mädchen in ihren Unterkleidern, halb entblößt, mit den brennenden Augen, in solcher Wildheit an sich vorbeistürzen sah, da trugen die Füße sie nicht mehr, und sie mußte sich festhalten, um nicht umzusinken.

Hatte das Gespenst nur auf das Brautgewand geharrt, um nun doch ihr armes Kind in seine unerbittlichen Arme zu nehmen? Sie konnte den Gedanken nicht zu Ende denken. Und doch; es hatte eine solche Verzweiflung in der letzten Geberde des Mädchens gelegen, daß ihr plötzlich die Möglichkeit vor Augen trat, Elwine könne sich ein Leid anthun.

Sie stieg die Treppe empor. Das Zimmer ihrer Tochter war verschlossen.

„Laß mich allein, o bitte, Mama!" antwortete eine dumpfe Stimme auf ihr Klopfen.

„Was thust Du, Elwine?"

„Ich packe meine Sachen. Nicht wahr, wir reisen fort, recht bald, womöglich heute noch."

Die Mutter schlich wieder weg; auf einer Treppenstufe ließ sie sich nieder, betäubt im Kopf, wie von einem Schlag auf die Stirne. Sie wußte nicht, wie lange sie

ganz stumpfsinnig hier gesessen hatte. Plötzlich aber richtete sie sich gewaltsam auf.

War sie der Stärke ihrer Mutterliebe nicht stets so sicher gewesen und wollte nun muthlos den Kopf sinken lassen, gerade jetzt, da es galt, Ruhe und Fassung zu bewahren für Alle?

Sie schritt in der kühlen, feuchten Luft im Garten auf und nieder, schaute auf die Rheinwellen, deren stilles Gleiten ihr oft Gemüthsruhe wiedergegeben hatte, und rang nach Kraft. Eines stand ihr fest. Wenn Elwinens Entschluß vorhielt, und sie auf der Abreise bestand, wollte sie die Erregung des Mädchens nicht durch Widerspruch reizen, sondern ihren Willen erfüllen. Die Leute mochten zischeln und sich verwundern über diese Wendung der Dinge; was lag daran? Kleinliche Rücksichten durften nicht in Frage kommen, wenn es sich um das Geschick zweier Menschen handelte. Ach, und der arme junge Offizier — wie würde er ihr seine Freiheit danken, wenn das Entsetzliche, das Unausdenkbare wirklich Wahrheit werden sollte!

Am Abend kam ein zweites Telegramm von Alfred, in welchem er mittheilte, er sei in einen Ehrenhandel verwickelt und bei dem Duell leicht verwundet worden. Der völlig gefahrlose Streifschuß in den Arm würde nun freilich seine Abreise, sein Glück um ein paar weitere Tage verzögern, und er hoffe nur, daß recht viele tröstende Worte seiner Braut ihm die Qual dieses Wartens und dieser ungeduldigen Sehnsucht versüßen würden.

Er harrte umsonst, in seiner Junggesellenwohnung auf

dem Sopha liegend, auf die gehofften tröstenden Worte. Therese hatte für besser befunden, dem völlig fassungslosen Mädchen jede weitere Gemüthsbewegung zu ersparen und ihr deshalb den Inhalt des zweiten Telegramms verschwiegen.

Alfred aber erschien dieses Schweigen seiner Braut so räthselhaft, so verletzend, daß sich durch die Unruhe, mit welcher er auf eine Botschaft harrte, das Fieber, das seine Verwundung begleitete, steigerte. Ein Tag verging, eine Nacht, eine bange, schlaflose, quälende Nacht. Am Morgen schickte Olga einen Veilchenstrauß mit ihren besten Grüßen; die Kameraden kamen zu Besuch und erzählten allerlei Stadtgespräche, in welchen sein Name mit dem der schönen Wittwe verflochten wurde, von seiner Braut aber kam kein Lebenszeichen; sie schien plötzlich wie verschwunden aus seinem Dasein.

In düsterster Stimmung vergingen ihm die Stunden. Am Abend endlich erblickte er wieder die lang ersehnte Schrift. Aber er betrachtete lange erstaunt das Couvert. Es trug nicht den gewohnten Stempel. Schon von außen muthete es ihn so fremd und seltsam an, daß er es mit einer gewissen Besorgniß erbrach. Ein kleines Kärtchen fiel heraus; auf dem standen nur zwei Worte: „Lebe wohl!"

Er griff sich an die Stirne, ob er denn wache oder träume, betrachtete das Blatt von allen Seiten; er starrte auf die kleine, zierliche Schrift, die ihm bisher so süße, liebe, herzenswarme Worte gebracht. Es ward ihm dunkel vor den Augen; nur in flammenden Lettern sah

er das räthselhafte, böse Lebewohl vor sich her schweben, immer näher und näher, und zum zweiten Male durchwachte er eine schlimme Fiebernacht.

Sobald der erste Sonnenstrahl in das Gemach fiel und die Schwalben zu zwitschern begannen, griff er nach der Glocke, die seinen Diener heranrief. Verschlafen trat derselbe ein und stand nur mühsam in gerader militärischer Haltung vor seinem Herrn, der ihm hastig und erregt zurief: „Bring' mir einen Civilanzug, ich will aufstehen, will fort!"

Der Diener schaute ihn sehr verdutzt und verlegen an.

„Der Herr Doktor hat nicht erlaubt, daß Sie ausgehen, Herr Lieutenant."

„Der Doktor versteht das nicht. Ich gehe einfach zu Grunde, ich werde verrückt, wenn ich länger hier still liege. Thu', was ich Dir sage. In einer Viertelstunde will ich mein Frühstück und dann einen Wagen."

„Zu Befehl, Herr Lieutenant." —

Eine Stunde später saß Alfred in dem Morgenzuge. Sein Gesicht, das meist wenig Farbe hatte, war heute wachsgelb und fahl. Der Arm, den er in der Binde trug, schmerzte ihn; dazu rüttelte ihn ein ganz krankhafter Zorn, wenn er sich in den Gedanken verlor, daß er ohne diese Begegnung mit dem Rittmeister sich heute am Vierwaldstätter See mit seinem jungen Weibe in Liebe und Glück sonnen würde. Er bereute nicht, demselben für seine Anmaßung einen Denkzettel gegeben zu haben; aber er verwünschte den Morgen, an dem er Olga's Haus betreten hatte, um den ihm verhaßten Menschen dort anzutreffen

und durch ihn von dem Paradies, dessen Pforten sich schon für ihn öffnen wollten, zurückgeschleudert zu werden in ein trübseliges Dunkel. Was bedeutete dieser Trotz seiner Braut, dieses Lebewohl?

Der Eilzug schien ihm zu langsam zu fahren, so ungeduldig drängte es ihn nach dem Rheinstädtchen.

Sein „Wolf", der ihn stets begleitete, sprang gleich von der Bahn weg in großen Sätzen voraus nach der Villa. Er kannte den Weg. Doch als sein Herr in die Straße einbog, kam der Hund bereits wieder zurück mit einer bedenklichen Miene, die zu sagen schien: „Du wirst Dich wundern!"

Alfred wunderte sich in der That, und er hatte einen Augenblick wieder den Zweifel, ob er Wirklichkeit oder ein Traumgebilde vor sich sehe. Die Fenster der Villa waren mit schweren, eisernen Laden verschlossen, das Gitterthor versperrt; einsam plätscherte der kleine Brunnen zwischen den Rosenbeeten. Um die blauen Glycinen an der Veranda flatterten Schmetterlinge; aber die Vorhänge und Stühle waren fort; todtenstill und verlassen schien die Stätte, an der ihm ein bräutliches Mädchen hätte in die Arme fliegen sollen. Traurig standen Herr und Hund auf der staubigen Chaussee und starrten ungläubig auf das ernste, stille Heim mit den erloschenen Fenstern wie auf eine Spukerscheinung.

Außer sich eilte Alfred dann in sein eigenes Haus, um von seiner Dienerin Aufschluß über diese plötzliche Abreise zu erhalten. Aber diese konnte ihm nur wenig Bescheid geben: das ganze Städtchen habe sich gewundert;

das junge Fräulein müsse wohl krank geworden sein; sie habe sehr blaß ausgesehen, und die Mutter sie höchst besorgt angeblickt. Wohin sie sich gewendet, wisse Niemand.

Jetzt erst, da Alfred an dem Ernst dieses Lebewohls nicht mehr zweifeln konnte, packte ihn eine wahre Raserei des Schmerzes. Nie hatte er Elwine so stürmisch geliebt, wie jetzt, da sie ihm entrückt war, nie sich das Glück, sie zu besitzen, in so glühenden Farben ausgemalt, als in diesen bitteren Stunden. Aber Zorn mischte sich in diese Liebe, und mit seiner leidenschaftlichen Sehnsucht stritten sich bittere Vorwürfe gegen sie, gegen ihre Mutter. In ihr, die ihm stets feindlich gesinnt gewesen, durfte er wohl die Urheberin seiner Enttäuschung vermuthen. O wie viel Schmerz und Groll hatte ihm diese Frau mit dem sanften, stillen Gesicht schon verursacht, und nun diese letzte, schlimmste grausamste Kränkung!

Zu seinem Verlust gesellte sich noch der Fluch der Lächerlichkeit. Ein Bräutigam, der bei Fremden nach dem Aufenthaltsorte seiner Braut forschen mußte! Er wagte kaum durch das Städtchen zu gehen, weil er fürchtete, daß die Leute ihn erkennen und hinter seinem Rücken höhnen würden: „Das ist der Bräutigam, für dessen Trauung bereits der Altar geschmückt wurde und vor dem nun die Braut geflohen ist!“ Nur auf der Post erkundigte er sich mit möglichst ruhiger Miene nach der gegenwärtigen Adresse von Frau Therese Link. Aber man konnte ihm keinen Bescheid geben.

Ihm brannte der Boden unter den Füßen. Er reiste mit dem nächsten Zuge nach Frankfurt zurück.

Es war ein feiertägliches Treiben in den Straßen, als er in später Nachmittagsstunde dort anlangte. Er ging mit raschen Schritten vom Bahnhofe fort und wollte eben in eine stillere Gasse einbiegen, um jeder Begegnung mit Bekannten, deren Fragen und Achselzucken er fürchtete, auszuweichen, als ein Wagen an ihm vorüber kam. Eine Dame neigte sich heraus und sah ihn an. Ehe er dieselbe noch zu erkennen und zu grüßen vermocht, hielt der Wagen, und Olga's hohe Gestalt sprang heraus und kam auf ihn zu.

„Gott sei Dank, daß ich Sie wieder heil und gesund vor mir sehe!" rief sie. „Sie wissen nicht, wie ich mich um Sie geängstigt habe, wie dieses entsetzliche Duell mich beunruhigte. Aber Sie sehen bleich und angegriffen aus, die Wunde schmerzt Sie noch? Sie hätten das Zimmer noch nicht verlassen dürfen."

Er hatte sich in den letzten Tagen so einsam, so verlassen gefühlt, daß ihm dieser liebevolle, theilnehmende Ton nun einen tiefen Eindruck machte. Wie treu war doch die Neigung dieser Frau, die er so schlecht gelohnt hatte!

Die widerstreitendsten Empfindungen stürmten auf ihn ein. Bei aller Liebe für das Mädchen, das ihn so abscheulich verlassen, packte ihn doch wieder der zornige Wunsch, sich an ihr zu rächen, durch irgend eine Tollheit den Groll über sein widriges Geschick zu betäuben.

Sie gingen eine Weile schweigend neben einander unter den Alleebäumen hin, wo es menschenstiller und einsamer war, und Olga schaute zu ihm auf mit forschenden Augen.

An der Ecke hielt ihr Wagen und wartete.

„Seien Sie offen zu mir," sagte sie dann plötzlich leise. „Ich weiß besser, als Sie ahnen, was in Ihnen vorgeht. Ihre Braut hat Ihnen Ihr Wort zurückgegeben."

Er fuhr heftig zurück. „Wer hat Ihnen gesagt, woher konnten Sie erfahren —"

„Ich habe gestern einen Brief von Elwine erhalten," unterbrach sie ihn rasch, in sehr erregtem Tone.

„Von Elwine, an Sie?"

Sie griff in die Tasche und reichte ihm ein Billet.

„Bitte, lesen Sie," erwiederte sie mit einem eigenthümlichen Lächeln.

„Ich glaube jetzt, daß er Sie mehr liebt als mich. Er soll frei sein. Machen Sie ihn glücklicher, als ich es vermocht hätte.

Elwine."

„O, ich verstehe nun!" rief er mit einem bitteren Auflachen. „Die liebenswürdige Fama hat die Scene in Ihrem Salon in hundertfacher Uebertreibung in das Rheinstädtchen getragen zu den Ohren meiner Braut. Denn glauben Sie mir, gnädige Frau, ich habe geschwiegen. Nie ist ein Wort über meine Lippen gekommen, das irgend einer Menschenseele verrathen hätte, was zwischen mir und Ihnen —"

„Aber ich habe nicht geschwiegen," fiel sie ihm in die Rede, und sie war nicht mehr die lächelnde, gelassene Weltdame, sondern ein leidenschaftliches Weib, dem dieser Augenblick Gewährung oder Versagung eines glühenden

Wunsches bringen mußte. „Nein, ich selbst habe es Elwine gesagt, daß wir Beide uns liebten. Glaubten Sie denn, ich würde mir zum zweiten Male vom Schicksal den Freudenbecher, den ich an die Lippen setzen wollte, aus den Händen schleudern lassen? — Den ersten Geliebten hat mir eine französische Kugel geraubt, sollte ich mir den zweiten, noch heißer geliebten Mann von einem Mädchen entreißen lassen, ohne Kampf um mein Glück?"

Sie sprach die gewagten Worte mit stolzem Freimuth. Es war ihr zu oft versichert worden, welches Königreich sie mit ihrer Liebe zu verschenken hätte, sie zweifelte nicht an der siegreichen Macht ihrer Schönheit. An seine Treue für eine Andere glaubte sie keinen Augenblick. Nein, sie war überzeugt, daß er, sobald sein Versprechen ihn nicht mehr fesselte, sobald er die Wahl offen sah, rücksichtslos über das „unbedeutende kindische Mädchen" wegschreiten würde, zu ihr, mit der eine Elwine sich doch nicht in einen Wettkampf einlassen durfte.

So traf es sie jählings und völlig unerwartet, daß sein Gesicht kalt blieb, ja daß seine Augen sich finster auf sie hefteten, und er zornig ausrief: „Sie dachten nur an Ihre eigenen Empfindungen! Sie hatten keine Schonung für die junge Seele, die Sie mit Ihren Worten vergällten, keine Rücksicht auf ein warmes, gläubiges Mädchenherz!"

Ihre Züge verzerrten sich; diese bittere Enttäuschung ihres Selbstbewußtseins machte sie völlig fassungslos.

„O genug, übergenug!" sagte sie kalt mit einem mühsam hervorgekämpften Lachen. „Sie haben Vorwürfe f—

mich dafür, daß ich Ihnen das Höchste zum Opfer brachte: meinen Frauenstolz. O kein Wort weiter — wir sind zu Ende!"

Sie wendete sich mit raschen Schritten ihrem Wagen zu. Er fühlte, daß er sie tödtlich beleidigt hatte, und seine Ritterlichkeit ward durch dieses Bewußtsein bedrückt; so folgte er ihr, lebhaft auf sie einsprechend, um den Eindruck seiner Worte zu mildern, wenn er auch wohl empfand, daß hier keine Entschuldigung nützte und Verzeihung unmöglich geworden war.

Seine Stimmung hatte eine rasche Wandlung erfahren. Vorüber war der Zorn auf das geliebte Mädchen, vorüber die dumpfe Ungeduld, die ihn zu einem tollen Streich, zu einem Racheakt gegen sie fähig gemacht hätte. Sein Herz war nach dem, was er eben erfahren, nur voll von Mitleid und Liebe für Elwine, von Verlangen, den Irrthum zu vernichten, der sich zwischen sie und ihn gedrängt. Unwillkürlich klang durch seine Stimme ein Jubel, als wäre er von einem Alpdruck befreit, und dieses Frohlocken, das er umsonst zu verbergen trachtete, erhöhte für Olga die Qual dieser Augenblicke.

Während die Beiden in ziemlich auffälliger Erregung so neben einander hinschritten, ging auf der anderen Seite der Straße eine Dame im Reisemantel vorüber, die aus einem blassen Gesicht düstere, zürnende Augen auf das Paar heftete, das ihrer nicht achtete. Der Hund des Lieutenants aber sprang auf die Vorübereilende zu mit lebhaften Zeichen des Erkennens, und machte seinen Herrn auf sie aufmerksam.

Sie wendete sich nicht um, beschleunigte sogar ihren Schritt, aber Alfred blickte erregt ihrer Gestalt nach. Kein Zweifel, das war Elwinens Mutter! Wenn sie hier weilte, mußte wohl auch ihre Tochter in der Nähe sein. Die Sorge, sie aus den Augen zu verlieren, die Freude, wieder eine Spur gefunden zu haben, die ihn zu seiner Braut führte, verwirrten ihn dergestalt, daß er kaum noch wußte, was er zu Olga sprach. Diese erwiederte kein Wort mehr; sie stieg in ihren Wagen und entfernte sich von ihm ohne Gruß.

Sobald sie sich allein sah, ballten sich ihre Hände in ohnmächtiger Wuth; sie lehnte sich in die Kissen zurück und zog den Schleier über ihr Gesicht: was auf ihren Zügen lag, war nicht der Schmerz einer vernichteten Liebe, es war der Zorn einer leidenschaftlichen Intrigantin, die ein Spiel, das sie gewonnen zu haben glaubte, im letzten Augenblicke scheitern sieht.

Alfred aber eilte, so rasch er vermochte, der Dame im Reisemantel nach. Sie konnte, nach dem Weg, den sie einschlug, nur dem Bahnhofe zustreben; doch als er athemlos diesen erreichte, war sie ihm entschwunden.

Er blickte in die Wartesäle, in die Restaurationen, er suchte an den Schaltern. Umsonst. Endlich hatte er sich durch die drängende Schaar eben ausgestiegener Vergnügungsreisender einen Weg auf den Perron erkämpft und lief nun, in die Coupés spähend, an den verschiedenen Zügen entlang. Ueberall fremde Gesichter. Da, als er seine Nachforschungen bereits als nutzlos aufgeben wollte, sah er unter einem grauen Hut das blasse Gesicht wieder,

das sich aus einem Fenster neigte. Schon war das Zeichen zur Abfahrt gegeben, er aber öffnete rasch eine Wagenthüre, sprang hinein, der Hund hinter ihm, und gleichzeitig setzte sich der Zug in Bewegung.

Er hatte freilich kein Billet, kein Gepäck; er hatte seine Reiserichtung nicht gemeldet. Er kannte sie ja selbst nicht. Aber all' das galt ihm gleich. Der übermächtige Wunsch, mit Elwine zu sprechen so rasch wie möglich, hatte alle Bedenken verschlungen. Vielleicht saß sie nur durch wenige Wände von ihm getrennt neben der Mutter, die gewiß gegen ihn verschworen war, da sie wie eine Fremde an ihm vorüber gegangen.

Es war ein Postzug, der an jeder Station hielt, und jedesmal bog sich Alfred aus dem Fenster, um die Aussteigenden zu mustern, zum großen Aerger seiner Mitreisenden, die auf den Eindringling übellaunige Blicke warfen.

Während sich ihm jede Viertelstunde der Fahrt zu endlosem Zeitraum verlängerte, ward in dem Damencoupé, in dem Therese saß, seiner nicht mit Güte gedacht. Die Mutter war allein. Sie hatte, als Elwine dringend auf ihrer Abreise aus dem Rheinstädtchen bestand, mit Absicht ein kleines, waldumhegtes Dörfchen an der Bergstraße zum Aufenthalt vorgeschlagen, weil sie sich an diesen nahegelegenen Ort den Besuch eines Frankfurter Arztes erbitten konnte, von dem ihr angstvolles Mutterherz Rath und Hilfe hoffte. Sie wollte sich an denselben Irrenarzt wenden, der einst ihren Gatten behandelt, dessen ernster Blick auf ihr zartes Kind ihr den ersten Anstoß zu einer Reihe

sorgenvoller Jahre gegeben hatte. An ihn hatte sie geschrieben und ihn gebeten, ein paar Stunden bei ihnen zuzubringen, um sich über den Gemüthszustand ihrer Tochter ein Urtheil bilden zu können.

Das Interesse für Therese, auf die er sich wohl besann und deren Wesen ihm Eindruck gemacht, hatte den sonst ziemlich unzugänglichen, mit Pflichten überlasteten Gelehrten zu dem Besuche bewogen. Er war Elwine als der Arzt ihres Vaters vorgestellt worden, den sein Beruf zufällig in das Dörfchen geführt, und das Mädchen war ihm mit ehrfurchtsvoller Pietät entgegengekommen; ja, die klaren, gütigen Augen des seelenkundigen Mannes hatten dem sonst schweigsam-verschlossenen Kinde die Zunge gelöst, und bei einem einsamen Spaziergange hatte sie offener und vertrauensvoller mit ihm gesprochen, als sie es vor der Mutter zu thun pflegte. Es war zwischen Therese und dem Arzte schriftlich verabredet worden, daß Elwine durch keine heimliche Unterredung zwischen ihnen argwöhnisch gemacht werden sollte, sondern daß die Mutter nach Frankfurt fahren und sich dort seinen Bescheid und Rath holen würde.

Heute hatte sie denn mit klopfendem Herzen das Sprechzimmer des Arztes betreten, der ihr zum zweiten Male einen ernsten Urtheilsspruch verkünden sollte. Aber mit einem Lächeln war der Arzt auf sie zugekommen und hatte, ihre Hand ergreifend, gesagt: „Liebe gnädige Frau, ich wünsche Ihnen von ganzem Herzen Glück zu Ihrer Tochter. Ein klares Gemüth', ein goldreines Herz. So spricht, so denkt kein kranker Geist. Sie haben Gespenster gesehen. Aber ein böses Herzeleid mag das arme Kind wohl er-

fahren haben. Geb's Gott, daß es sich wendet oder daß sie rasch darüber hinwegkommt. Grüßen Sie mir das liebe Mädchen. Ich beneide Sie um die Tochter, Frau Link."

Um Jahrzehnte verjüngt war Therese die Treppe hinabgestiegen. Die Füße schienen ihr so leicht geworden, es war ihr, während sie durch die sonnenhellen Straßen dahinschritt, als habe sie eine schwere Last, unter der sie sich ein Jahrzehnt mühsam hingeschleppt, plötzlich abgeworfen, sie wußte nun erst wieder, wie es einem Menschen ohne Bürde zu Muthe ist.

Erst nach einer Weile dachte sie mit neuer Betrübniß an die melancholische Miene ihres Kindes und frug sich, was derselben zu Grunde liegen möge, welches geheimnißvolle Motiv das Mädchen, wenn es bei klarem Verstande war, zu dem jähen Bruch mit ihrem Verlobten veranlaßt haben könnte. Während sie mit wachsendem Mißtrauen gegen Alfred über dieses Herzeleid nachsann, fiel ihr Blick auf das Paar, das unter den Alleebäumen dahinschritt, erregt, der Vorübergehenden nicht achtend: der Bräutigam ihrer Tochter und die kokette Frau, deren Charakter ihr stets mißfallen hatte.

Mit tiefem Mitleid hatte sie in den letzten Tagen an den jungen Offizier gedacht; mit einem Schlage war nun Alles verändert. Ihr Kind war makel- und fehlerlos, er aber mußte an Elwine gefrevelt, ihr einen bis zum Wahnsinn sich steigernden Schmerz bereitet haben. O, der ganze Zorn einer Mutter sollte ihn treffen! Jetzt hatte sie den Muth, mit ihrer Tochter über diese Herzensfrage zu sprechen,

ihr zu sagen, in wessen Gesellschaft sie den Treulosen angetroffen, ihr den Unwürdigen vollends aus dem Herzen zu reißen, wenn es sein mußte.

So beschäftigten sich die beiden im Zuge dahinfahrenden Menschen lebhaft mit einander, wenn auch mit sich kreuzenden Empfindungen.

Es war Abend, als Therese ausstieg, ein lichter, klarer Maiabend mit röthlich-gelben Tinten an dem reinen Horizont, mit leuchtender Frühlingsglorie über der blühenden Erde. Sie ging rasch und ahnte nicht, daß ein mühsam gemäßigter Schritt ihr folgte. Es drängte sie, die Arme um ihr Kind zu breiten, jetzt da sie nicht mehr das grausige Gespenst zwischen ihnen ahnen mußte.

Vor einem im Grünen liegenden Häuschen stand sie still und schaute zu den von Weinlaub umrankten Fenstern empor; aber nichts regte sich. Sie trat ein. Doch wie sie die Thüre wieder schließen wollte, stand Alfred auf der Schwelle. Sie sah ihn mit großen, starren Augen an, als müßten ihre Sinne sie täuschen. Dann öffnete sie das im Erdgeschoß liegende Gemach, über das sich schon erste Dämmerung breitete, und bedeutete ihm stumm, einzutreten. Die Thüre schließend, ging sie auf ihn zu und frug in gedämpftem Tone: „Waren Sie vor etwa zwei Stunden in Frankfurt der Begleiter von Frau Olga Brenkenhoff?"

„Ja."

„O, und Sie bemerkten wohl, daß ich als unbequeme Zeugin dieser höchst wichtigen Unterhaltung vorüber kam, und schämten sich und bringen mir nun Ihre Erklärungen, Ihre Entschuldigungen!" rief sie bitter.

„Nein, gnädige Frau,“ sagte er ziemlich schroff, denn es verzehrte ihn die Sehnsucht nach dem geliebten Mädchen. „Ich komme, um mit Elwine zu sprechen.“

„Sie sollen Elwine nicht sehen,“ entgegnete Therese mit finsteren Augen. „Ich will nicht, daß dieselben Lippen, die eben jener Dame in die Ohren flüsterten, nun meiner Tochter von Liebe reden. Erinnern Sie sich noch, was ich Ihnen einmal gesagt habe: nur mit reinem Herzen dürften Sie sich meinem Kinde nahen, mein Einziges in der Welt sollten Sie mir nicht nehmen, wenn Sie es nicht glücklich machen wollten? — Sie haben diese ernste Bitte nicht erfüllt, Ihr Herz nicht geprüft und ohne Scheu eine reine junge Seele verdüstert. Was Sie meiner Tochter zu leid gethan haben, ich weiß es nicht. Ich besitze Elwinens Vertrauen nicht mehr, ich weiß nur, daß sie unglücklich ist durch Sie. Treiben Sie das leichtfertige Spiel nicht weiter! Elwine hat auf Sie verzichtet, es wird ihr einen schweren Kampf gekostet haben, denn sie ist treu und anhänglich; aber sie ist auch stolz genug, um vergessen zu können, wenn sie fühlt, daß ihr Herz verschmäht wird. Erleichtern Sie ihr dieses Vergessen, kreuzen Sie den Weg meines Kindes nicht mehr, ich bitte, ich beschwöre Sie!“

Während die Mutter in bitterem Tone mit zornbebender Stimme auf ihn einsprach, war in Alfred wieder der heiße Groll erwacht, den er schon am Morgen empfunden hatte und leidenschaftlich brach's nun von seinen Lippen: „Sie verkennen vollständig die Lage, in der wir uns gegenüberstehen. Ich bin nicht gekommen, um Ent-

schuldigungen zu bringen, sondern um solche zu hören. Ich stehe nicht als ein Schuldiger vor Ihnen, der sich verurtheilen lassen müßte, sondern als ein Ankläger, der Rechenschaft fordert. — Was habe ich gethan? Welcher Vorwurf kann mich treffen? Wie habe ich es verdient, daß meine Braut am Tage vor der Trauung ihr mir gegebenes Wort bricht, vor mir die Flucht ergreift, mich der Lächerlichkeit preisgibt? Wenn Sie, gnädige Frau, zu diesem unbegreiflichen Schritt gerathen haben, so darf ich wohl bitten, mir die Gründe mitzutheilen, die Beweise, die gegen mich sprechen. Außerdem werden Sie mir das Recht nicht verweigern können, Elwine selbst zu fragen."

Die Worte waren weder einschmeichelnd, noch ehrfurchtsvoll; und doch begriff Therese zum ersten Mal die Liebe ihrer Tochter für diesen jungen Mann, während er so stolz und zornig vor ihr stand und seine dunklen Augen vorwurfsvoll aus seinem schönen, klaren Gesicht zu ihr aufflammten. Seine scharfe Sprache, die auf ein reines Gewissen schließen ließ, gefiel ihr; sie sah, daß sie ihm Unrecht gethan, wenn sie ihn bisher für einen oberflächlichen, etwas unbedeutenden Menschen gehalten hatte; es war Ernst und Leidenschaft in ihm.

„Dieses Recht soll Ihnen werden," sagte sie mit verändertem Tone.

Wenige Minuten später trat Elwine mit ihr ein. Alfred konnte in dem halbdunklen Gemach das Gesicht des Mädchens nicht genau erkennen; aber schon ihre Nähe berührte ihn warm und weich, und sein Zorn verstummte. Doch als sie dann vor ihm stand, und er ihre Züge sah,

die von den inneren Kämpfen der letzten Wochen gereift, durchgeistigt worden und der liebe, traurige, herzenswarme Blick ihrer Augen ihn traf, da konnte er nur in tiefer Rührung ausrufen: „O Elwine, was hast Du mir, was hast Du uns Beiden angethan!“

Die Farbe wechselte auf ihren Wangen; halb ungläubig noch hörte sie den zärtlichen Klang in seiner Stimme.

„War's denn nicht das Rechte? Hast Du es denn nicht so gewollt?“ kam es leise von ihren Lippen.

„Nein, bei Gott, nein! Wie kamen Dir die häßlichen Zweifel? Was ist vorgegangen zwischen Dir und Frau Olga Brenkenhoff?“

Sie wandte sich ab. „Ich habe versprochen, daß diese Unterredung mein Geheimniß bleiben würde,“ sagte sie, während die Mutter sie erstaunt betrachtete.

„Du bist dieses Versprechens entbunden, da sie selbst das Geheimniß gebrochen und mir erzählt hat, was sie Dir gesagt. Aber ich will den Wortlaut hören, Du bist mir diese Eröffnung schuldig. Es handelt sich um unsere Zukunft, um unser Glück!“

Er sprach so streng und energisch, so bittend zugleich, daß sie gehorchte. Und wie er nun die Drohung Olga's vernahm, ihre Abschiedsworte, die dem Mädchen so schwer auf das Herz gefallen waren, da durchschaute er mit einem Male das listige Gewebe, mit welchem die kokette Frau ihn zu umstricken gesucht hatte. Er erkannte, daß sie ihn mit Absicht in ihr Haus gelockt, mit Absicht die Begegnung mit dem Grafen herbeigeführt und dessen Eifersucht wachgerufen hatte.

Ein Grauen überkam ihn vor dieser Liebe, der er verfallen wäre, ohne die Hilfe der besseren Neigung in seinem Herzen. Der letzte Schimmer, der ihm noch über Olga's Erscheinung gelegen, schwand vor seinen Augen. Er sah sie alles Zaubers entkleidet, herzlos, selbstsüchtig und falsch.

Bewegt, dankbar faßte er die Hände des Mädchens. „O Du mein guter Engel, wovor hast Du mich gerettet!" rief er.

Sie sah ihn mit einem ernsten Lächeln an. Die Scheu vor der Mutter band ihnen Beiden die Lippen.

„All' das hast Du allein getragen, Kind? Kein Wort hast Du mir vertraut!" klagte Therese mit leisem Vorwurf.

„Sei nicht böse, Mutter," bat Elwine. „Herzenskämpfe muß man wohl allein überstehen und in der Liebe darf man nur unter vier Augen bleiben!"

„Ich verstehe, Elwine — und lasse Euch allein!" sagte die Mutter.

Sie ging, doch sie zürnte nicht. In dem Gesichte ihres Kindes war ein wunderbarer Glanz erneuter Hoffnung, wiedererwachten Glückes; und zum ersten Male glaubte Therese an dieses Glück mit vollem, ganzem Herzen.

So brachte sie gerne das Opfer, still aus dem Wege zu gehen.

In dem dämmerigen Gemach aber standen zwei junge Menschenkinder, Aug' in Auge, in seligen Schauern. Forschend, in feierlichem Ernst schaute das Mädchen in das zu ihr herabzeneigte Gesicht. „Sei ganz wahr und ehr-

lich, Alfred! Bist Du frei und aus innerstem Antrieb zu mir zurückgekehrt, mit freudigem Herzen?“ frug sie zitternd.

„Ich bin ganz wahr und ehrlich. Ich war Dir treu und hatte Dich immer lieb. Aber so geliebt wie jetzt, wie heute, habe ich Dich nie vorher!“

Und seine Arme drückten die zarte Gestalt an sich in stürmischem Jubel.

Da küßte sie ihn — nicht mehr scheu und zaghaft, wie an ihrem Verlobungstage, nein, mit der Wärme des Weibes, das sich rückhaltlos dem geliebten Manne dahingibt.

Draußen vor den Fenstern standen die ersten Sterne, und ein treues Mutterauge blickte zu ihnen auf mit einem dankbaren, heißen Flehen für ihre Kinder.

Der Lebenslauf eines Schwärmers.

Biographische Skizze

von

A. Berthold.

(Nachdruck verboten.)

Im Jahre 1612 erschien eine mystisch-theosophische Schrift unter dem Titel: „Aurora, oder die Morgenröthe im Aufgang" von dem Schuhmacher Jakob Böhme. Dieser merkwürdige Mann, mit welchem eine ganze, fast unabsehbare Reihe religiöser Schwärmer im folgenden Jahrhundert beginnt, war mit verschiedenen mystischen Schriften bekannt geworden, die er eifrig studirte. Mehrere Male hatte er Visionen, durch welche er zu der Ueberzeugung kam, daß er berufen sei, die erschauten Wahrheiten der Menschheit kund zu thun. Er zögerte lange mit der Ausführung, aber die innere Stimme war mächtiger, als die äußeren Bedenken, und im Jahre 1612 gab er daher jene Schrift heraus, welche ihm eine Menge von Anhängern und Verfolgern verschaffte. Der Magistrat von Görlitz verbot ihm das Schreiben, und Böhme gehorchte auch Jahre lang diesem Verbot, bis er 1617 in seinem Hause Erbauungsstunden abzuhalten anfing und vom Jahre 1619 an auch wieder Schriften verfaßte, von denen er binnen fünf Jahren nicht weniger als einundzwanzig herausgab.

Dieser merkwürdige, von den Gegnern verfolgte und beschimpfte, von den Oberflächlichen belachte und den Anhängern überschwänglich verehrte Mann starb im November des Jahres 1624, mit ihm aber nicht seine neue Lehre, die vielmehr nach seinem Tode erst recht Schüler und Anhänger fand. Von einem dieser Schüler, von dem Breslauer Quirinus Kuhlmann, sollen die folgenden Zeilen handeln, vor Allem schon deshalb, weil er ein Märtyrer der mystischen Lehre wurde und auf dem Scheiterhaufen starb, dann aber, weil es interessant ist, die Welt zu betrachten, in der und mit der jener eigenthümliche Mann lebte. Wir werden seine Geschichte indeß besser verstehen, wenn wir daran denken, daß sich Deutschland im 17. Jahrhundert, vor Allem aber in seiner letzten Hälfte, noch immer unter den schrecklichen Folgen des dreißigjährigen Krieges befand, durch den es um Jahrhunderte in seiner Kultur und Entwickelung zurückgebracht worden war. Durch die Greuel dieses entsetzlichen Krieges waren ganze Städte und Dörfer vom Erdboden verschwunden, ganze Generationen waren der Vernichtung zum Opfer gefallen, und in manchen Städten lebten nur noch zehn bis zwölf Einwohner. Die Menschen, welche so Entsetzliches erduldet, hatten zum Theil den Glauben an eine der beiden Religionen, um derentwillen der Krieg geführt worden war, verloren und suchten nach einer höheren Erkenntniß, die ihnen Trost in der Noth, Erhebung im Unglück und eine Erklärung für die Leiden des Daseins bieten konnte.

Eine solche Zeit ist außerordentlich günstig für religiöse

Schwärmer, und so darf man sich denn nicht wundern, daß unmittelbar nach Böhme's Tod die Schülerzahl seiner Lehre mächtig anwuchs. Schlesien hat stets das Vorrecht gehabt, einen fruchtbaren Boden für religiöse Schwärmereien zu bilden, und einen Beweis für diesen Umstand liefert uns auch Quirinus Kuhlmann.

Er wurde am 25. Februar 1647 zu Breslau geboren und verrieth außerordentliche geistige Fähigkeiten schon als Schüler auf dem Magdalenen-Gymnasium, auf welchem er alle anderen Schüler an Fleiß und Wißbegierde übertraf. Er zeigte insbesondere schon früh ein bedeutendes Talent für die deutsche Dichtkunst, die allerdings damals sich noch auf geringer Höhe befand. Zugleich aber zeigte er auch eine gewisse Selbstständigkeit in der Art und Weise, wie er seine Studien trieb, indem er nur lernte, was seine Wißbegierde reizte, dies aber mit der Aufopferung seiner Gesundheit. Schon als zwölfjährigem Knaben fielen ihm die Schriften Böhme's in die Hand, in welche er sich jetzt um so ungestörter vertiefen konnte, als sein Vater gestorben war, und seine Mutter in dem Lesen dieser Bücher nichts Böses fand.

Es ist daher nicht zu verwundern, daß Kuhlmann schon im Jahre 1659, also in seinem zwölften Lebensjahre, sich von Gott erleuchtet glaubte, nur war er vorläufig noch bescheiden genug, von dieser Erleuchtung nichts mitzutheilen, bis er sechs Jahre später durch sein übermäßiges Studiren in eine sehr schwere Krankheit fiel, in welcher man ihn bereits für todt hielt, da er kein Lebenszeichen mehr von sich gab. In diesem Zustande von Scheintod

hatte er eine Reihe von Visionen. Er kämpfte mit Teufeln und Engeln, und bei seinem Erwachen zum Leben erklärte er, daß er nunmehr der wahren Erleuchtung theilhaftig geworden sei.

Er bezog jetzt die Universität Jena, um daselbst die Rechtswissenschaft zu studiren. Als er aber auf dieser Reise Jakob Böhme's Grab in Görlitz besuchte, sah er sich von einer solchen Menge von Lichtern umgeben, daß er ganz geblendet wurde. Daraus entnahm er, daß er berufen sei, der Nachfolger des Görlitzer Propheten zu werden. In Jena vermied er daher nicht nur allen Umgang, sondern besuchte auch keine Vorlesungen. Nach seiner Behauptung erfuhr er Alles, was er zu wissen nöthig hatte, vor Allem das höchste Wissen, durch direkte Eingebung des heiligen Geistes. Um aber auch äußerlich zu zeigen, daß er ein Auserwählter sei, lief er in oft sonderbarer Kleidung umher, die großes Aufsehen erregte und ihm den Spott und Hohn seiner Kommilitonen eintrug. Jedenfalls hatte Kuhlmann damals seinen ersten Anfall von Größenwahnsinn, der sich später wiederholte. Dennoch aber darf man ihn nicht als einen Irrsinnigen betrachten, denn in allen weltlichen Angelegenheiten zeigte er die wohlüberlegte Klugheit eines vernünftig denkenden Menschen. Nochmals aber möge darauf hingewiesen werden, daß das Interessanteste bei dieser Betrachtung weniger die Person Kuhlmann's, als vielmehr die Betrachtung der Zeitverhältnisse ist, in welchen ein solcher Mann Anhänger finden, zu Ruhm und Ansehen gelangen konnte.

In jener Zeit war in Leyden in Holland eine ganze

Gemeinde von Anhängern Böhme's entstanden, zu denen sich natürlich auch Kuhlmann hingezogen fühlte, weil er dort Gleichgesinnte finden mußte, die er vorläufig in Jena nicht fand. Im Jahre 1673 begab er sich also nach Leyden, gerieth sofort unter die schwärmerische Gemeinde, von denen insbesondere Johann Roth ihn noch mehr zu einem Sonderling und Phantasten machte. Eine plötzliche Erleuchtung zog ihn außerdem zu ganz anderen Dingen hin. Er erzählt von sich selbst:

„Unter unzähligen Gesichtern begab es sich, daß meinen leiblichen Augen meine Studirkammer ganz weggenommen war, und ich eine geraume Zeit viel tausend mal tausend Lichtgeburten um mich erschaute. Die wunderlichsten und schönsten Gebilde in ungesehenen Farben veränderten sich unaufhörlich und glichen der großen Weltkugel, wenn sie mit den kostbarsten Edelsteinen besteckt wäre, und alsdann plötzlich das allerlichteste Licht aus dem heiligsten Lichttriangel umfing."

Durch derartige Hallucinationen, in Verbindung mit dem Studium mystischer Schriften, insbesondere der von Dabricius und Felgenhauer, ebenfalls Anhängern Böhme's, welche in Weissagungen in lateinischer Sprache bestanden, kam Kuhlmann plötzlich auf den Gedanken, daß er der Messias sei, der den Antichrist stürzen solle. Es ist fast komisch, zu sehen, wie er aus den Prophezeiungen dieser anderen Schwärmer Andeutungen auf sich bezog. So sagt z. B. Dabricius in seiner 594. Prophezeiung, „daß, wenn man fünf zählen wird, die Kinder des Antichrists ein Ende nehmen sollten." Nun heißt im Lateinischen fünf

quinque, Kuhlmann aber hieß mit Vornamen Quirinus. Zwischen quinque und Quirinus fand er eine so deutliche Beziehung, daß er daraus eine unfehlbare Hinweisung auf sich herleitete, ebenso wie aus der Weissagung des Felgenhauer, wo an einer Stelle das Wort Quinarius vorkommt. Sein Freund Roth gratulirte ihm zu seiner neuen Entdeckung und legte sich jetzt selbst auf's Prophezeien, indem er feststellte, daß Kuhlmann in der fünften Monarchie oder im tausendjährigen Reiche einer der einundzwanzig Propheten und das vornehmste Werkzeug zur Ausrottung der gottlosen Könige sein würde.

Kuhlmann begann zuvörderst seine Messiaslaufbahn damit, daß er im Jahre 1674 einige Werke herausgab, in denen er sich als Anhänger Jakob Böhme's bekannte, und welche ein Gemisch von Gelehrsamkeit, Schwärmerei und Unsinn repräsentiren. Sodann kam er auf den Gedanken, sich mit dem Papste zu verbinden, und zwar versuchte er dies durch den gelehrten Jesuiten Kircher, dem er mittheilte, er habe dem Papst hochwichtige Geheimnisse anzuvertrauen. Er schickte auch dem Jesuiten seine Schriften ein, über welche dieser sich jedoch jedes Urtheils enthielt, aber Kuhlmann den Rath gab, sich nicht dem öffentlichen Gespött auszusetzen.

Unterdeß gelangte er immer mehr und mehr zu Ansehen bei der Schwärmergemeinde zu Leyden, bis die Stadtbehörde im Jahre 1675 die ganzen mystischen Brüder und Schwestern aus der Stadt verwies.

Ueber Amsterdam, Gröningen und Hamburg kam Kuhlmann jetzt nach Lübeck, wo er einen Thörichten fand, mit

dem er die Goldmacherkunst betrieb. Es war dies der Kaufmann Christian Werner, der indessen bald an der Goldmacherkunst Kuhlmann's verzweifelte, als er dessen sonstiges Gebahren sah. Um jene Zeit trat nämlich Kuhlmann in ein Verhältniß zu einer alten Dame, Namens Magdalena v. Lindau, welche zwei erwachsene Töchter hatte und die ihm von Amsterdam nachgereist kam, um ihm zu sagen, daß sie seine Anhängerin sei, und daß sie auch wisse, wie sie ihn schon von seiner Kindheit an in ihrem Herzen getragen habe in Gestalt eines Knaben, der fortwährend gewachsen sei. Kuhlmann muß doch selbst an seine eigenen Schwärmereien geglaubt haben, denn er heirathete die alte Frau, trotzdem diese ihm sehr unangenehm war und trotzdem er Thränen vergoß und sich sehr unglücklich nach der Hochzeit fühlte. Dennoch aber glaubte er dem Willen Gottes folgen zu müssen.

Da in Lübeck aber nichts weiter anzufangen war, so ging er im Jahre 1676 nach Hamburg und von da nach England, wo er in der That in dem englischen Ritter Johann Bathurst einen reichen und wohlwollenden Gönner und Anhänger fand. Dieser nahm ihn auf seinem Gute Bromley sehr freundlich auf, gab ihm ein eigenes Haus und für das Jahr tausend Thaler zu verzehren.

Aber Kuhlmann fühlte sich in diesem Verhältniß nicht lange wohl. Er dachte auch wohl an seine Aufgabe, den Antichrist auszurotten, und jetzt setzte sich bei ihm die Idee fest, daß dieser Antichrist der — Sultan sei.

Im Jahre 1678 brach daher Kuhlmann mit seiner

Familie, d. h. seiner alten, siebenzigjährigen Gemahlin und deren beiden Töchtern nach Konstantinopel auf, um den Sultan zu bekehren und die Türken für das Christenthum zu gewinnen. Am 15. Mai segelte er von Marseille ab und hatte unterwegs die außerordentlichsten Aergernisse mit seinen Pflegetöchtern, welche sich höchst unchristlich und anstößig betrugen. Leider nahm die Mutter ihre Partei, und Kuhlmann bekam von den drei Weibern nicht nur gehörige Prügel, sondern er wurde auch noch obenein zum Gespött aller Mitreisenden.

In Smyrna ging man zuerst vor Anker, und Kuhlmann begab sich an's Land, wurde aber nicht wieder auf das Schiff zurückgelassen, welches, da in Smyrna die Pest herrschte, für einige Wochen in Quarantäne gehen mußte. Ohne Wäsche, ohne Kleider, ja selbst ohne Mütze, vor Allem aber ohne Geld trieb sich jetzt Kuhlmann einige Tage in Smyrna umher, bis er heimlich auf einem türkischen Schiff aufgenommen wurde, das ihn nach Konstantinopel mitnahm, wohin er nach sechzehn Tagen gelangte, während welcher er weder warme Speisen, noch ein ordentliches Lager hatte.

Seine Absicht war, sich dem Sultan Mahomed IV. vorstellen zu lassen und diesem eine Bußpredigt zu halten. Auch wollte er ihm ein Buch des berühmten Chiliasten und Schwärmers Commenius überreichen, durch dessen Lektüre sich der Sultan bekehren sollte. Leider befand sich aber der Sultan Mahomed gar nicht in Konstantinopel, weil auch dort die Pest herrschte. Da aber Kuhlmann die Hofbeamten fortwährend mit dem Nachsuchen um eine

Audienz belästigte, so erhielt er endlich hundert Stockprügel und die Ausweisung aus Konstantinopel.

Jetzt gab er das Türkenbekehren auf und kehrte wieder nach Smyrna zurück, wo er seine sogenannte „Familie" in den besten Verhältnissen antraf. Der holländische Konsul Jakob Vandam hatte sich nämlich der Mutter mit den beiden schönen Töchtern angenommen, welche bei ihm herrlich und in Freuden lebten. Von dem holländischen Konsul erhielt Kuhlmann auch die Mittel, um mit seiner „Familie" nach Amsterdam zu gehen, wo er indeß beschloß, sich von den Frauenzimmern loszumachen. Er hielt sich zu der Trennung von seiner unwürdigen Genossin für berechtigt, weil einer seiner Vorgänger, Namens Kotter, einer der fanatischesten Anhänger Böhme's, geweissagt hatte, Kuhlmann's Ehe würde nicht länger als zweiundvierzig Monate dauern.

Nach der Trennung fühlte sich Kuhlmann recht frei und wohl, und begann nun in der Schweiz und in Frankreich herumzuziehen, und überall, wo er Gläubige fand, auf deren Kosten er leben konnte, zu verweilen. Auch die Goldmacherkunst übte er hier und dort, aber natürlich stets ohne Erfolg. Im Jahre 1678 kam er wieder nach London, wo sich inzwischen um seinen Schüler Bathurst eine ganze Gemeinde von Schwärmern gesammelt hatte, welche Kuhlmann mit offenen Armen aufnahm. Dort lebte er dann bis zum Jahre 1682 in ziemlichem Frieden. Um jene Zeit trat er aber in ein neues Verhältniß zu einer Schwärmerin, die sich ebenfalls für eine Prophetin ausgab, und die er unter dem Namen Maria Angelikana zu seiner Frau

erhob. In demselben Jahre kam sein „Kühl-Psalter", d. i. Kuhlmann's-Psalter, heraus, eine Sammlung von Psalmen, in welchen er sich nannte: „Quirinus Kuhlmann, ein gerufener Prinz Gottes der Israeliten, Christen und Jesuliten."

Dieser Psalter war auch mit Bildern versehen, von denen das eine Kuhlmann selbst mit Schwert und Scepter in den Händen, mit sieben Sternen um das Haupt, mit Sonne und Mond zur Rechten und Linken, das andere dagegen seine neue Frau als Madonna darstellte.

Im Jahre 1684 wurde Kuhlmann aus London ausgewiesen, da die Sekte, der er angehörte, schwere Ausschreitungen begangen hatte, über die Kuhlmann übrigens mit seinen Genossen in Streit und Feindschaft gerathen war, da er ein solches Treiben verdammte.

Er zog jetzt nach Amsterdam und von dort um das Jahr 1686 nach Berlin, wo er den „Berlinischen Kühl-Jubel", d. h. den Kuhlmann's-Jubel, an den Kurfürsten Friedrich Wilhelm aufsetzte, und ihn darin zur Vereinigung der verschiedenen Glaubensbekenntnisse aufforderte. In demselben Jahre aber war auch seine zweite Frau gestorben, und der Größenwahnsinn scheint nun bei Kuhlmann wieder zum Ausbruch gekommen zu sein, denn er gelangte jetzt zu der Ueberzeugung, daß der Antichrist, den er ausrotten sollte, der russische Zar sei.

Er machte sich sofort auf die Reise nach Rußland und kam zuerst nach Danzig, wo er ein solches Aufsehen unter den dortigen Schwärmern erregte, daß man ihn aus der Stadt verbannte. Im Oktober 1689 langte er endlich in Moskau, der damaligen Residenz des Zarenreiches, an, wo

er ein tragisches Ende finden sollte. Er fand nämlich in Moskau unter den daselbst wohnenden Deutschen gegen dreißig Anhänger Böhme's, Chiliasten und andere Schwärmer, welche sich bis dahin aus Furcht vor der russischen Regierung sehr ruhig verhalten hatten. Kuhlmann dagegen kannte weder Furcht noch Vorsicht. Er machte sich mit einem deutschen Kaufmann, Namens Nordermann, an die Herausgabe eines Werkes, durch welches der Untergang des russischen Reiches und des Antichrists, d. h. also des russischen Kaisers, und die Wiederaufrichtung des tausendjährigen Gottesreiches prophezeit werden sollte. Nordermann sollte außerdem in russischer Sprache ein Werk über die Erscheinung Kuhlmann's vorbereiten.

Kuhlmann und Nordermann waren thöricht genug, diese Werke der russischen Censur zur Begutachtung vorzulegen. Sie wurden darauf sofort verhaftet und Beide am 4. Oktober 1689 in einer von Pechtonnen aufgeführten Hütte wegen Hochverraths und Anstiftung zum Aufruhr laut gesetzlichem Richterspruch lebendig verbrannt. Während der Hinrichtung und auch auf der Folter soll sich Kuhlmann sehr standhaft betragen und sich unverändert für den wieder zur Erde gekommenen Messias ausgegeben haben. Standhaft erlitt er, wie sein Genosse, den schrecklichen Feuertod.

Die Geschichte aller Zeiten, wie besonders die des 17. Jahrhunderts, erzählt uns mehrfach von solchen Schwärmern, welche für ihre Ueberzeugung willig Hohn, Spott, Armuth, Folter und Tod erduldeten, einer der merkwürdigsten darunter aber ist entschieden Quirinus Kuhlmann.



Wie man im Orient ißt und trinkt.

Schilderungen aus dem Morgenlande.

Von

Richard Fritsche.

In denjenigen orientalischen Städten, in welchen fränkische*) Gemeinwesen sich entwickelt haben, wie in Smyrna, Beirut, Jerusalem, Alexandrien, Kairo, findet der Tourist heutzutage mit allem Comfort eingerichtete Fremdenhotels vor, in denen dem Engländer sein Beefsteak und sein Pudding, dem Franzosen seine Ragouts und Salate, dem Italiener Maccaroni und dem Deutschen sein Sauerkraut und Bier servirt wird. Dringt er dagegen tiefer in's Land, so muß er eigenen Proviant mit sich führen, und wie der orientalische Kaufmann in den Karawanserais oder im Chan einkehren, wo außer der unentgeltlichen Aufnahme nichts zu haben ist, und die Reisenden für die Kost selbst Sorge tragen müssen.

Worin besteht denn aber diese Kost, welche Gerichte und Getränke gibt es in den Ländern des Ostens? Davon wollen wir im Folgenden Einiges erzählen.

---

*) Mit dem Namen „fränkisch" bezeichnet der Mohammedaner alles Europäische — die Europäer selbst als „Franken".

Das Nationalgericht des gesammten Orientes ist der Pilav, der schon 300 Jahre v. Chr. auf die Tafel der persischen Könige kam. Er wird sehr verschieden zubereitet. Es gibt den einfachen, den goldenen, den persischen Pilav. Ersterer ist eben nur in Wasser gekochter, mit Fett übergossener Reis. Die bessere Art ist gesottener Reis mit Hammelfleischstückchen oder auch mit Huhn gemischt. In Mittelasien werden dem Pilav außer dem Schaffleisch auch gelbe Rüben und gedörrte Pflaumen beigemengt.

Von Fleischsorten wird im Morgenlande, wie beim Pilav, so auch sonst, vornehmlich Schaffleisch gegessen. Besonders am großen Bairamfeste werden aller Orten Tausende von Hammeln geschlachtet. Hammel und Lamm ist da auch sehr schmackhaft, da die Thiere auf den Bergen und in den Wadis (Thalrinnen) saftige, würzige Kräuter finden. Aus Hammel- und Lammfleisch werden demnach fast alle Fleischspeisen zubereitet. Dazu gehören vornehmlich der Kebab oder Schisch-Kebab genannte Spießbraten, wobei auf einen über das Feuer gehaltenen Spieß kleine Fleischschnitzel gesteckt werden; dann der aus gehacktem Fleische bereitete Kijma; endlich auch das in reicher Brühe gekochte Fleisch — Jahna. In Persien erfreut man sich am Lule-Kebab, dem Rohrbraten, aus fettem gehacktem Fleisch, das auf eine dünne Ruthe aufgesteckt und geröstet wird.

Rindfleisch ist dagegen bei den Morgenländern nicht beliebt, ja fast verabscheut, denn die Orientalen glauben, daß es schädlich sei. Der Widerwille gegen den Genuß des Rindfleisches ist seit Jahrhunderten bei den Völkern des Ostens eingewurzelt, Kühe und Kälber werden nur

für Christen und Juden geschlachtet, und der nubische Bauer schneidet wohl auch seinem gekoppelten lebenden Ochsen für den durchreisenden Engländer aus der Lende ein Beefsteak heraus, um hierauf die Wunde langsam verharrschen zu lassen.

Sehr beliebt sind dagegen die sogenannten Dolmas, von denen es wohl an fünfzig Arten gibt. Dolma bedeutet Füllsel und ist Alles, was mit einer anderen Substanz angefüllt ist. Auch das prächtige Palais des Sultans am Bosporus, Dolma-Bagtsche, bedeutet eigentlich „angefüllter Garten", künstlich hergestellter Boden. Dann bedeutet das Wort „stopfen" und daher der Name des Lieblingsgerichtes. Gewöhnlich enthalten die Dolmas stark gewürztes Fleisch von Geflügel oder Fischen mit Reis und Gemüse, das in eine wurstartige Form gebracht und mit einem frischen Trauben- oder Kürbisblatte umwickelt ist. Die Jalandschi-Dolma, d. i. das falsche Gefüllsel, die mit Oel zubereitet und kalt gegessen werden, gelten in der Türkei als Hauptleckerbissen. Zu Land- und Wasserparthien, zu Spaziergängen nach dem Friedhofe und zu Jagdausflügen werden stets die Dolmas mitgenommen.

Geflügel fand stets in der orientalischen Küche vielfache Verwendung. Auf den Märkten der Städte trifft man immer Bauernweiber, die große Körbe mit Hühnern und Tauben auf den Köpfen tragen. Auch Katas, eine Art Rebhuhn, Wachteln, Trappen, Sumpf- und Wasservögel, die mit der Schlinge, in den Euphratländern auch noch mit dem Falken gefangen oder vom Schrotkorn getroffen wurden, werden feilgeboten. — Von Wildpret wird

hauptsächlich die Gazelle gejagt; in den Bergen um's todte Meer lauert der Beduine dem Steinbock der Wüste Juda auf; im Hochlande Arabiens ist viel Rothwild, auch Hasen sind nicht selten, werden aber von den schiitischen Mohammedanern zu den unreinen Thieren gerechnet, die nicht gegessen werden dürfen. — Dem im Orient so häufig vorkommenden Wildschwein stellt Niemand nach. Auch unser Hausschwein sieht man dort nirgends, außer etwa in Klosterhöfen.

Der Fischmarkt ist in den am Meere oder an Flüssen gelegenen Städten mit allerlei Arten reich besetzt. Auf dem Fischmarkt zu Konstantinopel sieht man die schönsten Makrelen und Thunfische, und in der Muskih zu Kairo sind frische Seefische aus Alexandrien und geschmorte Fische aus dem Nil stets vorräthig.

Unter den Küchenpflanzen nehmen Melonen, Gurken, Knoblauch und Zwiebeln die erste Stelle ein. Die Melone ist eine köstliche Frucht, die mit ihrem ambrosianischen Duft die ganze Markthalle erfüllt und die zerschnitten auch der Arme um wenige kleine Kupfermünzen sich verschaffen kann. In Chiva und Persien werden die besten Melonen gezogen, aber auch in den Kaukasusländern, in ganz Vorderasien, Egypten und bis in die Niederungen der Donau und nach Ungarn hinein sind sie verbreitet. Das röthliche Fleisch der Wassermelone mit der zartgelben oder weißlichen Schale schmilzt auf der Zunge, das noch röthere der Zuckermelone mit den schwarzen Körnern, das in Bezug auf Würze des Aroma's und Feinheit des Geschmacks den Vergleich mit den besten Obstsorten aushält,

ist ein honigsüßes, duftendes Mark, das im Munde angenehm zerfließt und beim Zerschneiden in dicken Tropfen auf die Hände und den Boden fällt. Mit Brod genossen ist solche Melonenschnitte mit ihrem reichen süßen Saft eine überaus erfrischende und erquickende Delikatesse, an der alles Volk sich labt. So sind die Melonen in den Städten Persiens und anderer Länder eines der wichtigsten Lebensmittel, die zur Erntezeit in vollen Wagenladungen von den weiten Feldern, auf denen man sie baut, nach den Märkten geschafft werden.

Ein anderes, allgemein verbreitetes Nahrungsmittel des Volkes ist die Gurke. Der Beduinenschech, der uns bei unserem Ausflug nach dem todten Meere begleitete, zog früh Morgens aus seinem Proviantsacke eine gelblichgrüne Gurke heraus, die er als Frühstück in rohem Zustande verzehrte und von der zu kosten er auch uns freundlich einlud. Die Gurke hat hier ein festes, süßlich schmeckendes Fleisch und kann auch roh ohne Schaden genossen werden. Die Bauern von Bethlehem und Bethanien kommen des Morgens mit großem Vorrath an Gurken auf den Markt nach Jerusalem, wo vornehmlich die langen Schlangengurken eine vom Volke viel begehrte Speise sind.

Eine sehr wichtige Rolle spielen bei den Orientalen Zwiebeln und Knoblauch. Diese bei allen semitischen Völkern so beliebten Gewächse werden aller Orten kultivirt. Man hat herbe und süße Zwiebeln, welch' letztere einen milderen Geschmack und weniger strengen Geruch haben; und auch von Lauch baut man so gute Arten, daß

der uns so widerliche Knoblauchgeruch viel von seiner Schärfe verliert.

Ueber Alles aber geht dem Orientalen Zuckerwerk und alle süßen Sachen. Ohne Süßigkeiten geht es bei keiner Mahlzeit ab und in Persien bestreut man sogar Fleischspeisen mit Zucker und Zimmt. Unter dem Zuckerwerk, das in der Türkei Tatlilik, in Persien Schirini, in Arabien Schekerlama heißt, sind sehr beliebt die aus gezuckertem Reismehl oder aus Honig und Sesamöl bestehenden Helvas oder Halvas, die der Halvadschi herumträgt; dann die Baklava, ein fettiger, reich mit Zucker bestreuter Teig, die Börek, eine mit süßem Gemüse gefüllte Teigtasche, und vornehmlich das Rekhat-lokum, d. i. Gemüthlichkeit oder Beruhigung der Kehle.

Die geschicktesten Zuckerbäcker des Orients sind die Perser. In der feineren Kochkunst, in der sie die Araber weit überragen, doch auch über den Türken stehen, zeigt sich überall ihr Einfluß. Persische Zuckerbäcker findet man in der Türkei, Egypten und Arabien, wie sie auf den Gondschas, einer Art Holzteller, das überaus zierlich geformte Zuckerwerk zum Verkaufe anbieten. Bei Hochzeiten werden ganze Körbe voll Süßigkeiten im Brautzuge öffentlich aufgeführt. Bei Beschneidungsfesten, auch bei Begräbnissen der Großen werfen die Diener von den hochbepackten Kameelen allerlei gute Sachen unter die Volksmenge. — Trauben- und Melonensaft, auch der der Johannisbrodschote, wird zu Syrup und Honig verdickt. Verdickter Melonensaft ist statt Zucker überall im Oriente gebräuchlich. Vornehmlich aber sind es die Konserven

und kandirten Früchte, aus denen der Rosen-, Veilchen- und Vanille-Extrakt angenehm herausschmeckt, die das Morgenland seit jeher am köstlichsten zu bereiten verstand. Auch an Gefrorenem (Dondurmak) kann man sich in Kairo und Alexandrien, sowie in Damaskus und Stambul erquicken, wozu in den beiden letzteren Städten der Hermon und der bithynische Olymp das Eis liefern.

Unter den Fruchtbäumen nimmt in Arabien, in Egypten und anderen Ländern Afrika's die Dattel den ersten Rang ein. In Arabien bildet die Dattel den hauptsächlichsten Handelsartikel und ist fast das tägliche Brod des Volkes. Auch die Goldorange hat sich von der indischen Heimath über weite Gegenden des Morgenlandes hin verbreitet. In Palästina sind die Orangengärten von Jaffa berühmt, deren herrliche Früchte nach den Märkten von ganz Syrien exportirt werden. Den Granatbaum haben die Araber überall, wohin sie gelangten, verpflanzt, wie ja auch bekanntlich die Stadt Granada von ihm seinen Namen erhalten hat. Anderes prächtiges Obst des Morgenlandes sind die mit Recht gepriesenen Pflaumen und Aprikosen von Damaskus und Aleppo, die Feigen von Smyrna, die Trauben von Schiras und Taïf, die Birnen von Nathenz, die Pfirsiche von Rodosto, die Bananen Egyptens, wozu noch das Kernobst, die Mandeln und Nüsse Vorderasiens, die Pistazien von Aleppo und Kasdim, und die Kokosnüsse Oberegyptens kommen.

In der ganzen Wüste ist Hauptspeise die Butter, in der die Beduinen förmlich schwimmen, dann Brod, Mehlbrei und die Morcheln der Steppe. Ein Schaf wird nur

geschlachtet, wenn ein Gast im Zelte des Schech Einkehr gehalten hat, oder wenn ein Fest gefeiert wird. —

Und was trinkt man denn im Oriente? In jenen heißen Ländern weiß man das Wasser höher zu schätzen, als im europäischen Norden, und kühles Wasser gilt daher als köstlichste Labe. Die Quelle, die aus dem Sand und Stein der Wüste den Palmenhain hervorzaubert, haben die Volksdichter stets besungen, wie auch die ältesten Lieder der Bibel Brunnenlieder sind, in denen „die Fürsten, die sie gegraben", verherrlicht werden. Auf Brunnenstifter ruft das Volk den Segen Gottes herab, um den Besitz eines Brunnens entbrennen aber auch die blutigsten Fehden. Viele, selbst größere Städte, besitzen nur einen Brunnen oder auch gar keinen, weshalb man in Cisternen das Regenwasser des Winters auffängt. Eine stehende Figur in den Straßen jeder orientalischen Stadt ist der Wasserträger, der seinen geflickten Ziegenschlauch an der oft entfernten Quelle immer von Neuem füllt und nun, mit seinen Messingbechern klappernd, sich bemerkbar macht und seinen frischen Trunk darbietet.

Von Luxusgetränken lieben die Orientalen vor Allem den süßen Scherbet. Der Verbrauch von Scherbet, d. i. von im Wasser aufgelöstem Fruchtsaft, ist in jenen heißen Ländern ganz ungeheuer. Der Saft von Citronen, Pfirsichen, Granaten und anderer Obstsorten wird dazu verwendet. Mit Schnee von den Bergen oder künstlichem Eise angenehm gekühlt, ist das Scherbet dem nach süßen Getränken schmachtenden Morgenländer ein stets begehrtes Labsal. Zu den besten Scherbetarten gehört das ursprüng-

lich griechische, in Damaskus und anderwärts noch immer sehr beliebte Getränk Rosaton, das aus in Wasser aufgelöstem Rosenzucker besteht. Arabisch heißt dieses Rosenscherbet jetzt Fokkâ, auch Roschab, d. i. angenehmes Wasser, wie freilich auch jedes Fruchtscherbet genannt wird.

Ein unentbehrlicher Genuß des Orientalen ist aber die Tasse Kaffee, mit der auch der Kaufmann den Kunden bewirthet. Im arabischen Kaffeehause, das zumeist jeden Comforts ermangelt, ist das appetitlich aussehende, duftende und wohlschmeckende Getränk um wenige Para*) zu haben. In jedem arabischen Hause ist die Khawah, das Kaffeezimmer, zu finden, in dem der Kaffee gekocht wird und wo die Männer sich versammeln. In Persien trinkt man auch viel Thee, auch der vornehme Osmane nimmt ihn wohl zur Abwechslung des Morgens, der Kaffee ist aber Nationalgetränk im ganzen Orient. Leute, die viele Besuche machen, trinken täglich wohl zehn bis fünfzehn Tassen. Ist in Arabien ein Gast in der Khawah, so trinkt stets der Koch die erste Tasse, um zu zeigen, daß „kein Tod in dem Topfe sei."

Der Genuß des Weines wurde bekanntlich den Moslems vom Propheten verboten, obwohl die Trunksucht weder vor Mohammed, noch zu seiner Zeit ein Laster des Volkes war. Die griechischen Christen haben das Märchen erfunden, Mohammed habe im Rausche seinen Lehrer, den Mönch Sergius, erschlagen und hätte dann, nachdem er wieder nüchtern geworden, diesen Mord so sehr bereut, daß er von da an den Genuß des Weines den Seinen

*) 1 Para = 1/2 Pfennig.

untersagt hätte. Man meinte auch, Mohammed hätte den Wein aus Haß gegen die Christen, bei denen er in der Abendmahlsfeier so großes Ansehen hat, den Gläubigen verboten. Die natürlichste Erklärung dieses Verbotes ist jedoch die, daß der Prophet die Enthaltung vom Trinken des Weines bei mehreren jüdischen Sekten schon vorfand und, wie so vieles Andere, auch diese asketische Sitte ihnen entlehnt hat. Der Koran nennt den Wein „unrein, einen Greuel und ein Werk des Teufels." Trotzdem nimmt man es heutzutage — wenigstens in den ungläubigen oberen Schichten — nicht mehr so genau. Bei den diplomatischen Diners in Konstantinopel und in Kairo fließt der Champagner in Strömen, doch wird er nur als „Brauselimonade" bezeichnet. Bei den Abendgesellschaften der Effendis in den Villen am Bosporus berauscht man sich auch wohl mit Branntwein, mit Raki, der im Koran nicht verboten ist, da es eben zu des Propheten Zeit dieses Getränk noch nicht gab, und in Persien hält man sogar Gelage, die selbst die königlichen Frauen veranstalten. Im Allgemeinen fröhnen jedoch im Oriente nur die vornehmen Stände dem Laster des Trunkes, das Volk hat sich stets viel nüchterner gehalten, als die Abendländer.

Gehen wir nun schließlich als Gast zu einem orientalischen Mahle.

Jedes arabische Mahl wird mit einem „Bismillah" (im Namen Gottes) begonnen. Man wäscht sich die Hände und hockt um den Tisch nieder, der bei den Beduinenschechs aus einer mit Kupferblech beschlagenen Holzplatte, sonst aber aus einem Ledertuche besteht, das nach dem Mahle

in der Weise eines Tabakbeutels zusammengezogen wird und in dem auch die Ueberbleibsel des Essens aufbewahrt werden. Man ißt ohne Gabel und Messer, blos mit den Fingern; das Fleisch ist aber so weich gekocht, daß es beim Berühren zerfällt. Der Hausherr reicht dem Gaste, der ihm zur Linken, hier der Ehrenplatz, sitzt, das beste Stück hin, in vielen Gegenden wird dem Letzteren auch die Ehre zu Theil, daß ihm der Wirth den wurstartig geformten Reiskloß eigenhändig in den Mund steckt. Man ißt mit Hast, trinkt nur Wasser dazu und spricht dabei wenig oder gar nichts. Nach dem Händewaschen erhebt man sich mit den Worten: „El Hamdu l'Illah!" (Gott sei gedankt). In Centralarabien ist es noch Sitte, nach dem Mahle sich durchräuchern zu lassen. Die Kohlenpfanne, auf der wohlriechende Ithelholzspähne verbrannt werden, wird unter das Kinn, an die Ohren, den Bart, wohl auch an die Brust gehalten.

Der alten orientalischen Sitte gemäß ist beim Hauptmahle — in Konstantinopel meist um elf Uhr Vormittags — eine ganze Schaar von Dienern auf den Beinen, ohne freilich dabei viel zu thun zu haben. Ein Armenier trägt auf einem großen Holzteller die Speisen in den ersten Stock, wo sich auf den Ruf „Jemek tschikti!" (das Essen ist herausgekommen) die männlichen Glieder des Hauses versammeln. Das Speisebrett, das früher nur ein niedriges Gestell war, hat sich nun zu einem einfüßigen Tische entwickelt, auf welchem das Sini, die runde Messingplatte, mit den Gerichten und einigen Löffeln und Brodfladen gestellt wird. Die Gesellschaft setzt sich mit kreuz-

weise untergeschlagenen Beinen regellos um den Tisch, die Gäste kommen jedoch in die Nähe des Hausherrn. Fünf bis fünfzehn Gerichte werden aufgetragen. Der Türke ißt sehr schnell und so viel, daß ihm nach dem Mahle jede ernste Arbeit eine Unmöglichkeit ist. Die Schüsseln werden rasch weggenommen und durch frische ersetzt. Der Hausherr klatscht in die Hände — so ruft man im ganzen Oriente die Diener — und das Gericht wird fortgetragen, und gleich darauf in derselben Schüssel ein neues vorgesetzt. Da gibt es saure und süße Speisen, stark gepfefferte und gezuckerte, Pilavs verschiedenster Gattung, Huhn und Braten, Endiviensalat, Lattich, Kresse, Oliven, Kapern und was sonst den Gaumen kitzeln mag. Im Allgemeinen greift man jedoch wie zur Zeit der Blüthe des Khalifats immer zuerst nach den sauren Speisen (arabisch Kâmisch, türkisch Ekschy genannt) und dann erst zu den süßen. Konfekt und Kuchen kommen nicht auf den Tisch, sondern werden zu anderen Tageszeiten gegessen.

Für gewöhnlich würzt keine Unterhaltung das Mahl, denn wo soll da, wo die Frau, die Krone der Gesellschaft, fehlt, und wo die Speisen wie von halb Verhungerten in wilder Eile verschlungen werden, Witz und Geist herkommen? Nach einer halben Stunde ist das Diner zu Ende. Man leckt die Finger ab, mit denen man die Speisen zum Munde geführt, der Diener reicht das Wasser, mit dem man die Hände abwäscht, der Hausherr trocknet sie mit der feinen, mit Goldstickereien verzierten Serviette, er spült sogar den Mund aus und man erhebt

sich, um auf der Terrasse beim Springbrunnen den süßen Kef zu machen, d. h. träumerisch in den blauen Himmel, auf das schöne Wasser und das grüne Land zu sehen und den Rauch der Pfeife in der linden Luft sich kräuseln zu lassen.

In Persien sieht man schon weit weniger auf Reinlichkeit. Da dient als Abwischtuch ein langer breiter Kattunstreifen, der über die Kniee aller Speisenden gelegt wird, und in diesem Zeuge hebt man auch noch die Ueberreste des Mahles für den morgigen Tag auf. Hier lagert man sich nicht mit untergeschlagenen Beinen zu Tische, sondern hockt dabei auf den Fersen. Die Speisen werden nicht nach einander, sondern alle zusammen auf Filzstücken oder Teppichen aufgestellt und man langt nach Belieben von der oder jener Schüssel zu. Die rechte Hand ist dabei allein thätig, während die linke im Rockärmel verborgen gehalten wird. Man geht dabei vorsichtig zu Werke, um namentlich den Bart mit den Speisen nicht in Berührung zu bringen. Man wäscht die Hände nachlässig, um eben nur gegen den Ritus nicht zu verstoßen.

Im Allgemeinen hat die Art zu essen auch im Morgenlande die größten Wandlungen durchgemacht. Ursprünglich aß der Araber nur Brod mit Oel und an Festtagen auch Kameelfleisch; seitdem aber ist auch bei den Orientalen der Tafelluxus mehr Mode geworden und der im Oriente reisende Europäer findet die Tafel der Vornehmen reichlich gedeckt. Das Volk freilich lebt, verglichen mit dem Europäer, ungemein einfach.

Berühmte Kerker.

Historische Studie

von

Eugen Schmitt.

(Nachdruck verboten.)

Die Entwickelungsgeschichte der Kulturstaaten und der Rechtspflege ist mit Blut geschrieben. Ungeheuerliche Barbarei, Mord, Ungerechtigkeit, Unterdrückung und Tyrannei bezeichnenden Weg, den diese Entwickelungsgeschichte genommen hat. Laster und Verbrechen sind die Begleiter dieser Entwickelungsgeschichte gewesen, und die Kerker waren gleichsam die festen Plätze, in denen sich Jahrhunderte lang die Ungerechtigkeit von Despoten oder der Staatskunst im Allgemeinen hielt, in denen zumeist ohne Urtheilsspruch die Opfer der Tyrannei schmachteten, und in denen sie in aller Heimlichkeit durch langsame Martern oder durch gewaltsame Tödtung aus der Welt geschafft wurden.

Die Republiken des Alterthums, wie Griechenland und Rom, kannten keine Gefängnisse im Sinne des späteren Despotismus. Man hatte dort ein sehr kurzes Verfahren gegen die Staatsgefangenen, indem man sie entweder sofort umbrachte oder aus dem Lande verwies. Kriminalverbrecher aber wurden meist zur Sklaverei, zur Zwangsarbeit ꝛc. verurtheilt. In der griechisch-römischen Geschichte findet sich

die erste Andeutung eines Kerkers, den man wohl zu den berühmtesten rechnen kann, bei Dionysius dem Aelteren, dem Tyrannen von Syrakus, der im Jahre 404 v. Chr. sich der Alleinherrschaft bemächtigte und seit jener Zeit ein Leben voll Todesangst führte. In steter Furcht vor der Rache der Republikaner und in stetem Mißtrauen selbst gegen seine nächsten Verwandten, verschanzte er sich in seinem Schlafzimmer wie in einer Festung, und ließ sich sogar von seinen Töchtern den Bart mit glühenden Nußschalen absengen, nur damit er nicht gezwungen wurde, sich der Gefahr, die ihm durch das Messer eines Barbiers drohen konnte, auszusetzen. Dieser Tyrann erfand auch ein Staatsgefängniß, welches unter dem Namen „das Ohr" bekannt war. Dasselbe bestand aus einer Anzahl unterirdischer Verließe, deren Wölbungen mit solcher Kunst ausgeführt waren, daß sie an einem bestimmten Punkt zusammentrafen, wodurch ihre Akustik eine derartige wurde, daß man selbst leise gesprochene Worte an diesem Punkte hören konnte. Hier war ein kleiner Raum angebracht, in welchem der Tyrann sich täglich Stunden lang aufhielt, um die Gespräche seiner Gefangenen zu belauschen und um womöglich zu erfahren, ob sie Komplotte gegen ihn schmiedeten. — Erst in der Zeit der römischen Kaiser, und zwar unter Kaligula, sollen Gefängnisse ähnlich wie „das Ohr" in Rom errichtet worden sein.

Die Barbarei des Mittelalters, die sich in der Rechtspflege und im Despotismus bis an die Grenze unseres Jahrhunderts erstreckte, war natürlich groß in der Anlegung von Kerkern. Frankreich hat das traurige Vorrecht, die

meisten berühmten Kerker besessen zu haben, und es bedürfte nur eines Namens, um diese Behauptung zu rechtfertigen, des Namens der „Bastille", dieser Zwingburg der Pariser Hofkabale, in welcher die Opfer der Günstlingswirthschaft ohne Richterspruch schmachteten, bis sie dem Wahnsinn verfielen oder starben. Die Geschichte dieses alten Kerkers, den erst die große Revolution vom Erdboden vertilgte, ist zu bekannt, als daß wir über dieselbe hier noch Worte zu verlieren brauchten.

Hingewiesen muß aber werden auf noch andere Kerker, speziell in Paris. Unter diesen steht die „Conciergerie" oben an. Sie hieß „die Vorhalle der Guillotine", denn hier hielten sich unmittelbar vor der Hinrichtung die von den Mitgliedern der Schreckensherrschaft zum Tode verurtheilten Verdächtigen auf, unter denen sich ja größtentheils Unschuldige, Greise, Weiber und selbst halbe Kinder befanden. Die Conciergerie war in den früheren Zeiten die älteste Königsresidenz in Paris, und zwei alte Thürme hat sie noch bis heute aus jener Zeit behalten. Sie wurde bei der Entwickelung des Königthums Burgvogtei und Frohnfeste und später das Gefängniß für Diejenigen, die vom Parlament verhaftet wurden und die sich vor demselben zu verantworten hatten. Ein eigenartigeres Gefängniß, als dieses während der großen Revolution war, hat es wohl niemals gegeben, denn wohl selten flossen hier bei Gefangenen Thränen, nur selten hörte man von ihnen Verwünschungen und Verzweiflungsschreie; lächelnd, unter Scherzreden, singend und tanzend, der Galanterie huldigend, als befände man sich auf einem Hoffeste, lebten

hier die dem Tode Geweihten, die mit einem Lächeln auf den Lippen zumeist noch auf die Karren stiegen, welche sie nach dem Grèveplatze brachten, um sie dort der Guillotine zu überliefern. Die fürchterliche Zeit der Schreckensherrschaft in welcher allein in Paris Tausende von Menschen dem Moloch der Freiheit zum Opfer gebracht wurden, hatte alle Furcht vor dem Tode beseitigt, und hier in der Conciergerie haben Weiber und Kinder sogar Beispiele einer Furchtlosigkeit gezeigt, welche würdig der Helden des klassischen Alterthums sind. In der Conciergerie verlebte auch die unglückliche Königin Marie Antoinette die Nacht vor ihrer Hinrichtung; bis dahin war sie mit ihrem unglücklichen Gatten und ihren noch unglücklicheren Kindern in einem anderen berühmten Pariser Gefängnisse, dem „Temple", eingeschlossen gewesen.

Der Temple war ursprünglich ein Ordenshaus der Tempelherren und im Jahre 1222 erbaut worden. Nach Ausrottung der Templer kam es an die Johanniterritter, nach deren Aufhebung durch die große französische Revolution es in ein Staatsgefängniß umgewandelt wurde. Hier hat Ludwig XVI., hier hat, wie erwähnt, Marie Antoinette, die unglückliche, wenn auch nicht schuldlose Königin, Monate der unendlichsten Seelenqual, der fürchterlichsten Peinigungen durch Barbaren und blutdürstige Jakobiner auszustehen gehabt, bis der Tod sie erlöste. Der Temple wurde im Jahre 1816 in ein Nonnenkloster umgewandelt und das Zimmer, in welchem Ludwig XVI. gefangen gesessen hatte, zu einem Betsaal eingerichtet.

Noch einen Kerker aber hatte Frankreich aufzuweisen, der in der ganzen Welt einen Schreckensruf hatte, nämlich das „Bagno", speziell das zu Toulon. Das Wort bagno bedeutet Bad und leitet seinen Namen von einem anderen berühmten Kerker, von dem Sklavengefängniß in Konstantinopel her, welches neben den Bädern des Serails errichtet war. Das Bagno wurde eingeführt in Frankreich, um die Galeerenstrafe, von der wir später noch sprechen werden, zu ersetzen, und zwar wurde das erste im Jahre 1748 in Toulon geschaffen. Es vertrat die Stelle eines Zuchthauses, und die in das Bagno Entsandten hatten sich nicht nur einer schweren körperlichen Züchtigung bei ihrem Eintritt zu unterwerfen, sondern sie wurden noch außerdem mit einem glühenden Eisen, welches die Buchstaben T. F. (travaux forcés, d. h. Zwangsarbeit) und eine Nummer enthielt, auf der rechten Schulter gestempelt, um für ihre Lebenszeit gebrandmarkt zu sein. Dann wurden je zwei Sträflinge mit Ketten aneinander gefesselt, die erst wieder gelöst wurden, wenn einer der so Zusammengeschlossenen starb. Unter Aufsicht von harten und rücksichtslosen Aufsehern, welche den Gefangenen nicht gestatten durften, ein Wort mit einander zu wechseln, mußten sie in der Haft die schwersten Arbeiten verrichten, stets darauf gefaßt, bei dem geringsten Vergehen von der Peitsche des Aufsehers in der fürchterlichsten Weise gezüchtigt zu werden. Die Einrichtung des Bagno, speziell des von Toulon — denn im Jahre 1758 wurde noch eines zu Brest und 1767 eines zu Rochefort errichtet — ist so oft in Sensationsromanen verwendet und in ihren Einzelheiten eingehend ge-



schildert und beschrieben worden, daß wir auch auf eine nähere Beschreibung dieses Schreckensortes verzichten können. Selbst die große französische Revolution brachte nicht die Aufhebung der Bagnos, sondern es wurde nur das Aneinanderfesseln der Sträflinge und ihre Benutzung zu ebenso gefährlichen, als schweren und niedrigen Arbeiten gemildert. Die Brandmarkung blieb, aber die Gefangenen und Sträflinge wohnten jetzt wenigstens in großen, luftigen Gebäuden, nicht mehr in dumpfen Kasematten, und wurden mit Handarbeiten beschäftigt. Erst im Jahre 1832 wurde die fürchterliche Brandmarkung, bald darauf auch ein Bagno nach dem anderen aufgehoben, bis auf das zu Toulon, und auch dieses verschwand, als Napoleon III. zur Regierung kam und am 27. März 1852 an Stelle der Bagnostrafe die Deportation nach den Kolonien einführte.

Es wurde weiter oben von der Galeerenstrafe gesprochen, und in der That können die „Galeeren" als fürchterliche Kerker, wenn auch sonderbarer Art betrachtet werden. Galeeren waren die großen Ruder-Kriegsschiffe des Mittelalters, welche oft mit acht Reihen Ruderern über einander besetzt waren und auf jeder Seite für gewöhnlich 24 bis 26 Ruder führten; jedes Ruder wurde je nach seiner Länge von vier bis fünf Mann bedient. Die Rudermannschaften aber setzten sich zusammen aus Kriegsgefangenen, dann aber aus Sträflingen, welche kahl geschoren, mit einer auffallenden Kleidung versehen und mit einer Kette an das Schiff geschmiedet waren, so daß sie nicht eher von dem Platz, auf dem sie sich befanden, herunterkonnten, als bis der Tod sie erlöste, oder sie ihre Freiheit

erhielten, was aber außerordentlich selten war. Durch große Grausamkeit bei der Verhängung der Galeerenstrafe zeichneten sich die Türken aus, weil sie alle christlichen Kriegsgefangenen ohne Unterschied auf die Galeere schmiedeten. Die Galeerenstrafe war üblich in Spanien, Italien, in Frankreich, in der Türkei, und man kann wohl behaupten, daß sie eine Strafe ist, die nur an den Küsten des Mittelmeers mit aller Grausamkeit vollstreckt wurde. Man kann diese Schiffe gewissermaßen als schwimmende Kerker betrachten, und mit Schrecken denken wir der Leiden, welche die unglücklichen, zumeist unschuldigen, an dem schwimmenden Gefängnisse Festgeschmiedeten durchzumachen hatten.

Einer der berühmtesten Dichter der Vergangenheit, Miguel Cervantes, der Verfasser des „Don Quixote", war auch eine Zeit lang Galeerensträfling bei dem Dey von Algier, in dessen Hände er gefallen war. Er wurde aber von seinen Verwandten losgekauft.

Ein weltberühmtes Staatsgefängniß, an dessen Namen sich die fürchterlichsten Schrecken knüpfen, ist ferner der „Tower" in London, der noch heute dasteht als ein Erinnerungszeichen der blutigsten Thaten der englischen Geschichte. Auch die Schreckensgeschichte des Tower, in welchem die Söhne Eduard's ermordet wurden, in dem die unglückliche Anna Boleyn geköpft wurde, dürfen wir als bekannt bei den Lesern voraussetzen, wir wenden uns vielmehr zu einem anderen Schreckenskerker, der ebenfalls eines traurigen Weltrufes sich erfreut, zu den berüchtigten „Bleikammern" von Venedig.

Der Dogenpalast zu Venedig, dessen Herrlichkeiten wir

noch heute bewundern, enthielt nicht nur die Residenz des Dogen, sondern auch die Gerichtssäle, Folterkammern, und die direkt unter dem Bleidache liegenden Gefängnisse, in denen zumeist die Unglücklichen schmachteten, die durch Privatintriguen und falsche Denunziationen bei dem alles Recht in Händen habenden „Rath der Zehn" verklagt worden waren. Ebenso wie in der Bastille saßen ohne Urtheilsspruch hier bis zu ihrem Tode, oder bis sie dem Wahnsinn verfielen, die unglücklichen Opfer, welche oft durch die kleinlichste Privatfeindschaft oder durch Rachgier hierher gebracht worden waren. Diese Strafe wurde vor Allem dadurch fürchterlich, daß sich die Gefangenen unmittelbar unter dem Bleidach des Palastes in kaum mit Licht versehenen Zellen aufhalten mußten, wo sie im Sommer durch die glühende Sonne, die auf die Bleiplatten herabbrannte, manchmal um den Verstand gebracht wurden. Im Winter dagegen waren die Gefangenen unter den Bleidächern der heftigsten Kälte ausgesetzt. Aber nicht allein diese Tortur hatten die Gefangenen zu überstehen, sondern man folterte sie auch in der raffinirtesten Weise, und eine dieser Folterarten bestand speziell in den Bleikammern darin, daß man den Gefangenen, von denen man Geständnisse erpressen wollte, mit Schaufeln glühenden Sand in's Gesicht warf, so daß ihnen nicht nur die Augen verbrannt, sondern auch bei jedem Schaufelwurf durch den glühenden Sand die Haut abgelöst wurde, in das bloße Fleisch die glühenden Sandkörner drangen und die entsetzlichsten Schmerzen verursachten. Von den Bleikammern aus führte noch in ein besonderes Staatsgefängniß jenseits des

Kanals Orfano die sogenannte „Seufzerbrücke", welche heute vermauert ist und welche deshalb ihren Namen führt, weil hier die unglücklichen Opfer republikanischer Tyrannei ihre letzten Seufzer auszuhauchen pflegten. In der Mitte der Brücke befand sich eine Klappe, durch welche zumeist die Gefangenen in den Kanal hinabgestürzt und dort ertränkt wurden.

Mit Blut geschrieben ist auch die Geschichte der russischen Thronfolge, und Jahrhunderte hindurch gelangten Herrscher und Herrscherinnen nicht auf den Thron, ohne daß Mord, Verschwörung und fürchterliche Grausamkeit sie eigentlich gegen alle Thronfolge und Gesetze dahin brachten. Es ist deshalb auch nicht zu verwundern, wenn Rußland ein fürchterliches Staatsgefängniß, „Schlüsselburg", besaß, bevor es sich entschloß, Sibirien zum Deportationsort und dadurch zu einem Zuchthaus von ungeheuerlicher Ausdehnung zu machen. Schlüsselburg befindet sich einige Meilen von Petersburg an der Newa, an dem Ausfluß derselben in den Ladogasee. Die Insel, auf der die Festung liegt, war schon im 14. Jahrhundert durch den Großfürsten von Moskau befestigt, kam dann aber an Schweden, welches die Festung Nöteburg nannte. Peter der Große eroberte sie im Oktober 1702, nannte sie Schlüsselburg, ließ sie bedeutend befestigen und errichtete in ihr ein Staatsgefängniß. Welche Grausamkeiten in diesem Staatsgefängnisse und auf seinen Höfen allein während der Zeit Peter's des Großen verübt worden sein mögen, das zu beschreiben vermag wohl kaum eine Feder. Ist doch dieser Fürst, der allerdings Rußland mit aller Gewalt in die

Reihe der Kulturstaaten gebracht hat, einer der grausamsten Despoten gewesen, die es je gab. Verwandte, Günstlinge, hochgestellte Persönlichkeiten ließ er einkerkern und in der barbarischsten Weise martern, indem er ihnen Nase und Ohren abschneiden, die Zunge spalten, die Haut abziehen ließ, bevor sie dann zu Tode geknutet, gerädert oder geköpft wurden.

Berühmt ist Schlüsselburg vor Allem durch den Aufenthalt des unglücklichen Iwan IV., der auch für uns ein Interesse hat, weil er eigentlich ein deutscher Prinz war. Er war der Sohn des Herzogs Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel und der russischen Großfürstin Anna Karlowna. Er wurde am 23. August 1740 geboren, von der Kaiserin Anna sofort zum Nachfolger bestimmt und nach ihrem Tode in demselben Jahre zum Kaiser unter Vormundschaft des berüchtigten Biron von Curland ernannt. Im Jahre 1741 wurde dem jungen Kaiser gehuldigt, bald darauf aber stürzte seine Mutter Biron und nahm die Zügel der Regierung selbst in die Hand. Aber schon 1741 im Dezember kam durch eine neue Revolution Elisabeth auf den russischen Thron, und der ganze Haß, die ganze tyrannische Aengstlichkeit und die Furcht der Kaiserin wendete sich gegen das Kind, welches eigentlich auf dem Thron sitzen sollte, und das sie von demselben verdrängt hatte. Iwan's Eltern wurden aus Rußland verbannt und der Knabe in Haft genommen. Alle Diplome, welche in seinem Namen als Kaiser ausgestellt worden waren, wurden eingezogen, alle Dokumente, in denen sein Name stand, vernichtet, ja, alle Münzen, auf denen sich

der Name und das Bildniß des knabenhaften Kaisers befand, mußten ausgeliefert werden, und bei Todesstrafe wurde es verboten, solche Münzen bei sich zu führen. Traurige Beispiele aus jener Zeit werden uns erzählt, daß in der That die Todesstrafe an Unglücklichen, darunter auch an einem deutschen Tischlergesellen, in Rußland vollstreckt worden ist, weil diese solche Münzen bei sich führten. Im Jahre 1756 wurde Iwan auf die Festung Schlüsselburg gebracht und hier absichtlich nicht wie ein Mensch, sondern wie ein wildes Thier erzogen. Er wuchs ohne Unterricht in der völligen Einsamkeit eines halbfinsteren Kerkers auf, und erst, als Peter III. zur Regierung kam, suchte dieser voll Mitleids den unglücklichen Prinzen auf und sorgte dafür, daß derselbe aus Schlüsselburg entfernt wurde. Als aber die Gemahlin Peter's III., Katharina II., nach wenigen Monaten durch eine Verschwörung und nach Ermordung ihres Gatten auf den russischen Thron gelangte, wurde auch der unglückliche Iwan wieder nach Schlüsselburg gebracht und blieb auch für Katharina II. ein Gegenstand der Angst und Besorgniß. Ein Offizier, der sich bei ihr in Gunst setzen wollte, verstand es schließlich, den „überflüssigen" Prinzen auf geschickte Weise aus dem Wege zu räumen. Es war ein Befehl vorhanden, daß der unglückliche Prinz sofort getödtet werden solle, wenn ein Aufstand im Lande oder innerhalb der Festung Schlüsselburg ausbrechen sollte. Es waren daher beständig zwei Offiziere um ihn, die ihn fortwährend bewachten. Es wurde nun von einem Offizier, der der Kaiserin einen Gefallen erweisen wollte, ein künstlicher Aufstand in

Schlüsselburg fingirt. Die Offiziere, welche Iwan bewachten, thaten ihre Pflicht und zerstachen den Körper des unglücklichen Prinzen mit ihren Degen. Im Jahre 1764 starb dieses bedauernswerthe Opfer russischer Thronfolgepolitik.

Ein ähnlicher Nimbus von Schrecken und Tyrannei umgibt das große Staatsgefängniß Konstantinopels, „das Schloß der sieben Thürme", welches im Südwesten der Stadt unweit des Meeres liegt. Schon zur Zeit des griechischen Kaiserthums wurde dieser Bau angelegt und während der Khalifenzeit vergrößert, so daß er sieben Thürme hatte. Ein Erdbeben warf indeß drei davon um, so daß jetzt nur noch vier stehen. Das starke, festungsartige Schloß wurde als Staatsgefängniß verwendet, sobald Krieg ausbrach, indem in dasselbe dann die Gesandten aller fremden Mächte so lange eingesperrt wurden, bis die Türkei ihren Feldzug beendet hatte. Diese Gefangenen wurden nicht gerade schlecht behandelt, dagegen sind Hunderte von Opfern auch in diesem Staatsgefängniß durch Mörderhand gestorben, welche dorthin durch die Intriguen des Harems, der Eunuchen- und Günstlingswirthschaft am türkischen Kaiserhof gebracht wurden, weil sie angeblich Staatsverbrecher waren. Das Schloß steht heute noch, wird allerdings nicht mehr als Gefängniß verwendet, ist aber auch für alle Fremden unzugänglich. Welche Geheimnisse könnten wohl seine Mauern und Höfe erzählen?

Auch Deutschland und Oesterreich besitzen eine Anzahl berühmter Kerker aus einer Zeit, wo die Freiheit für die unglückseligen Bürger verloren schien, wo die Tyrannei

und Despotismus herrschten. Die Geschichte der Kerker, von denen wir nur den „Hohen-Asperg“ in Württemberg, den „Spielberg“ bei Brünn, den „Königstein“ in Sachsen nennen wollen, dürfen wir als allgemein bekannt voraussetzen und deshalb auch auf eine besondere Schilderung der anderen Kerker verzichten, die, wie die „Stadtvogtei“ in Berlin, noch vor wenigen Jahrzehnten eine große Rolle in der Verfolgung politisch Verdächtiger spielten, und die uns daran erinnern, wie schlimm es einst bei uns aussah, als wir noch in Staaten zerfielen, in denen zum Theil der grausamste Despotismus herrschte, während jetzt zum Glück ein Recht und eine Rechtshandhabung das ganze Reich beglücken.

Pelzbiene und Oelwurm.

Naturwissenschaftliche Skizze

von

J. Heimwahl.

(Nachdruck verboten.)

Der Frühling ist gekommen; überall begegnen dem Auge die Spuren des erwachenden jungen Lebens. Das Gras streckt seine zarten Spitzen hervor und überzieht die Wiese, den Bergabhang, den Wegesrand mit frischem, wohlthuendem Grün; Marienblümchen legen ihre weißen Blüthenköpfchen mit gelben Stern auf das lachende, schwellende Moos; Frühlingsehrenpreis blickt zutraulich

mit seinen blauen Augen aus dem Geschlinge der glänzenden Blätter hervor; auf röhrigen Stielen erheben sich die goldigen Köpfe des Huflattichs; die glänzenden, großen Sterne des Scharbockskrautes übersäen den Rasen am Fuße der Bäume; Schneeglöckchen und Pfefferröslein als echte Frühlingskinder stehen unter knospenden Haselstauden und goldig überwobenen Kornelkirschen. In der linden Luft gaukeln überwinterte Falter und eben ausgeschlüpfte Schmetterlinge und flattern von Blüthe zu Blüthe; gelbe Citronenvögel, dunkle Pfauenaugen, der elegante sammetschwarze Trauermantel, schlichte Weißlinge und andere laden sich bei den Blumen zu Gaste und tauchen ihre langen Rollzungen in die Nektarien hinein, um den süßen Honig zu schlürfen. Pfeilgeschwind jagen zwitschernde Schwalben unter dem blauen Himmel dahin; Meisen und Finken rufen und singen; aus dem Walde erschallt das Lachen des Spechtes, das Girren der Taube, und aus dem Sumpfe der eintönige Ruf der Unken und Frösche.

In diesen ersten warmen Frühlingstagen, wo es Jeden hinaus in's Freie treibt, begegnen dem Auge des Spaziergängers an trockenen Wegrainen, Bergabhängen, Wiesen, wo bereits länger die Strahlen der Sonne das Winterwasser aufgesogen haben, wo junge Blätter des Löwenzahns, der Veilchen, der Ranunkel und des Knabenkrautes sprießen, schwerfällige, träge schwarze Käfer, größer als unser Maikäfer und ganz absonderlich gestaltet. Die Fühlhörner sind lang und wie aus winzigen, schwarzen Perlen zusammengesetzt; der Kopf geformt wie ein Herz; die Flügeldecken sind breiter als der Halsschild. Sie bedecken

den unförmlich dicken, nackten Hinterleib nicht einmal zur Hälfte, so daß sie wie ein Paar verkümmerte Hautlappen erscheinen. Versuchen wir, eines der häßlichen Thiere in die Hand zu nehmen, so schwitzt es aus den Gelenken der Beine und des Hinterleibes eine braune, ölartige Flüssigkeit aus und diese brennt bald wie Senfspiritus an unseren Fingern, so daß wir nichts Eiligeres zu thun haben, als den Käfer fallen zu lassen und den Tropfen abzureiben. Der Saft enthält Cantharidin, jene giftige, blasenziehende Substanz, welche den Hauptbestandtheil des bekannten spanischen Fliegenpflasters bildet; der Käfer aber ist der Oelwurm, auch Maiwurm, Oelkäfer, Oelmüller genannt. Wir finden zwei Arten von ihm, den großen, pechschwarzen (Meloë proscarabaeus) und den violett glänzenden (Meloë violacus). Im ersten Frühjahr kommen diese Käfer hervor und nähren sich von den jungen Grashalmen, den Blättern des Löwenzahns und anderen Gewächsen.

Noch ein Thierlein zeigt sich jetzt, kein Käfer, sondern eine Biene, aber auch ein merkwürdiges Wesen. Es gehört zu der Familie der einsam lebenden Bienen, welche nicht kolonienweise zu Staaten vereinigt, wie Honigbienen und Hummeln, leben; vielmehr gründet sich jede ihren eigenen Herd. Von den übrigen Immen unterscheidet sich die Pelzbiene leicht durch einen dichten, zottigen Haarpelz, welcher ihr den Namen gegeben hat. Dazu trägt sie an der Ferse ein Anhängsel eigenthümlicher Art, mit welchem sie den Blüthenstaub abbürstet, weshalb die Thierchen auch Bürstenträger genannt werden. Mit pfeifendem Gesumme fliegen sie ungemein schnell und gewandt von

Blume zu Blume, hier Honig, dort Blüthenstaub sammelnd, unermüdlich thätig. Sie besuchen das Schneeglöckchen, das Lungenkraut, die rothe und weiße Taubnessel; fächerartig bewegen sich dabei die Anhängsel an den Füßen und kehren den Pollen (Blüthenstaub) aus den Antheren (Staubgefäßen) heraus, um ihn in den Körbchen der Hinterschenkel zu sammeln.

Dann eilt die Pelzbiene fort in ihre Wohnung, wo sie die Wiege bereitet hat für ihre zu erwartende junge Brut. Es findet sich dort keine der sechsseitigen Wachszellen, wie die Honigbienen sie bilden, auch nicht die zierlichen Bauten der Hornissen und Wespen; die Wohnung ist einfach. Die Pelzbiene nimmt als Material zum Baue meist Pflanzenfaser, Rinde, Blattstücke; zuweilen auch nagt sie nur eine Höhlung in Lehmwände, Tuffsteine, morsches Holz hinein und glättet sie innen aus. In diese Wohnung trägt sie nun Honig und Pollenstaub und verarbeitet beides zu einem Teige, der, zusammengesetzt aus stickstoffhaltigen und stickstofffreien Substanzen und vor Verwesung geschützt durch die Zugabe eines Tröpfleins Ameisensäure aus ihrem Giftbehälter, wohl im Stande ist, die zukünftigen jungen Pelzbienlein groß zu ziehen.

Tage vergehen; immer höher steigt die Frühlingssonne und immer mehr Kinder der Natur erstehen aus dem Winterschlafe. Die Wiesen grünen frischer; die Knospen brechen auf; grün beginnt der Wald sich zu schmücken; die fächelnden Lüftchen und die Sonnenstrahlen entlocken den Blüthen der Schlehen den lautersten, zartesten Duft. Schlanke Gabelzweige spreizen sich aus dem dichten, dor-

nigen Gestrüpp hervor und lösen sich auf in blendendweiße Büschel; die jüngeren Reiser sind von noch geschlossenen Knospen wie von einer Schnur weißer Perlen umfaßt; Wollweiden blühen im Gebüsch; Birken und Erlen entfalten ihre Blätter, und der Tannenforst schickt sich an, seinen düster ernsten Pyramiden leuchtende junge Triebe aufzupflanzen. Ganze Stellen des Waldbodens und des Wiesengrundes sind von großen Beeten hellgelber Primeln überzogen. Ranunkeln öffnen ihre gelben Kelche; Dotterblumen ihre goldenen Sterne; wie schüchterne, bange Schäflein drängen sich die zarten Anemonen zusammen. Käfer und Falter, Fliegen und Immen schwärmen um die Blüthen, schwirren durch die Luft, klettern an den Stengeln und Blättern umher. Grüne goldstreifige Chrysomelen sonnen sich auf den Blättern der Wasserminze; räuberische Karabiden verfolgen schwarze Silphen.

Vergeben aber suchen wir nun die trägen, schwarzen Käfer, die vordem durch das Gras krochen, oder an gebleichten Halmen und stacheligen Brombeerranken herumkletterten. Sie sind verschwunden, sind todt. Doch zuvor haben sie für ihre Nachkommenschaft gesorgt. Die unförmlichen großen Weibchen des Oelwurms suchten lange auf dem Wiesenboden, bis sie eine Stelle fanden, wo der Grund trocken und locker war. Nun begann ein mühsames, anstrengendes Geschäft. Mit den Vorderbeinen kratzten sie an einer Stelle, die dazu passend schien, Erde los; die Hinterfüße schafften den losen Grund heraus. So entstand eine Grube, drei Centimeter tief.

War nun ein Weibchen des Oelwurms mit einer

solchen Höhlung fertig geworden, so kroch es heraus und rückwärts wieder hinein. Mit den Vorderbeinen hielt es sich an dem oberen Rande fest, und legte dann auf den Boden eine Anzahl dottergelber, walzenförmiger Eier. Sorgfältig wurde jetzt lockere Erde darüber gedeckt und gleich in der Nähe mit dem Baue einer neuen Wohnung begonnen; auch in dieser wurden Eier untergebracht, und so ging es weiter, bis die ganze Anzahl der Eier, die über Tausend beträgt, in der Erde lag.

Die Anstrengung des Grabens und Eierlegens aber hat die Kräfte der Mutter aufgerieben; sowie die letzte Grube fertig ist, stirbt sie. Das Thier hat nun seines Lebens Zweck erfüllt, sein Ziel erreicht, die Erhaltung seiner Art gesichert; es kann vom Schauplatze verschwinden. Oelwürmer also sind um diese Zeit nicht mehr vorhanden.

Betrachten wir nun aber mit Aufmerksamkeit die Blüthen der Ranunkeln und Dotterblumen und noch mehr die rosaweißen Sterne der Anemonen, so erblicken wir, zu dichten Knäueln am Grunde der Blüthe zusammengedrängt, kleine schwarze Thierchen; berühren wir den Blüthenstiel und bewirken dadurch eine Erschütterung der Blüthe, so löst sich der Knäuel auf, mit großer Geschwindigkeit klettern die Thierchen an den Wänden des Kelches empor bis auf den Rand der Kronenblätter. Hier halten sie an, wiegen sich nach vorne, strecken ihre langen Fühlborsten aus und scheinen etwas zu suchen. Bleibt Alles ruhig, so ziehen sie sich nach und nach wieder in das Innere der Blüthe zurück.

Diese schwarzen Thierchen sind die Larven der Oel-

käfer. Sobald sie aus dem Ei geschlüpft waren, krochen sie aus der Erde hervor und begaben sich auf die Wanderung, bis sie an eine Blume, eine Dotterblume oder Anemone kamen. Hier kletterten sie den Stengel hinauf und ließen sich in den Blüthen nieder. Wozu? Um Honig oder Pollen zu verzehren? Keineswegs, sie bedürfen anderer Speise. Und um diese zu erlangen, warten und harren sie, bis ein günstiges Geschick sie dahin führt, wo sie ihre Entwickelung fortsetzen können. Sollen sie sich nämlich zu Oelwürmern entwickeln, so müssen sie zweierlei genießen. Vorerst ein Bienenei und hierauf den Honig einer zahmen oder wilden Biene. Erst nach dieser Stärkung sind sie fähig, weiter zu wachsen. Erhalten sie kein Ei und keinen Honig, so müssen sie zu Grunde gehen.

Wie aber beides erhalten? Hier zeigt sich nun eine merkwürdige Wechselbeziehung zwischen zwei verschiedenartigen Lebewesen, die uns Erstaunen und Verwunderung einflößt. Die Larven des Oelwurms lassen sich nämlich von der Mutter des Eies selbst zu ihrer Nahrung hintragen.

Während der Zeit, welche sie gebrauchten, um aus den Eiern auszuschlüpfen und auf die Blüthen zu wandern, hat die einsame Pelzbiene ihr Hauswesen fertig gestellt; das Nestchen ist bereitet und mit Honig und Pollen verproviantirt. Sie hat die walzenförmige Röhre in mehrere Zellen getheilt und jede Zelle mit Honig gefüllt. Aber bevor sie mit dem Eierlegen beginnt, fliegt sie noch einmal aus, um sich durch den Nektar der Anemonen für die schwere Arbeit zu kräftigen.

Hier jedoch lauern schon längst sehnsüchtig harrend die Meloëlarven. Kaum fliegt die Biene an der Blüthe an, so eilen die Bewohner derselben hinauf und kriechen auf den zottigen Rücken des Gastes; mit ihren achtzehn scharfen Klauen haken sie sich fest. Die Biene fliegt auf, und die Larve unternimmt als Reiter auf geflügeltem Rosse die Luftreise mit ihr und thront ruhig auf der erhabenen Stelle, ohne vom Winde abgestreift zu werden. Die Pelzbiene fliegt zu ihrer Wohnung zurück, kriecht rückwärts hinein, bettet in den Honig jeder Zelle ihre Eier, begibt sich wieder hinaus und verschließt sorgfältig die Röhre, in dem festen Glauben, nunmehr die zukünftige Brut gegen Wind und Wetter und jeden Räuber sicher geschützt zu haben.

Aber die sorgliche Mutter hat den Verderber selbst in's Haus an die Wiege ihrer Kinder getragen. In demselben Augenblicke, in welchem sie legte, glitt einer der schwarzen Reiter von ihrem Rücken herunter und nahm Besitz von der neuen Wohnung. Kaum war die Thür von der Mutter verschlossen worden, da machte die hungrige Larve sich über ein Ei her, zerbiß es und sog den Inhalt aus.

Nun streift sie die schwarze Hülle ab, aus dem sechsfüßigen borstigen Thiere entsteht eine neue Larve in wesentlich veränderter Gestalt. Diese hält Umschau und findet den Honig, der für die junge Biene bestimmt war; ohne das geringste Bedenken zehrt sie von diesem nach Herzenslust und wird groß und stark dabei. Ist der Honig beinahe zu Ende, so wird ihr das bisherige Kleid

zu enge; die Haut hebt sich ab und wieder eine neue Form entsteht, die sogenannte Pseudochrysalide. Statt der Beine hat sie nur warzenförmige Stummel und an Stelle des Kopfes einen kugeligen, unbeweglichen Wulst. Auch diese Larve häutet sich wieder und verwandelt sich in ein neues Wesen, das mit der zweiten Form große Aehnlichkeit hat. Dieses nimmt für gewöhnlich keine Nahrung zu sich oder muß sich doch mit den Resten begnügen, welche die zweite ihr übrig gelassen hat. Aus ihr entsteht eine Puppe, die sich endlich wieder in einen wirklichen Oelwurm verwandelt.

Der Oelwurm oder Oelkäfer bleibt nun in seiner Zelle verborgen bis zum kommenden Frühjahr. Sobald dann der Schnee geschwunden ist, die Sonne die Wiesen trocken gelegt hat, junges Grün ihm Nahrung bieten kann, bricht er hervor, erfreut sich kurze Zeit hindurch des Lebens, sorgt für die Fortpflanzung und stirbt — um seine Nachkommenschaft im nächsten Frühjahr, als aus dem Ei entstandene neue Wesen, den Kreislauf abermals beginnen zu lassen.

Ehe und Ehescheidung.

Ein Ausflug in das Gebiet der Statistik.

Von

A. Oskar Klaußmann.

„Sie freien und lassen sich freien." Diese Thatsache, die so alt ist, wie das Menschengeschlecht überhaupt, die künstlerisch in tausend und abertausend Romanen und Novellen, Liedern und Theaterstücken behandelt worden ist und täglich auf's Neue darin behandelt wird, hat zum Motiv entweder verliebte Leidenschaft oder wohlbewußte, berechnete Absicht. Und doch zeigt uns die Statistik, daß dieser aus freiem Willen geschlossene Bund sich vollzieht nach einem in Zahlen ausdrückbaren Gesetze, nach einer ganz bestimmten Ordnung und unter immer wieder auftretenden Umständen, welche auch in dieser Hinsicht die allgemeine Wahrheit bestätigen, daß auch das Thun und Lassen der Menschen, wie alle anderen Dinge Himmels und der Erden, den Grundgesetzen der Natur und des Lebens folgen muß.

Die Statistik ist sonst ein sehr trockener und langweiliger Lehrgegenstand, und man dürfte es kaum wagen, besonders vor die Leserinnen damit zu treten, wenn nicht gerade in diesem Falle die statistischen Daten, welche sich

auf Heirath und Ehe beziehen, so viele interessante Schlüsse zuließen.

Vor Allem weist die Statistik nach, daß es bei den heirathsfähigen Menschen eine gewisse Heirathstendenz gibt, d. h. ein Bestreben, sich zu verheirathen, eine gewisse Sehnsucht nach der Ehe.

Wenn hier vielleicht sofort der Einwurf gemacht werden sollte, daß die zahlreichen Junggesellen und Hagestolze ein Beweis gegen das Vorhandensein dieses Bestrebens wären, so ist wohl die Bemerkung am Platze, daß eine übergroße Anzahl von Hagestolzen nur den Beweis dafür liefert, daß nicht Alles in den sittlichen Verhältnissen des betreffenden Landes in Ordnung ist. „Je größer die Anzahl der Hagestolze und ehelosen Frauen ist, desto mehr wird der sittliche Gesammttypus der Gesellschaft zum Egoismus, zur Einseitigkeit und zu geistiger Armuth hingedrängt. Der Hagestolz kennt nicht das Sinnen und Minnen für die Seinen und die innere Glückseligkeit, welche es erzeugt." Diese Worte stammen aus dem Munde eines großen Pädagogen, des Direktors Schwabe, der sich in seinem Werke: „Berliner Volksseele" in dieser Weise über das Ueberhandnehmen der Hagestolze ausläßt.

Unstreitig aber gibt es Tausende von Menschen, welche umgekehrt wohl Lust zum Heirathen besitzen, aber verhindert sind, eine Ehe zu schließen. Eine Ehe ist ein wichtiger Schritt, und nicht leicht unternimmt ihn Jemand, der nicht selbst eine sichere Position und damit die Möglichkeit hat, eine Frau und die etwa später sich einstellende Familie zu ernähren. Es ist daher die Eheschließung ge-

bunden an ein gewisses Alter, insbesondere des Mannes; ferner an die jeweiligen Zustände im Lande, und die Statistik zeigt uns klar, daß in Zeiten, in welchen Kriegsfurcht und Krieg selbst herrscht, in Zeiten, in welchen Theuerung oder Handelskrisen eingetreten sind, die Anzahl der Eheschließungen eines Landes außerordentlich sinkt, daß ein Abfall von fünfzehn bis zwanzig Prozent in solchen Jahren zu verzeichnen ist.

Dabei aber ist zugleich eine sehr eigenthümliche und ganz auffallende Erscheinung zu bemerken. Dieses Zurückgehen der Eheschließungen in Nothjahren bezieht sich nämlich nur auf die zum ersten Mal geschlossenen Ehen; dagegen nehmen in solchen Jahren die Ehen zwischen Wittwern und Mädchen, zwischen Wittwen und Wittwern, zwischen Wittwen und jungen Männern ganz erheblich zu. Diese Erscheinung ist so merkwürdig, ist durch so viel Hunderte von statistischen Zahlen als feststehend erwiesen, daß man sich fragen muß: Wie kommt es, daß Leute, die schon mit den Verhältnissen der Ehe bekannt sind, gerade in den Jahren der Noth, wo andere Leute von der Schließung von Ehen zurückschrecken, die Neigung haben, sich wieder zu verheirathen? Man kann aus dieser auffälligen Erscheinung etwas herauslesen, was für die Ehe sehr vortheilhaft ist. Man kann daraus entnehmen, daß Diejenigen, die bereits einmal verheirathet waren, sehr wohl wissen, welche moralische Kraft, welchen Rückhalt, welchen Lebensmuth eine Ehe gibt, und daß gerade diese Menschen, welche die Erfahrung gemacht haben, welche Vortheile in dem Kampf um's Dasein ihnen die Ehe bringt, wenn dieselbe nur

harmonisch und glücklich ist, sich in Jahren der Noth um so leichter zum Heirathen entschließen, um sich dieser Vortheile der Ehe theilhaftig zu machen.

Es wurde vorher erwähnt, daß es die sozialen Verhältnisse bedingen, daß der Mann erst in einem gewissen Alter zur Ehe schreiten kann. So liegt in fast allen Ländern Europa's die Hauptheirathszeit für Männer zwischen fünfundzwanzig und fünfunddreißig Jahren, während bei den Frauen die Hauptheirathszeit zwischen zwanzig und dreißig Jahren liegt. Es kommen natürlich auch Eheschließungen in bedeutend jüngeren Jahren vor, und zwar ist es Rußland, in welchem die frühzeitigen Ehen außerordentlich häufig sind. Unter tausend Eheschließungen sind dort z. B. durchschnittlich unter zwanzig Jahre alt 365 Männer, und über fünfzig Jahre 18 Männer, unter zwanzig Jahre 586 Frauen, und über fünfzig Jahre nur 3 Frauen.

Was das Alter anbelangt, in welchem noch Eheschließungen, besonders von Frauen, eingegangen werden, so bietet Italien eine überraschende Erscheinung. Dort verblühen bekanntlich die Frauen rascher als bei uns, und doch verheirathen sich in Italien auffallend viel Frauen erst in spätem Lebensalter; in den letzten fünfzehn Jahren z. B. verheiratheten sich in Italien mehr als hunderttausend Frauen, welche ein Alter von über fünfundvierzig Jahren erreicht hatten.

Der früheste Zeitpunkt des Heirathens ist bekanntlich gesetzlich festgestellt, das spätere Alter aber ist kein Hinderniß für eine Eheschließung und insofern kann man in Wirklichkeit

sagen: „Alter schützt vor Thorheit nicht!“, denn die Statistik lehrt uns, daß, wenn auch nicht häufig, so doch mit großer Regelmäßigkeit Eheschließungen vorkommen, wobei jedes, sowohl der Mann wie die Frau, über siebenzig Jahre alt ist. Ja, es kommen sogar Ehen zwischen achtzigjährigen Männern und fünfundsiebenzigjährigen Frauen vor. Diese Ehen werden natürlich nur geschlossen, um sich gegenseitig eine Stütze zu gewähren, und verdienen eigentlich den Namen „Ehe“ gar nicht, sondern höchstens den der Güter- und Interessengemeinschaft.

Mit derselben Regelmäßigkeit kehren auch die monströsen Ehen wieder, wo siebenzigjährige Frauen Männer zwischen zwanzig und dreißig Jahren heirathen. Diese Art von Ehen wird mit Recht als verabscheuungswürdig und verwerflich betrachtet, denn natürlich werden diese Ehen von Seiten der Männer nur aus Geldgier, in der Absicht sich zu bereichern und sich in den Besitz von Vermögen zu setzen, geschlossen.

Nicht als verachtenswerth, aber doch als in den meisten Fällen sehr thöricht müssen diejenigen Ehen bezeichnet werden, welche von Männern in den siebenziger Jahren geschlossen werden, und in denen diese Frauen unter zwanzig, oder doch nur eine Kleinigkeit darüber, heirathen.

Diese monströsen Ehen, d. h. also diejenigen, in welchen das Alter eines oder beider Eheschließenden ein vom natürlichen Standpunkte aus betrachtet ganz unpassendes ist, kommen am häufigsten in Bayern und Belgien vor, und in dem kleinen Belgien befindet sich unter je zehn-

tausend heirathenden Frauen immer eine, welche über fünfundsiebenzig Jahre alt ist.

Erwähnt mag noch werden, daß diejenigen Ehen, welche zwischen Leuten vorkommen, die beide gleich hohen Alters sind, fast nie erste Ehen sind, sondern zumeist zwischen Wittwern und Wittwen geschlossen werden.

Leider gibt es keine Statistik darüber, wie viele Männer und Frauen sich mehr als einmal verheirathen, trotzdem es gewiß nicht uninteressant wäre, festzustellen, wie viele Menschen es gibt, die den Muth haben, zu einer dritten, vierten, ja — was ja auch vorkommt — fünften Ehe zu schreiten.

Dagegen belehrt uns die Statistik über den Einfluß der Jahreszeiten auf die Häufigkeit der Eheschließungen. Die wenigsten Ehen werden im Winter geschlossen; in Deutschland ungefähr zwanzig Prozent. Etwas über je dreiundzwanzig Prozent der Eheschließungen kommen auf den Sommer und auf den Herbst, die größte Zahl aber — ungefähr zweiunddreißig Prozent — auf den Frühling. Es liegt das offenbar in dem Gefühl des Deutschen, in seiner Fähigkeit, tiefe Empfindungen zu hegen, sich an der Natur zu begeistern. Wenn Alles ringsum grünt und blüht, wenn die Natur erwacht, wenn die Vögel und andere Thiere ihre Nester bauen, dann regt sich in dem Deutschen der Trieb, auch sich eine Gefährtin für's Leben zu suchen, sich selbst ein Nest zu bauen, in dem er der großen Aufgabe seines Lebens gerecht werde, nämlich der hochwichtigen Aufgabe, eine Familie zu gründen.

Anders denkt der kaltblütige, spekulative Engländer.

In England finden die meisten Eheschließungen im Herbst statt. Auch hierfür gibt es eine einfache Erklärung. Der Engländer wartet erst das Resultat der Ernte ab, bevor er sich entschließt, den wichtigen Schritt in die Ehe zu thun. Er wartet ab, wie sich nach dem Ausfall des Jahres die Verhältnisse gestalten werden und ist vorsichtig und berechnend selbst bei diesem Schritt, der eigentlich, wie man glauben sollte, mehr vom Herzen als vom Kopfe diktirt wird.

In Italien werden die meisten Ehen im Februar und im November, die wenigsten aber im März und Juli geschlossen. Die Erklärung für diese Erscheinung läßt sich dahin geben, daß der Februar der Karnevalsmonat, der Monat der Lustbarkeit und Freude bei den Italienern ist, und diese Zeit der allgemeinen Freude nehmen viele Leute, die eine Ehe schließen wollen, wahr, um zusammen mit den Freuden des Karnevals die Hochzeit zu feiern. Daß im November in Italien so viele Ehen geschlossen werden, läßt sich wohl zum Theil darauf zurückführen, daß auch der bekanntlich sehr kluge und überlegende Italiener das Ernteergebniß abwartet. Daß dagegen der März und der Juli in Italien die geringste Ehefrequenz aufweisen, liegt daran, daß im März die Fastenzeit ist, während welcher in allen katholischen Ländern überhaupt selten Eheschließungen stattfinden, und daß der Juli die Zeit der Ernte ist, während welcher Männlein und Weiblein genügend mit dem Einheimsen der Feldfrüchte beschäftigt sind und nicht an Eheschließung denken können.

Fragen wir nun: in welchem Verhältniß steht die Zahl

der Eheschließungen zu der Zahl der Einwohner, wie stark oder wie schwach ist die Ehefrequenz in den einzelnen Ländern, so erfahren wir, daß auf je zehntausend Einwohner die meisten Eheschließungen in Serbien, nämlich 100 kommen (die Zahlen beziehen sich auf das Jahr 1878). In Sachsen heirathen von zehntausend Einwohnern 86 Paare, in Preußen 77; die Zahl für Gesammtdeutschland, ebenso wie für Holland, lautet ebenfalls 77. In Oesterreich und Frankreich heirathen 75 Paare von zehntausend Einwohnern, in England und Wales 76, in Irland aber nur 47; in Schweden 65, in Griechenland 61.

Selbstverständlich gelten diese Zahlen nur für Normaljahre. In Hunger- und Kriegsjahren sinken die Zahlen bedeutend, und steigen dann in den nächstfolgenden wieder außerordentlich.

Die Statistik belehrt uns auch darüber, in welchem Civilstandsverhältniß die Eheschließenden zu einander stehen, die wir hier anführten, und für das Jahr 1878 ergibt für Preußen die Statistik, daß sich verheiratheten: geschiedene Männer mit geschiedenen Frauen fünfmal, geschiedene Männer mit Wittwen dreizehnmal, geschiedene Männer mit Jungfrauen siebenunddreißigmal; geschiedene Frauen mit Wittwern siebenzehnmal, mit jungen Männern, die noch keine Ehe geschlossen hatten, fünfunddreißigmal.

Diese Zahlen bleiben sich für zehn Jahre in dieser Gruppirung wenigstens ganz gleich, wenn auch Schwankungen in Bezug auf Höhe und Niedrigkeit durch die Zeitverhältnisse der verschiedenen Länder und Jahre bedingt sind.

Wir erwähnten hier geschiedene Männer und geschiedene Frauen. Gewiß ist es interessant, die statistischen Daten daraufhin zu untersuchen, wie viele Männer und Frauen sich genöthigt sahen, ihre Ehe wieder aufzuheben. Es wird auch interessant sein zu erfahren, daß in Deutschland Scheidungsanträge mehr von Männern, in Frankreich dagegen mehr von Frauen gestellt werden, und ebenso, daß gerade die gebildeten Stände am häufigsten die Ehescheidung beantragen.

Für Sachsen z. B. ergeben sich folgenden Daten: Auf hunderttausend Ehescheidungsklagen kamen solche von Arbeitern und Tagelöhnern 324, von Beamten 337, von Gewerbe- und Handeltreibenden 354, von denen, welche den Wissenschaften und Künsten obliegen 485. Nun führen ja nicht alle Ehescheidungsklagen auch wirklich zur Trennung, d. h. in sehr vielen Fällen wird eine Scheidung nicht ausgesprochen. Im Königreich Sachsen befinden sich aber unter zehntausend Einwohnern neun geschiedene Männer und siebenzehn geschiedene Frauen. Während die Zahl der geschiedenen Männer länger als zehn Jahre unverändert geblieben ist, ist die der Frauen allmählig von fünfzehn auf siebenzehn gewachsen.

Diejenigen, welche eine Scheidung beantragten und diese auch wirklich durchsetzten, sind dadurch, wie bereits erwähnt, noch nicht für immer von der Ehe abgeschreckt, sie schreiten vielmehr sehr häufig zu einer zweiten Ehe, und im Königreich Preußen kamen im Jahre 1860 auf eine Million Einwohner 111 Wiedertrauungsgesuche Geschiedener. Die größte Zahl, nämlich 203, hatte Brandenburg, und hier spielt allerdings

die Stadt Berlin eine große Rolle. Die Statistik belehrt uns, daß Ehescheidungsklagen nirgends so häufig sind, als in den großen Städten. In der Provinz Sachsen kamen 183 Wiedertrauungsgesuche auf eine Million Einwohner, die wenigsten aber in der Rheinprovinz, wo nur 5 von einer Million Einwohner ein Wiedertrauungsgesuch einreichten.

Seit der Einführung des Civilstandsgesetzes stellt sich in Gesammt-Deutschland die Zahl der jährlichen Ehescheidungen auf etwas weniger als 1 Prozent aller Eheschließungen. Dagegen ist die Zahl für Sachsen ungünstiger, weil dort 2,6 Prozent aller Eheschließungen wieder geschieden werden, und die Schweiz liefert gar 4,82 Prozent, während die Großstadt Berlin im Jahre 1878 sogar 5½ Prozent aufwies. In Wien kommen auf zehntausend Eheschließungen 141 Ehescheidungen.

Die Mehrzahl der geschiedenen Ehen hat nicht über fünf Jahre gedauert. Legen wir aber wiederum die Verhältnisse des Königreichs Sachsen zu Grunde, so erhalten wir folgende Zahlen: von 440 Ehen, welche im Jahre 1868 geschieden wurden, dauerten 138 fünf Jahre, 137 zwischen fünf und zehn Jahre, 126 zehn bis zwanzig Jahre und 39 über zwanzig Jahre.

Ganz anders in Frankreich. Dort stellt sich eine größere Zeitdauer für geschiedene Ehen heraus, ja selbst die nach zwanzigjähriger Dauer geschiedenen Ehen sind dort nicht selten, sie betrugen von 1843 bis 1867 nicht weniger als 7291. Aus dieser Zahl kann man sehr ungünstige Schlüsse auf die Moralität eines Landes ziehen, in welchem

eine so große Anzahl von Menschen, welche länger als zwanzig Jahre zusammen gelebt und Leid und Freude mit einander getragen haben, sich entschließen, von einander zu gehen.

Fügen wir noch hinzu, daß die statistischen Zahlen ergeben, daß Wittwen und geschiedene Frauen viel eher Aussicht haben, sich wieder zu verheirathen, als Jungfrauen, welche ein gewisses Alter überschritten haben, so haben wir wohl das erschöpft, was sich über diesen hochinteressanten Gegenstand auf Grund der statistischen Daten in der gebotenen Kürze sagen ließ.

Im Matrosen-Logis.

Ein Bild aus dem Seemannsleben.

Von

F. Meister.

Von Zeit zu Zeit, nicht sehr oft, aber immer noch häufiger, als Janmaats *) Freunden dies erwünscht sein

*) Janmaat ist die an den norddeutschen Seeküsten allgemein geltende Bezeichnung für den Seemann, nicht „Theerjacke", wie man im Binnenlande häufig meint. Dieses unseren Seefahrern ganz unbekannte Wort wurde durch schlechte Uebersetzungen und noch schlechtere Nachahmungen englischer Seeromane beim Lese-

kann, findet man in der Tagespresse unserer Hafenstädte eine Mittheilung, nach welcher die Mannschaft dieses oder jenes Schiffes sich geweigert habe, an die Arbeit zu gehen; die Widerspenstigen seien infolge dessen vor die Hafenbehörde gebracht und nach Fug und Recht bestraft worden.

Die Gründe, welche die Seeleute in solchen Fällen für ihr Verhalten anführen, sind verschieden. Zuweilen ist die Schiffskost ihnen zu schlecht, zuweilen trauen sie ihrem Fahrzeug keine Seetüchtigkeit zu, oder aber die Besatzung ist eine den Anforderungen der Schiffsarbeit nicht entsprechende oder zu geringe. Keiner, der die See und das Seemannswesen kennt, wird nun behaupten, daß Janmaats Klagen und Beschwerden immer unbegründet seien, im Gegentheil, es ist dem Schreiber dieser Zeilen, der selber auf ein zehnjähriges, erfahrungsreiches Seeleben zurückschaut und sich seither unablässig und angelegentlich um das Loos seiner ehemaligen Genossen bekümmert, nicht ein einziger Fall bekannt geworden, in welchem die Matrosen völlig grundlos „gemeutert" hätten.

Vor wenigen Monaten befand ich mich, gelegentlich einer Reise nach Italien, in Triest, woselbst ich, meiner Gewohnheit nach, einen großen Theil meiner kurz bemessenen Zeit an Bord der im Hafen liegenden Schiffe zubrachte.

---

publikum eingeführt. Die betreffenden Uebersetzer nämlich, die weder mit dem Seeleben noch mit der englischen Sprache vertraut waren, meinten, die englische Bezeichnung für den Typus des Seemannes: „Jack Tar" (Jakob Theer) wäre mit Theerjacke zu übersetzen, und so hat sich diese irrthümliche Bezeichnung im Binnenlande eingebürgert.

Eines Nachmittags lief ein Blankeneser Schooner aus, kam aber nicht weit, denn eine Viertelstunde später sah man ihn draußen beigedreht liegen mit dem Nothsignal an der Gaffel. Der an Bord eilende Hafenbeamte fand die Mannschaft in hellem Aufruhr. Der Schooner wurde zurückgebracht, und die Mannschaft für die Nacht in's Gefängniß gesperrt. Am nächsten Morgen brachte man die Leute vor den deutschen Konsul, und hier sagten dieselben aus, daß der in Triest ergänzte Proviant so schlecht sei, daß ein redlich denkender Mensch den Genuß desselben keinem Hunde zumuthen würde. Der Konsul begab sich an Bord des Schooners und ließ sich die Vorräthe des Schooners zeigen; er untersuchte, beroch, kostete und erklärte, daß die Leute Recht hätten.

Ohne Zweifel ist es den armen Janmaaten sehr hart erschienen, in's Loch wandern zu müssen, weil sie nicht eher an die Erfüllung ihres Kontraktes gehen wollten, als bis auch der Schiffer seiner Verpflichtung nachgekommen war. Ich hatte mich bei dem mir bekannten Konsul zum Verhör der Leute eingefunden; ich studirte ihre gebräunten Gesichter, während sie ernst und mit seemännischer Schlagfertigkeit die an sie gerichteten Fragen beantworteten; es lag weder Trotz noch Herausforderung in der Art, wie sie die sehnigen Arme über der Brust kreuzten, aber ihr Gebahren und ihre ganze Haltung zeigten, wie tief sie empfanden, daß ihre Sache eine gerechte war, und daß man sie unwürdig behandelt hatte. Und dann dachte ich an den an Gefahren und Entbehrungen so reichen Beruf der Leute, und zugleich fragte ich mich, wie diese Herren, die hier zu entscheiden

hatten und zum Theil recht überflüssige Fragen an die Seeleute stellten, wie diese Herren das Leben und das Loos Janmaats an Bord und in seinem Logis *) wohl schildern würden, wenn man sie darum befragte.

Man kennt unsere Seeleute am Land, aber man weiß nur wenig von ihrem Leben auf See. Mancher achtungswerthe Schriftsteller ist mit der Feder in der Hand den Spuren Janmaats gefolgt und hat seinen Helden in allen möglichen Verhältnissen und Lagen gezeichnet; allein hat er der Welt nun wirklich auch klar gemacht, was für ein Leben Janmaat führt, was derselbe für Gewohnheiten hat, was er ißt, wie er schläft, und wo er sich eigentlich befindet, wenn er in Wahrheit „zu Hause" ist?

Wenn von Janmaats Heim die Rede ist, so kann darunter nur sein Logis an Bord verstanden sein. Hier allein ist er thatsächlich zu Hause, denn wenn er auch nach Beendigung einer Reise beim Schlafbaas möglichst in der Hafennähe Quartier zu suchen pflegt, und wenn es auch fraglich ist, ob er sein schwimmendes Heim absonderlich liebt — eines steht fest: er wird sich stets und unter allen Umständen beeilen, wieder an Bord und in's Logis zurückzukommen, indem er in verschwenderischer und thörichter Weise sein Geld durchbringt und schließlich auch wohl noch einen Theil seiner fahrenden Habe verpfändet und veräußert, anscheinend nur, um auch dem leisesten Vorwand, noch länger an Land bleiben zu können, ein schleuniges Ende zu bereiten.

*) Zu lesen, wie es geschrieben ist, nicht französisch auszusprechen.

Der Leser, dem es daran liegt, ein treues Bild von unserem Janmaat in seinem Heim kennen zu lernen, folge mir nunmehr an Bord und in das Matrosenlogis. Das Bild soll ein typisches sein. Geringe Abweichungen in Aeußerlichkeiten werden selbstverständlich hier und dort vorkommen; unser Fahrzeug aber soll ein Segelschiff mittlerer Größe, etwa von tausend Tonnen, sein und das Logis soll sich an Deck unter der Back *) befinden.

Wir sind drei Wochen in See und recht in der Mitte des nordatlantischen Oceans; widrige Winde haben uns noch nicht in den Passat gelangen lassen, und so findet uns der grau anbrechende Morgen mit einem Reff in den Mars- und Untersegeln, scharf angebraßt und vier Striche vom Kurse abliegend, während die ungeberdige See über unsern Wetterbug hereinbricht und das Kielwasser eine Abtrift zeigt, die bei so dickem Wetter wahrzunehmen nicht erfreulich ist.

Sieben Glasen (Glockenschläge) tönen über das Deck; das bedeutet, nach der Uhr, halb acht.**) Die „Wacht an Deck" (die eine Hälfte der Mannschaft) hat das Schiff

*) Ein im Vordertheil des Fahrzeuges befindlicher, die Schanzverkleidung kaum überragender Oberbau.

**) Die Tageseintheilung an Bord eines Schiffes geschieht nach Wachen zu je vier Stunden. Jede Wacht zerfällt wieder in acht halbstündige Abschnitte, die durch Glockenschläge, in der Schiffssprache Glasen genannt, kund gemacht werden. So bedeuten also in der Wacht von 4 bis 8 Uhr Morgens sieben Glasen halb acht, in der Wacht von 8 bis 12 dagegen halb zwölf u. s. w.

gewaschen, das laufende Tauwerk sauber aufgeschossen und an die Koffeenägel gehängt und legt nun hier und da die letzte ordnende Hand an, während die „Wacht zur Koje“ (die andere Hälfte der Mannschaft) im „Ausreisen“ (Aufstehen aus den Kojen) begriffen ist und sich zum Frühstück bereitet. Der Rauch aus dem Kombüsenschornstein weht nach Lee über Deck und dann hernieder auf die unruhige See; der Koch, die Aermel seines blauen Wollhemdes weit aufgerollt und die Brust offen, klappert geschäftig zwischen dem Geschirr in seiner engen Küche; nicht weit von derselben, vor dem Fockmast und der Vorluke, befindet sich das Logis. Das Dach desselben bildet die „Back“, das erhöhte Deck vorn im Buge des Schiffes. Man betritt es durch zwei Thüren, die sich, wie die unserer Pferdebahnwagen, in Falzen laufend öffnen und schließen. Die Schwelle ist hoch, um nach Möglichkeit das Wasser von den Innenräumen abzuhalten, wenn die Seen an Deck schlagen, oder wenn das Schiff seine Nase in den Fluthen begräbt. Unmittelbar außerhalb der Thüren hat die Ankerwinde ihren Platz; die gewaltigen Ketten sind ausgeschäckelt und in den Kettenkasten verstaut, und der rothe Rost liegt dick auf der massiven, eichenen, sechskantigen Welle.

Die Backbordthür des Logis ist geöffnet; wir treten ein und sind nunmehr in einem düsteren, höhlenartigen Gemach, an dessen Decke eine qualmende Oellampe hin und her schwingt, die wie ein blecherner Kaffeetopf aussieht und bei deren unbestimmtem Licht allerlei undeutliche Umrisse sichtbar werden. Dies ist Janmaats Heim, der abgeschlossenste und privilegirteste Ort des ganzen Schiffes.

Keiner der Offiziere und sonstigen Bewohner des Schiffes darf denselben ohne Janmaats Erlaubniß betreten, und der Kapitän mag zwanzig Jahr dasselbe Schiff segeln, ohne von dem Innern des Matrosenlogis jemals mehr gesehen zu haben, als ihm im Vorübergehen ein gelegentlicher Blick durch die Thür oder hinab durch die im Deck befindliche Luke zu enthüllen vermochte.

Es ist heute Morgen ganz besonders dunkel, weil man soeben die erwähnte Deckluke fest verschlossen hat, des Wassers wegen, welches ab und zu über den Bug kommt und die Back überschwemmt. In kurzer Zeit aber hat sich das Auge an die Finsterniß gewöhnt, und wir vermögen das seltsame, massive, winkelige Innere des Logis zu überschauen. Fast durch die ganze Länge des Raumes strebt schräg nach vorn und nach oben der ungeheure Baum des Bugspriets; rechts und links von der Stelle seines Austritts, also auf der Backbord- wie auf der Steuerbordseite, zieht sich je eine Doppelreihe von Kojen an der Schiffswand entlang bis zu den Eingängen. Allenthalben auf dem Fußboden gewahrt man die Seekisten der Mannschaft, theils festgepurrt an den Stützen und Beetings, theils vor den unteren Kojen stehend; Oelzeug und andere Kleidungsstücke hängen an den Stützen oder an den Deckbalken und schwingen hin und her. Hier liegt eine blecherne „Pann" (Pfanne), dort rollt ein „Pott" (Topf) von gleichem Metall auf dem feuchten Boden; wir stolpern über einige Seestiefel, zertreten eine Thonpfeife und setzen dann den Fuß auf etwas Weiches, das sich bei näherer Betrachtung als ein „Südwester" entpuppt, der von einem der Nägel

herabgefallen sein mag. Aus einigen der Kojen kommen die tiefen, lauten Athemzüge schlafender Männer, allerdings kaum vernehmbar wegen des zischenden, schürfenden Brausens des Wassers, welches unaufhörlich draußen an den Schiffsseiten entlang tost; dazu kommt noch das Sausen des Windes unter der hochgeblähten Fock und ab und zu der Anprall der Wogen gegen den Bug, der wie ein krachender Donnerschlag das ganze Schiff erbeben macht. Die stampfende Bewegung des Schiffes wird nirgends so gespürt, wie hier vorn; jedes Niederfahren in die Höhlungen der See gibt Einem die Empfindung, als falle man von einer großen Höhe herab, und bei jedem Aufbäumen ist's, als entschwebe man mit einem Ballon in die Wolken.

Die noch schlafenden Matrosen, die hier seit vier Uhr Morgens ihre „Wacht zur Koje" gehabt haben, beginnen sich jetzt auch zu rühren; hier streckt sich ein Arm, dort ein Bein aus einer Koje heraus, oder es fällt auch wohl ein Mann, wie ein Bratapfel aus der Röhre, aus seiner oberen Koje herab auf die Kiste, wo er dann zunächst schlaftrunken sitzen bleibt. Aber dieses Uebergangsstadium dauert nicht lange, bald ist die ganze Wacht in Bewegung und Janmaat beginnt seine Toilette, die allerdings kaum in etwas Anderem besteht, als in dem Anziehen der Stiefel. Mürrisch, verdrossen und ungekämmt, wie die eben gerufene Wacht fast immer zu sein pflegt, fischt Jeder aus seiner Koje den Blechpott hervor und begibt sich mit demselben zur Kombüse, um Kaffee zu holen. Charakteristisch hierbei ist, daß bei diesem kurzen Gange Niemand ein Auge für das Wetter hat, ebenso wenig für

die Segel, unter denen das Fahrzeug sich befindet. Janmaat ist eben noch zur „Koje", noch geht ihn nichts, was sich draußen zuträgt, an. Man lernt auf der See geizen mit den Minuten der Ruhe. Einer nach dem Andern kehrt mit dem dampfenden Pott zurück, nimmt sich eine Handvoll Hartbrod (Schiffszwieback) aus der vom Schiffsjungen auf den Boden gestellten hölzernen „Back" und setzt sich damit auf seine Kiste oder aber wieder in die Koje, und beginnt hier mit herabbaumelnden Beinen sein Frühmahl.

Ein sehr bescheidenes Mahl! Der Kaffee ist eine dunkle Flüssigkeit, die bereits seit einer Stunde im Kochen ist, deren Ueberbleibsel Wochen lang in dem großen kupfernen Kesseltopf bleiben und immer von Neuem wieder mit aufgekocht werden, sofern der Koch sich den Luxus eines besonderen Kaffeetopfes gestatten kann. Was das Schiffsbrod betrifft, so habe ich schon schlechtere Nahrungsmittel als ein nicht zu altes, würmerfreies „Beschüt" (Biscuit, Zwieback) ist, kennen gelernt, allein man muß zugeben, daß Hartbrod und immer Hartbrod zuletzt eine etwas einförmige Kost genannt werden muß, besonders wenn es keine Butter dazu gibt, was auf vielen Schiffen der Fall ist.

Angesichts eines solchen Frühstücks wird jeder Landbewohner, wenn er außerdem noch Janmaats harte Arbeit und den Ort berücksichtigt, wo der arme Kerl wohnt, zugeben, daß, wenn solcher Kaffee dann noch wie Torfwasser riecht und schmeckt, wenn die „Beschüten" verschimmelt und voll von Würmern sind, wenn das Schweinefleisch grün und faulig, und das Rindfleisch hart wie Holz und

absolut ungenießbar ist, wenn die Essigflasche ebenso interessant zu betrachten ist, wie das Becken eines Aquariums, wegen der zahllosen wimmelnden und kribbelnden Thiere, die sie dem Auge darbietet — daß dann, sage ich, der Kauffahrtei-Matrose wohl einige Nachsicht und Theilnahme beanspruchen kann, wenn er eines Tages die Arbeit hinwirft und nicht eher einen Finger rühren will, bis er die Reise mit dem Bewußtsein antreten kann, wenigstens genießbaren Mundvorrath an Bord zu haben.

Während die Leute noch sitzen und ihr Hartbrod kauen oder aus geschwärzten kurzen Holz- oder Thonpfeifen den beizenden Rauch von starkem Cavendish-Tabak oder „Swarten Krusen" vor sich hinblasen, während der hohle Logisraum unter dem Ansturm der brüllenden und tosenden Wassermassen erdröhnt und erdonnert, und gelegentlich eine grünliche Fluth dicht vor der offenen Thür von der Back herabrauscht, ertönen draußen acht Glasen (acht Uhr), und die andere Hälfte der Mannschaft, welche seit vier Uhr die Wacht an Deck gehabt hat, kommt zu Zweien und Dreien hereingestampft und gepoltert. Die Vormittagswacht hat begonnen, und die Backbordleute, welche jetzt vier Stunden der Ruhe hinter sich haben, verstecken ihre Pfeifen, aus denen sie vorher noch einen letzten gierigen Zug gethan haben, in den Kojen, bergen den Blechpott in der Kiste, fühlen nach dem Scheidemesser, um sich des Vorhandenseins desselben zu versichern, und stolpern hinaus an Deck, wo sie sofort an verschiedenen Orten in Thätigkeit gesetzt werden, nachdem Einer von ihnen den Mann am Ruder abgelöst hat.

Die Leute von der Steuerbordwacht beschaffen sich nun ihr Frühstück wie die Andern vor ihnen gethan; dann zünden sie sich ihre Pfeifen an und klettern in die Kojen. Einige entledigen sich zuvor der Stiefeln und Piejacken, *) Andere nicht, je nachdem mehr oder weniger Vertrauen zu dem Wetter vorhanden ist. Einige Wenige ziehen es vor, auf der Kiste sitzend ein Kleidungsstück zu flicken oder ein paar Seiten aus einem Buche zu lesen. Die Lampe brennt roth und trübe, von der halb offenen Thür dringt der Tagesschimmer herein, aber nicht sehr weit, und das Logis bietet jetzt einen Anblick dar, der dem Nichtseemann höchst malerisch erscheinen würde. Einige der Aufgebliebenen unterhalten sich, aber nur im Flüsterton, denn des Schiffsgenossen Schlaf ist auf See ein heilig Ding. Die schwache Beleuchtung, die nicht bis in die Spitze des Bugs zu dringen vermag, zeigt undeutlich die Schläfer in ihren Kojen; die haar- und bartumwallten Gesichter heben sich wie Cameen von den zusammengelegten Piejacken, Wolldecken oder dergleichen ab, die als Kopfkissen dienen müssen. In der einen oder der andern dunklen Kojenhöhlung ist noch ein rothglühender Funke bemerkbar, ein Zeichen, daß dort die geliebte Pfeife noch immer in Thätigkeit gehalten wird. Unter der knisternden, schwelenden Lampe, die zuweilen mit dem Fett genährt wird, welches der Koch von den Fleischkesseln schöpft, sitzt ein Mann mit einem Buch in der Hand; seine Lippen bewegen sich, während er liest, sein Aeußeres ist so malerisch,

*) Kurze Seemannsjacke aus dickem, meist dunkelblauem Wollstoff.

wie das eines Banditen; die Hosen sind oberflächlich in die Stiefeln gestopft, das rauhe, blaue Wollhemd ist über der Brust weit offen, das volle Haar hängt ihm wirr um Stirn und Schläfe, er trägt einen ledernen Riemen um den Leib und ein Scheidemesser an der Hüfte. Weiter gegen die Thür, im hereinfallenden Tageslicht, sitzen einige flickschneidernde Janmaaten, sie arbeiten sorgfältig und behaglich, ab und zu hebt Einer oder der Andere den Kopf, schießt eine Ladung Tabaksaft zwischen den Zähnen hervor gegen die Thürschwelle und fährt sich dann langsam mit dem Handrücken über den Mund.

Inzwischen aber hat sich der Wind noch stärker aufgemacht; man hört vom Logis aus, wie die vorher aufgeschossenen Enden des laufenden Guts an Deck geworfen werden, man hört das „Aussingen“ der an den Tauen holenden Leute und das schwere Puffen und Knattern des Segeltuches. Sie haben den Außenklüver niedergeholt und den „Dör-de-Hand“ (einen kleinen Flaschenzug) an den Fockhals gesetzt.

Man merkt an der größer gewordenen Abschüssigkeit des Decks, an dem lauteren Tosen der Wogen vor dem Buge, an dem vermehrten Knarren und Aechzen des Schiffes, daß die Brise zu einem gelinden Sturm angewachsen ist, und man sagt sich unwillkürlich, daß die vor Kurzem in die Kojen gekrochenen Leute besser gethan hätten, wenn sie aufgeblieben wären, denn es ist Fünfzig gegen Eins zu wetten, daß im nächsten Augenblick ein Mann von der Backbordwacht eiligst hereinstürzen und sein: „Reeve, reeve, reeve-e-eh!“ zum Logis hereinbrüllen wird.

Es ist dies eine der unangenehmsten Seiten in Janmaats ohnehin so beschwerlichem Leben.

Nach vierstündiger Deckarbeit endlich abgelöst und in's Nest gekrochen, um gleich darauf, wenn man eben anfängt ein wenig warm zu werden, wieder hinaus zu müssen an das vom eisigen Sturm gepeitschte Deck, beim ersten Schritt empfangen von einer herüberbrechenden See, die Einem die Beine unter dem Leibe wegreißt, so daß man sich unten in Lee aus dem dort meterhoch wirbelnden Wasser mühevoll wieder aufsammeln muß, und dann hinauf auf die Marsraaen zum Reffen — das sind Lagen, die wohl einem geduldigeren Menschen, als Janmaat durchschnittlich zu sein pflegt, die Laune verderben und die Galle in's Blut treiben können. Und dennoch, kein rechter Seemann murrt über das, was mit seinem Beruf unabwendbar verbunden ist. Wenn er einsieht, daß das, was ihm zu thun aufgetragen, nothwendig ist, dann mag er tief in seinen Eingeweiden vielleicht murren, aber er wird sich an's Werk machen wie ein ganzer Mann — jeder Finger ein Eisenhaken, jedes Haar ein Kabelgarn!

In Anerkennung dieser Thatsache aber sorge man auch dafür, daß sein Fleisch und sein Mehl und sein „Beschüt" geeignet sind, von Menschen genossen zu werden, denn es wäre unter Umständen besser, ihn in einem Fahrzeug, das wie ein Sieb leckt, in See gehen zu lassen, als ihn auszuhungern und die sicherlich mehr als bescheidene Stärkung zu schmälern, welche Kaffee, Thee und Salzfleisch einem Menschen gewähren, der Janmaats Arbeit zu verrichten und Jaatsman Anstrengungen und Gefahren zu erdulden hat! —

Die Vormittagswacht ist nunmehr beinahe zu Ende; sieben Glasen verkünden, daß es halb zwölf geworden ist, und Janmaat speist pünktlich, wenn er „zu Hause" ist. Heute gibt es Rindfleisch und Pudding, auch Sackkuchen genannt; gestern hatte man Erbsensuppe mit Speck, wie man das gesalzene Schweinefleisch getauft hat. Der Sackkuchen ist eine Triumphleistung des Kochs. Ganz in der Frühe schon hat er Mehl und Wasser dazu angerührt und diesen dünnflüssigen Teig in zwei aus Segeltuch genähte Beutel gegossen, die etwa die Gestalt und die Größe der Zipfelmütze haben, mit der man den deutschen Michel abzubilden pflegt. Dann hat er die Beutel zugebunden und bis halb elf Uhr in der Wärme über seiner Kochmaschine aufgehängt. Dadurch haben dieselben eine äußerst pralle und feste Beschaffenheit erlangt, und in dieser Gestalt wurden sie in das brodelnde Wasser versenkt.

Anderthalbstündiges Kochen hat den Sackkuchen mundgerecht gemacht; auch das Fleisch ist gar. Der Koch ergreift seine große Gabel, den „Tormenter", fischt zuerst das Fleisch aus dem Kesseltopf, und legt es in die schalenförmige hölzerne „Back", darauf bringt er aus demselben Topf auch die Beutel zu Tage, die er dann sogleich in eine Balje mit kaltem Wasser wirft. Dann bindet er sie auf, streift das Segeltuch ein wenig zurück und läßt den Pudding in eine andere Back fallen, was mit einem dumpfen, elastischen Aufprall geschieht. Jetzt erscheinen die Schiffsjungen, oder auch Leichtmatrosen, von jeder Wacht einer, und schleppen die „Backen" in's Logis.

Sonderlich viel Ceremonien gibt's in Janmaats Heim

nicht, die vorhandenen wenigen Regeln und Gebräuche aber werden streng gehandhabt. Ein Tisch befindet sich im Logis nicht. Die „Backen“ mit den Speisen stehen auf dem nassen, schlüfrigen Boden, welchen ein Junge zuvor mit einem „Schwabber“ nothdürftig gereinigt hat. Zuerst greifen die Vollmatrosen zu, und zwar nach der Altersfolge; der Aelteste schneidet vor Allem ein Stück Fleisch und die Spitze eines Sackkuchens für den Mann am Ruder ab, da der Abwesende nicht für sich selbst sorgen kann; derselbe kommt übrigens immer am besten dabei fort. Sodann nimmt sich Jeder nach Ermessen, sorglich bedacht, weder sich noch seine Genossen dabei zu benachtheiligen.

Wer seinen Theil im Blechnapf hat, zieht sich damit auf seine Kiste zurück oder setzt sich mit herabhängenden Beinen in die Koje, oder läßt sich auf der Thürschwelle, oder wo er sonst Platz findet, nieder. Janmaats Hunger ist gewöhnlich sehr rege, und obgleich die von den Backen aufsteigenden Dämpfe stärker nach Fett riechen, als es dem verwöhnten Landbewohner nothwendig und angenehm erscheinen möchte, und obgleich das Fleisch eine ganz merkwürdige Färbung hat, und der Sackkuchen in Festigkeit und Aussehen einem Klumpen Kitt gleicht, so ist es im Interesse der armen Gesellen, die hier in den verschiedensten Stellungen herumsitzen und hocken und ihrer Kost so eifrig und hungrig zusprechen, doch zu hoffen, daß Fleisch und Sackkuchen Janmaats Anforderungen entsprechen, und daß der übermäßige Salzgehalt beider das Schlimmste an ihnen sein möge. Denn Salzfleisch und Sackkuchen werden immer nur in Seewasser gekocht.

Zuweilen reicht man der Mannschaft zum Pudding auch ein wenig Syrup, damit ist dann aber die Speisekarte des Tages auch erschöpft. Die der ganzen Reise lautet: Rindfleisch und Speck; Sackkuchen; Erbsen, Bohnen und Graupen; Kaffe und Thee. Letzteren gibt es Abends; er ist schwarz und voll von Stielen und Blättern und schmeckt wie aufgewärmte Tinte, welcher man zur Verbesserung des Wohlgeschmacks eine Handvoll Sennesblätter zugesetzt hat. Wer das Seeleben kennen gelernt hat, wird zugeben, daß, soweit die Beschaffenheit dieser Dinge als Schiffsproviant in Betracht kommt, die erwähnte Diät sich viel besser anhört, als sie aussieht, und daß sie noch viel besser aussieht, als sie schmeckt.

Einer der Grundzüge in Janmaats Natur ist ein gewisser Murrsinn, und eine bärbeißige Unzufriedenheit mit der Welt im Allgemeinen und mit seinem Schiffe im Besonderen. Erfahrene Kapitäne machen sich aber hieraus nichts, im Gegentheil, ein altes englisches Sprichwort sagt: „The better the sailor, the greater the grumbler,“ zu deutsch: „Der größte Murrkopf ist der beste Matrose.“

Um aber die Leiden erst recht verstehen zu können, die dem armen Janmaat durch solch' eine verbrecherische Handlungsweise erwachsen, wie sie dem eingangs erwähnten Blankeneser Schiffer zur Last zu legen ist, muß man eine Zeit lang das Logis mit ihm getheilt haben; man muß zitternd vor Kälte und Nässe in die enge Koje gekrochen sein, um zwanzig Minuten später, zum Kampf gegen den Sturm gerufen, schlaftrunken wieder an Deck zu taumeln, mitten hinein in die Sturzseen und den peitschenden Regen,

und dann nach oben in die nachtschwarze Finsterniß, wo die donnernd umherschlagenden, eisenharten Segel zu reffen oder festzumachen sind; man muß hungrig und durstig mit ihm gewesen sein und mit ihm aus einer Back gegessen und aus einem Blechpott getrunken haben.

Der Leser hat Janmaats Lebenslauf an Bord nun einigermaßen kennen gelernt; wir sind ihm bis zur Mittagsstunde gefolgt und wir brauchen das Gesagte nur zu wiederholen, um die Runde der zwölf Stunden voll zu machen. Die Eintheilung der Zeit während der Reise ist „Wacht um Wacht". Die Mannschaft, in zwei Hälften getheilt, löst sich alle vier Stunden ab, Tags sowohl wie Nachts. Die Schiffsarbeit hört um sechs Uhr Abends auf, und dann sitzen wohl, wenn das Wetter schön ist, alle Mann vorn auf der Back, rauchend, singend und plaudernd, bis um acht Uhr wiederum acht „Glasen" den Beginn der Nacht verkünden. Die Zeit von sechs bis acht heißt die „Hundewacht", sie ist für Janmaat die angenehmste des ganzen Tages.

Unsere Kauffahrteischifffahrt und unsere Kriegsflotte bedürfen der Kernigsten und Tüchtigsten unserer Landeskinder zu ihrer Besatzung. Für den Janmaat von der Marine ist auf das Ausreichendste gesorgt; der braucht weder unsere Vertheidigung, noch unsere Fürsprache. Anders steht es aber mit dem armen Matrosen der Handelsflotte. Die Welt kennt gegenwärtig nur erst wenig, sehr wenig von seinem Leben, von der Behandlung, die ihm zu Theil wird, von seiner Ernährungsweise, von seinen Entbehrungen und Drangsalen, von seinem treuen kameradschaftlichen

Sinne und seinem bescheidenen und doch so oft über allen Ausdruck erhabenen Heldenmuth. Sie wird ihn aber eines Tages näher kennen gelernt haben und dann nicht zögern, sein Loos zu bessern und sein Leben sicherer zu stellen. Heute aber gehört Janmaat noch zu den von seiner Nation Vernachlässigten, eine Thatsache, die ihm zuweilen recht schmerzlich fühlbar ist, aber welcher Niemand weniger Ausdruck verleihen kann, als Janmaat selber.

Mannigfaltiges.

Gute Lektion. — Der österreichische Diplomat Graf Johann Joseph v. Cobenzl — nicht zu verwechseln mit seinem gleichnamigen Vetter Johann Philipp, gleichfalls österreichischem Staatsmann — war, trotzdem er jährlich eine Rente von 60,000 Thalern zu verzehren hatte, doch geizig und knauserig bis zur Filzigkeit, welche Eigenschaft übrigens sein Vetter, wenn auch in etwas geringerem Grade, mit ihm theilte. Durch die Unterhandlungen zu Udine mit Bonaparte und dann durch den im Jahre 1797 zu Campo-Formio abgeschlossenen Frieden, welchen Johann Joseph als bevollmächtigter Minister unterzeichnete, auch mit der Gemahlin des ersten Konsuls bekannter geworden, wurde er von Josephine oft zu deren Abendunterhaltungen eingeladen. Obwohl er sich hierbei bemühte, seine Knickerei zu verbergen und sogar das Gegentheil herauszukehren, hatte die scharfblickende Josephine

doch bald den eigentlichen Grundzug seines Wesens erkannt und beschloß, ihn nach ihrer Manier einmal dafür zu bestrafen.

So sandte sie ihm eines Abends eine Einladung zu einer Parthie Whist, welcher er auch nachkam, sich bereits im Stillen freuend, daß es ihm, als tüchtigem Spieler, für welchen er sich hielt, gelingen werde, das Glück auf seine Seite zu ziehen. Allein wie in Vielem, war auch in dieser Hinsicht die Gemahlin des ersten Konsuls ihm bedeutend über, was er bald zu seinem Schaden erkennen mußte. Da man es ihm nicht mitgetheilt hatte, und er auch, um seinen Geiz nicht durchblicken zu lassen, nicht fragen mochte, wie hoch gespielt würde, so glaubte er annehmen zu müssen, daß Josephine einen außerordentlich hohen Einsatz wage. Indem er dies dachte, überkam den Grafen eine entsetzliche Angst, und diese wirkte dermaßen auf ihn ein, daß er all' seine Kaltblütigkeit einbüßte und mit immer größer werdender Nervosität spielte. Seine zitternden Finger vermochten kaum noch die Karten zu halten; er machte Fehler über Fehler, und ein Robber nach dem anderen ging verloren.

„Aber was haben Sie nur, lieber Graf?“ fragte Josephine mit anscheinender Theilnahme, „ist Ihnen nicht wohl?“

„O nein — es ist nichts, Madame,“ stotterte der Geängstigte, dem der Schweiß in dicken Tropfen auf der Stirn perlte.

„Aber Sie zittern, lieber Graf, Sie haben Fieber.“

„Ich versichere Sie, Madame, es ist nichts, durchaus nichts. — Doch ja, ich bin ein wenig außer Contenance, ich dachte an Staatsgeschäfte, und das verwirrt mich.“

„Sehen Sie, lieber Graf, wie man sich doch täuschen kann; ich hatte einen Moment geglaubt, daß es der Kummer über Ihr heutiges Spiel wäre, der Sie beunruhigt. Nicht wahr, ein recht thörichter Gedanke! Aber ich verwarf ihn auch sofort wieder; denn man kennt Sie als sehr liberal, und bei Ihrem Vermögen werden Sie den Verlust gar nicht bemerken.“

Diese Worte, anstatt den Grafen zu beruhigen, vermehrten nur seine Angst; mühsam athmend, verharrte er in Schweigen, und auch seine Gegnerin äußerte nichts mehr.

Endlich war die unglückliche Whistparthie beendigt. „Was habe ich zu bezahlen?" fragt Cobenzl stotternd, mit zitternden Händen sich den Schweiß trocknend.

„Nichts," antwortete Josephine lächelnd. „Doch werden Sie gut thun, lieber Graf, sich künftig immer nach der Höhe des Einsatzes zu erkundigen, damit die ‚Staatsgeschäfte' Sie nicht wieder so sehr beunruhigen." Hm.

Eine kühne Dame. — In Nordamerika, namentlich in den westlichen Staaten, gibt es keine so zusammenhängenden Dörfer, wie man sie in der alten Welt findet, sondern da liegen die einzelnen Farmen weit zerstreut, oft Meilen auseinander. — Die einzelnen Counties nun haben Schuldistrikte gebildet, zu denen eine bestimmte Anzahl von Seelen gehört und das Schulhaus erhält seinen Platz dann gewöhnlich in der Mitte des so abgegrenzten Rayons, oft völlig isolirt stehend. Um den Unterricht zu genießen, haben die Kinder häufig einen halben Tagemarsch zu machen, der ihnen jedoch dadurch erleichtert wird, daß sie sich einzeln oder auch zu zweien auf ein Pferd setzen und auf diese Weise in die Schule reiten. Zur Zeit, wenn die Stunden gegeben werden, sieht es um das Gebäude herum meist aus, als ob ein Pferdemarkt stattfände, so viele gesattelte Thiere erblickt man in der Umgebung angebunden.

Die Lehrerin — zur großen Mehrzahl befaßt sich das weibliche Geschlecht mit der Ausbildung des ländlichen Nachwuchses — erscheint ebenfalls hoch zu Rosse, wenn sie nicht zugleich im Schulhause wohnt, was jedoch selten der Fall. Für gewöhnlich schlägt sie ihr Domizil bei einem der Farmer auf, der sie auch beköstigt; nach Monatsfrist wechselt sie meist den Aufenthalt und zieht zu dem Nachbar, wodurch sie allmählig die Runde in ihrem ganzen

Bezirk macht. Es gibt aber auch Lehrerinnen, die es vorziehen, ihre selbstständige Wirthschaft im Schulhause zu führen, wenn es auch einsam und verlassen dasteht. Dazu ist allerdings ein gewisser Grad von Muth erforderlich, denn mutterseelenallein in oft recht wilder Gegend zu leben, ist namentlich für ein weibliches Wesen gerade keine Annehmlichkeit. Doch an Muth und Entschlossenheit mangelt es den amerikanischen Frauen nicht, und so trifft man denn mitunter mitten in der Wildniß eine vereinsamte Schöne, die hier nur während der Unterrichtszeit die Kleinen des Distrikts um sich sieht, sonst aber mit der Außenwelt so gut wie gar nicht in Berührung kommt.

Auf einer meiner Wanderungen durch den südlichen Theil Kaliforniens traf ich auf ein derartiges, ganz abgelegenes Schulhaus, an welches sich folgende kleine Episode knüpft.

Die Bewohnerin und strenge Zuchtmeisterin der Jugend war eine noch junge Dame im Alter von etwa fünfundzwanzig Jahren, der man auf den ersten Blick ansah, daß das Wort „Furcht" nicht in ihrem Lexikon stand. Da mich schon Stunden lang der Durst sehr folterte, so betrat ich das Gebäude, um mir einen Trunk Wasser zu erbitten. Obgleich mein Aeußeres infolge langer Wanderung wenig salonmäßig war, so nöthigte mich die freundliche Dame doch in's Zimmer, wo ich Gelegenheit fand, die Häuslichkeit wenigstens oberflächlich zu betrachten.

Allerdings gewahrte ich auch verschiedene Bücher, geschmackvoll auf einem kleinen Repositorium untergebracht, im Uebrigen aber machte das Zimmer eher den Eindruck einer Wohnung, die ein Förster oder wenigstens Jagdliebhaber inne hat. Rings an den Wänden hingen Büchsen und Gewehre, dazwischen Revolver und Bowiemesser, sowie verschiedene Jagdtrophäen, kurzum, ich konnte mein Erstaunen über eine derartige Ausstattung des Zimmers einer Lehrerin nicht unterdrücken.

Die Inhaberin mochte mir meine Verwunderung wohl ansehen

und sagte daher: „Ja, hier muß man sich schon ein wenig im Männerhandwerk üben, wenn man so allein wohnt und einzig auf sich angewiesen ist.

Denn sehen Sie," fuhr sie fort, „dadurch vertreibe ich mir einmal die Langeweile, indem ich mich im Schießen vervollkommne, vermehre meine Einnahme durch das Erlegen von allerlei Raubthieren, für welche das County bestimmte Prämien bezahlt, und bin schließlich im Stande, mein Leben nöthigenfalls zu vertheidigen, falls es Jemand auf dieses abgesehen haben sollte. Sie sehen dort das noch nicht ganz trockene Fell eines sogenannten kalifornischen Löwen über der Leine, den Träger desselben erlegte ich erst vor ein paar Tagen."

„Wie kamen Sie aber an den Löwen?" fragte ich höchst erstaunt.

„Es war gerade eine Zwischenpause im Unterricht, und die Kinder tummelten sich vergnügt vor dem Hause, wo jene großen Bäume so herrlichen Schatten gewähren. Plötzlich stürzt die ganze Schaar, Groß und Klein zu mir in's Zimmer mit dem Schreckensruf: ‚Ach Fräulein, draußen auf dem dicken Eichenbaum sitzt ein Puma.' Ich hatte Noth, die geängstigte Kinderwelt zu beruhigen, strengstens befehlend, nicht mehr hinaus zu gehen, sondern geduldig drinnen zu verharren. Nachdem ich meinen Zöglingen einigermaßen die Angst vertrieben, schritt ich nach der Wand und ergriff hier diese Büchse, mit der ich mich vor die Thür begab. Sehr bald hatte mein Auge in der That die Bestie in den Zweigen bemerkt, die funkelnden Blickes auf die ängstlich an ihren Halftern zerrenden Pferde herabschaute. Im Moment hatte ich auch das Gewehr erhoben, der Schuß krachte, die Kinder innen stimmten ein Zetergeschrei an und gleich einem Sack fiel das Thier wenige Schritte von meinen Füßen todt zur Erde."

Ich konnte nicht umhin, der jungen Dame, die mir diese Affaire erzählte, wie wenn ein europäisches Fräulein in einem

Kaffeeklatsch etwa über ihre neueste Toilette berichtet, mein Kompliment ob ihres Muthes zu machen. O. v. Briesen.

Goethe's Gesuch um Zulassung zur Advokatur. — Folgendes Gesuch, bei dem höchsten Gerichte der freien Reichsstadt Frankfurt a. M. zur Advokatur zugelassen zu werden, ist weniger seines Inhalts, als des vor hundert Jahren gebräuchlichen Geschäftsstyles wegen interessant, und weil es von einem Manne gestellt ist, der als ein Stern erster Größe am geistigen Himmel Deutschlands geglänzt hat und für alle Zeiten leuchten wird. Es lautet:

„Wohl- und Hochedelgebohrne, Veste und Hochgelehrte und Wohlfürsichtige Insonders Hochgebietende und Hochgelehrteste Herren Gerichts-Schultheiß und Schöffen. Ew. Wohl- und Hochedelgebohrene Gestreng und Herrlichkeit habe ich die Ehre mit einer erstmaligen und gehorsamsten Bitte geziemend anzugehen, deren Gewährung mir Hochderoselben angewohnte Gütigkeit in der schmeichelhaftesten Hoffnung voraussehen läßet. — Da mich nähmlich, nach vollbrachten mehreren akademischen Jahren, die ich mit möglichstem Fleiß der Rechtsgelehrsamkeit gewiedmet, eine ansehnliche Juristen-Fakultät zu Straßburg, nach beyliegender Disputation, des Gradus eines Licentiati Juris gewürdigt; so kann mir nunmehro nichts angelegener und erwünschter seyn, als die bisher erworbenen Kenntnisse und Wissenschafften meinem Vaterlande brauchbaar zu machen, und zwar vorerst als Anwald meinen Mitbürgern in ihren rechtlichen Angelegenheiten anhanden zu gehen, um mich dadurch zu denen wichtigeren Geschäfften vorzubereiten, die, einer hochgebietenden und verehrungswürdigen Obrigkeit mir dereinst hochgewillet aufzutragen, gefällig seyn könnte. Weilen nun aber niemand ohne besondere vorhergehende grosgünstige Hohe Erlaubniß, obgesagten Beschäfftigungen sich unterziehen darf; Als ergehet an Ew. Hochadelige Gestreng und Herrlichkeit mein gehorsamst geziemendes Bitten, daß Hochdieselben

mich in den numerum dahiesiger Advocatorum ordinariorum an- und aufzunehmen hochgefälligst geruhen wollen. Welche solchergestalt mir erwiesene hohe Gewogenheit, in dem lebhafftesten Angedencken bey mir bleiben, und zur unaufhörlichen Erinnerung dienen wird, wie sehr es eine meiner fürnehmsten Pflichten seye, Zeitlebens zu verharren Ew. Wohl- und Hochedelgebohrnen Gestreng und Herrlichkeit treugehorsamster

Johann Wolfgang Goethe."

Dieses von Goethe an seinem Geburtstage, 28. August 1771, datirte Gesuch erhielt schon drei Tage darauf seine Gewährung, und bald nachher begann der junge Dichter seine Thätigkeit als Advokat in seiner Vaterstadt. R.

Ein prophetischer Traum. — Wenngleich das bekannte Sprichwort: „Träume sind Schäume" sicherlich große Wahrheit birgt, so läßt sich doch nicht leugnen, daß einzelne Traumbilder schon auf seltsame Weise in Erfüllung gegangen sind. Einen solchen prophetischen Traum hatte einst der verstorbene russische Reichskanzler Fürst Gortschakoff, als er noch russischer Gesandter in Stuttgart war. Er schrieb denselben sofort nieder und durch seine Erfüllung wurde er für alle Zeiten interessant.

Gortschakoff legte auf gute Küche einen ganz besonderen Werth, und dieses Amt war in den Händen eines in seinem Fache sehr berühmten Koches Namens Gruyère. „Als ich mich eines Tages," so träumte der Fürst nach seiner Aufzeichnung, „zur Tafel begeben wollte, trat bleich und verstört mein Koch Gruyère in das Zimmer und verkündigte mir, in der Küche passirten unerhörte Dinge. Er selbst habe ein schönes, mit Trüffeln gefülltes Huhn an den Spieß gesteckt und dem Küchenjungen streng befohlen, den Spieß fleißig umzuwenden und das Huhn mit Sauce zu begießen. Kurz darauf habe er nachsehen wollen, und zu seinem Schrecken habe statt des Huhnes der doppelköpfige Adler Rußlands an dem Spieß gesessen mit einem Wappen auf der Brust. Die Stelle

des Küchenjungen sei von einem reich gekleideten Herrn mit einem Kreppband am Arm eingenommen gewesen. Ein Türke mit einem Turban auf dem Kopfe, mit gekreuzten Beinen sitzend, habe den Blasebalg gezogen. Da ich dieser Mittheilung keinen Glauben schenken wollte, suchte ich meinen verstörten Koch nach Möglichkeit zu beruhigen, was mir jedoch nicht gelang, ich sah mich vielmehr gezwungen, ihn in die Küche zu begleiten. Doch wie groß war meine Ueberraschung, als ich die Wahrheit seiner Aussage mit meinen eigenen Augen bestätigt fand.

Bei meinem Eintritt erhob sich der Mann im reichen Gewande, kam mir entgegen, verbeugte sich tief und küßte meine Hand, wobei ich in ihm den Kanzler v. Nesselrode deutlich erkannte. Durch die Berührung der eisigen Lippen auf meiner Hand erwachte ich aus dem Schlafe.

Nachdem ich mir die Einzelheiten dieses Traumes genau aufgeschrieben, befragte ich den berühmten schwedischen Traumdeuter Wolkstagen, der großes Ansehen genoß. Wolkstagen verkündete mir den Krieg und die Niederlage der Russen, den Tod des Kaisers Nikolaus, den Sturz des Kanzlers v. Nesselrode und meine Erhebung auf seinen Posten." —

Die Zukunft lehrte, daß diese Traumauslegung in der That in Erfüllung ging. v. D.-H.

Bauernloos. — Heutzutage ist der Bauer ein freier Mann, der stolz auf seine Freiheit und Unabhängigkeit sein kann. Freilich ist es noch nicht sehr lange her, daß dies so ist. Noch im vorigen Jahrhundert war der Bauernstand gar gedrückt und da hieß es wohl: „Der Bauer muß bezahlen und — Prügel haben." Ein Erlaß Friedrich's des Großen aus dem Jahre 1749 wirft ein eigenthümliches und bezeichnendes Licht auf das damalige Verhältniß zwischen den Beamten und Bauern. Das von Berlin aus datirte Schriftstück ist an die kurmärkische Kammer gerichtet und lautet: „Dieweil bishero verschiedene Beamte die

Bauern mit Stockschlägen übel traktiret haben, Wir aber dergleichen Tyrannei gegen die Unterthanen durchaus nicht gestatten wollen, so wollen Wir, daß, wenn forthin Einem bewiesen werden kann, daß er einen Bauer mit dem Stock geschlagen habe, Ersterer sodann deshalb alsofort und ohne Gnade auf sechs Jahr zur Vestung gebracht werden soll, und wenn auch schon der gleiche Beamte der beste Bezahler war und seine Pacht pränumerirte. Ihr habt demnach dieses denen Beamten gehörig zu insinuiren und bekannt zu machen, auch wenn forthin der Fall eintreten sollte, daß ein Beamter einen Unterthan geschlagen, alsdann vor (für) letzteren wider den Beamten Partie zu nehmen. Friedrich." M—l.

Eine seltsame Bittschrift. — Napoleon III. erhielt einst während eines Aufenthaltes in Vichy von einem Veteranen folgende Bittschrift: „Sire! Ich habe mir unter Euerm lieben Onkel zwei tödtliche Wunden zugezogen, die das Glück meines Lebens ausmachen: die eine bei Wagram, die andere am linken Schenkel. Wenn Ihr glaubt, daß diese zwei Wunden der Konzession eines Tabakverschleißes entweder hier in Sèvres oder anderswo, werth seien, so würde ich Euch zum Voraus für Eure Liebenswürdigkeit danken. Ich muß bemerken, daß ich in Schulden stecke bis an den Hals.

A. Perrin, ehemaliger Korporal.

Die Antwort ist zu frankiren." D. C.

Der „Reifbeißer". — Im Jahre 1450 wuchsen in Oesterreich so saure Trauben, daß die Schankwirthe und Bürger von Wien den gekelterten Wein in die offene Gasse ausschütteten, weil sie ihn seiner Herbheit wegen nicht trinken mochten. Dieser Wein wurde „Reifbeißer" genannt, angeblich, weil er so ätzend gewesen, daß er die Dauben und Reifen der Fässer angefressen hätte. Wahrscheinlich stammt aber der Name von dem Reif her, der die Trauben verdorben haben mochte. Um jedoch die Gottes-

gabe auf eine würdigere Weise denn als Straßenbesprengungsmittel zu verwenden, erließ Kaiser Friedrich IV. ein Gebot, den Wein, den man nicht trinken wolle, nach dem Stephanskirchhofe zu führen. Meister Buxbaum, der damals den Grund zum zweiten Stephansthurme legte, ließ den Mörtel mit diesem Wein anfeuchten und den Kalk damit löschen. Wenige Wiener mögen beim Anblick des Thurmes daran denken, wie viel „Reifbeißer" sein Mörtel getrunken hat. Kl.

Zeit ist Geld. — Das Redaktionsbureau einer Zeitung in Sydney (Australien) trägt an der Eingangsthür einen Anschlag, welcher jedem Besucher bekannt macht, daß der Redakteur nicht anders zu sprechen sei, als wenn er für seine Zeit bezahlt wird. Wer eine Audienz bei ihm wünscht, hat an der Thür des Wartezimmers ein Eintrittsbillet zu lösen. Eine Stunde kostet zehn, ein halbe fünf und eine Viertelstunde drei Schilling. Kl.

Kindliche Naivetät. — Als Iffland noch am Mannheimer Stadttheater angestellt war, schenkte er bisweilen seiner Wirthin, einer Wittwe und ihrer kleinen Tochter Freibillets zu den Stücken, in denen er mitspielte. Eines Abends saß nun diese Wittwe und ihr Töchterchen im Parterre, als Iffland eben in irgend einer Rolle von Verschworenen ermordet werden sollte. Diese Scene ergriff das Kind so lebhaft, daß es laut ausrief:

„Halt! halt! Bringt Herrn Iffland nicht um, sonst bekommen wir keine Theaterbillets mehr!"

Unter dem darauf folgenden homerischen Gelächter des Publikums ging natürlich die ganze Scene verloren. —dn—

Herausgegeben, gedruckt und verlegt von Hermann Schönleins Nachfolger in Stuttgart.




UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 01908 0525

